10 373

Erwerbs-Buch Nr. 8868

HANS POESCHEL

bwana hakimu

Richterfahrten in Deutsch-Ostafrika

Mit 15 Federzeichnungen
von Kurt Degenkolb

Koehler & Voigtländer · Verlag · Leipzig

(1940)

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5168937

Verlagsnummer 4188—00
2. Auflage, 6.—10. Tausend

10373

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1940 by Koehler & Voigtländer, Verlag in Leipzig
Printed in Germany

Meinen Söhnen

Mein Afrika-Büchlein „Bwana Hakimu" soll in der neuen Auflage zwar äußerlich im neuen Gewand, im Text aber unverändert so hinausgehen, wie es einst, bald nach dem Weltkrieg, aus der brennenden Sehnsucht nach dem verlorenen Deutsch-Afrika und der gewissen Zuversicht seiner Wiedergewinnung entstanden war. Der Tag, so hoffen wir, ist nun nicht mehr fern, wo die Zuversicht gerechtfertigt und die Sehnsucht gestillt wird. Groß-Deutschland haben wir, das Größere Deutschland wird kommen.

München, im Frühjahr 1940

Hans Poeschel

INHALT

Den Toten Deutsch-Ostafrikas 11
Daressalam 19
Alltagsleben in Daressalam 23
Inder 33
Sonntagsausflug 40
Kaisers Geburtstag 46
Bagamojo 51
Flußfahrt 54
Baumsteppe 57
Giraffen 62
Der Boy 67
Usambarabahn 78
Moschi am Kilimandjaro 81
In den Bananenhainen 90
Pflanzer am Kilimandjaro 95
Missionen 101
Kibo 107
Mawensi 121
Jahreszeiten 126
Farmer am Meru 132
Askaris 139
Buren 144
Massai 150
Wanderleben im Innern 156
Tierkameradschaft 164
„Halli" und „Hallo" 171
Gerichtstag 185
Richterfahrten 192
Der Elefantenwilderer 201
Negergedanken 212
Negersitten 219
Büffel 227
Im Lande der Riesenkrater 238

DEN TOTEN DEUTSCH-OSTAFRIKAS

Berlin, im Frühjahr 1920

Euch, liebe Waffenbrüder, die ihr im Kampf um das deutsche Ostafrika euer Blut vergossen habt, widme ich diese Blätter. Und euch übergebe ich sie, Brüder und Schwestern in der eng gewordenen Heimat, die ihr noch heiße, sehnsüchtige Jugend im Herzen fühlt und den unbändigen alten deutschen Trieb, zu wandern und zu wagen.

In Kindertagen, wenn Gewitterstürme über die Wälder meiner Heimat dahinbrausten, sah ich Wodans wildes Heer, den Götterkönig mit den toten Recken der Vorzeit, jauchzend durch den Luftraum reiten. Blitze schnoben die weißmähnigen Wolkenrosse, auf denen die Gewaltigen vorgebeugten Leibes einherwetterten, Laub und Staub wirbelte unter den rasenden Hufen, Donnergebrüll war der Schlachtruf der Walküren, und aus den zerwühlten, laut aufrauschenden Baumkronen reckten sich tausend begeisterte Arme: mit euch! mit euch! ach — vorüber! vorüber! — Im tröpfelnden Regen sah ich mit brennenden Augen die letzten der wilden Reiter davonsprengen, über die Regenbogenbrücke in den Himmel hinein. Und mit rippensprengender Sehnsucht blickte der Knabe ihnen nach.

Eine andere wilde Jagd ist über die Welt gefegt. Wir haben sie als Männer mitgeritten. Weiter hinaus als je in der langen Geschichte der Deutschen, des ewig wandernden

Volkes, ist Wodans Sturmlied gebraust. Vorüber, vorüber. Wenn nun heute wieder die Geisterbrücke am Himmel sich wölbt, auf der die gefallenen deutschen Kämpfer nach Asgard ziehen, so erhebt sich ihr einer Pfeiler weit im Norden aus den Buchenforsten des baltischen Meeresufers, der andere steht fern am palmengrünen Gestade des Indischen Ozeans auf afrikanischer Erde. Und wieder klemmt sich das Herz vor Sehnsucht in der Brust, wenn die letzten Reiter der wilden Jagd fern am südlichen Horizont verschwinden: vertraute, sonnenbraune Gesichter unterm Tropenhelm, die schlanken Gestalten in zerfetzten Khakiröcken.

Es war ein leuchtender Traum, für den ihr kämpftet und fielt, ihr lieben Kameraden in Ostafrika, der Traum, daß Deutschlands künftigen Geschlechtern die weite schöne Welt nicht verrammelt sei, daß deutsche Jugend nicht verdammt sein sollte, in enger Heimat zu verdumpfen und zu verkümmern.

Wie oft, in friedlichen Tagen, haben wir plaudernd zusammen im behaglichen Klub in Daressalam oder draußen in einsamer Steppe vorm Zelte gesessen. Deutscher Wein duftete in den Gläsern, und uns durchrann das Hochgefühl, als Deutsche teilzuhaben an der Herrlichkeit der Tropenwelt.

Da warf wohl manchmal einer von uns die Frage auf: „Wenn nun der Krieg mit England kommt, was dann?" Daß er einmal kommen würde, unentrinnbar, das war uns da draußen in Afrika allen klar. Unmittelbarer als in der Heimat empfanden wir das Mißverhältnis zwischen der dem Deutschtum innewohnenden Kraft und seiner äußeren Weltgeltung. Und sagten uns dasselbe nicht die Engländer bei jeder sich bietenden Gelegenheit? Im leichten Plauderton, mit lächelndem Bedauern hatten schon Jahre zuvor englische Gastfreunde

zu mir von dem bevorstehenden Kampfe „Karthagos gegen Rom" wie von der selbstverständlichsten Sache von der Welt gesprochen. Wir wünschten die Auseinandersetzung nicht herbei, denn wir kannten John Bull besser, als man ihn daheim kannte. Aber wir glaubten an die Vernunft der Weltgeschichte, die nicht zulassen würde, daß ein Volk von der Größe und den Gaben des deutschen zum Schaden der ganzen Welt dauernd das Aschenbrödel unter den Weltvölkern blieb.

Welche Rolle würde uns Afrikanern dann im Kriege zufallen? Würden die feierlichen Staatsverträge, würde politische Klugheit und Rassenschamgefühl unsere Gegner hindern, mit Waffengewalt in unser Schutzgebiet einzufallen und der niedergehaltenen schwarzen Welt das Schauspiel brudermörderischer Selbstzerfleischung der weißen Rasse zu geben? Entschieden würde das Schicksal Afrikas ja doch in der Nordsee und auf französischen Schlachtfeldern. Würden wir nicht verurteilt sein, tatenlos und ruhmlos auf unserm Außenposten abzuwarten, bis das Gewitter in Europa ausgetobt hätte, nur hier und da beutelüsterne Grenzstämme zurückzuwerfen, die der britische Nachbar auf uns losließe? Glücklich diejenigen, so dachten wir, die dann, zufällig auf Urlaub in der Heimat, Leib und Leben in dem künftigen Kampfe um unser geliebtes afrikanisches Neudeutschland mit einsetzen dürften!

So grübelten wir in schwülen Tropennächten.

Es ist anders gekommen, als wir erwartet hatten. Der Kolonialkrieg mit allen seinen Schrecken, wie die Welt sie grausend aus den wilden Jugendjahren der nordamerikanischen Kolonien kannte, ist in unserem aufblühenden Ostafrika ebenso wie in den übrigen deutschen Schutzgebieten entfesselt worden. Jede deutsche Faust in Afrika wurde gebraucht, den deutschen

Kolonialbesitz gegen rings andrängende Habgier zu verteidigen. Das Ungeheuerste aber haben die Deutschen Ostafrikas geleistet.

Ein strahlender Sieg bei Tanga über achtfache englische Übermacht eröffnete die lange Reihe ihrer Heldentaten in diesem unvergleichlichen Feldzuge. Tollkühne Streifzüge und abenteuerliche Grenzkämpfe schlossen sich an, hinter denen alles verblaßt, was einst in Indianergeschichten uns als Jungen das Blut in die Köpfe trieb.

Fast zwei Jahre hindurch gelang es einer Handvoll deutscher Männer, das riesige Land vom Feinde freizuhalten. Dann setzte nach einheitlichem Plane der allseitige Ansturm britisch-burischer Massenheere, unterstützt durch belgische und portugiesische Truppen, gegen die winzigen Verbände der Schutztruppe ein. Abgeschnitten von allen Hilfsquellen der Heimat, standen die wenigen Tausende der Unsern mit ihren treu ergebenen schwarzen Kameraden einem Aufgebot von Hunderttausenden aus drei Erdteilen gegenüber, die mit allem modernsten Kriegsgerät überreichlich ausgerüstet waren — standen und verzagten nicht. Das Herz stockte uns, wenn wir im Erdloche vor Verdun oder im flandrischen Schlammgraben von der zwanzigfältigen Überzahl lasen, die sich unter Dutzenden von Generälen zur Vernichtung des einen, Lettow-Vorbeck, und seiner Getreuen zusammenschob. Und dann schlug es uns in um so hellerer Bewunderung, als allmählich die Nachrichten von ihrer beispiellos zähen Verteidigung durchdrangen. Größeres hat die Sonne Afrikas nicht gesehen, als den Kampf der Deutschen um Deutsch-Ostafrika. Überall, am Kilimandjaro, am Longido, bei Kondoa Irangi und um Tabora, am Rufidji und Lukuledi — in Steppenglut und Tropenregen — haben sie sich geschlagen wie die Löwen. Schutztruppler, Be-

amte, Farmer, Kaufleute und die schwarzen Askaris, sie alle haben unter General v. Lettows kluger und kühner Führung ihre Kräfte verzehnfacht, sonst wäre das Wunder nicht möglich gewesen. Wie schwer es war, das ermißt nur der, der selbst den afrikanischen Busch kennt.

Erst nach vierzig Kriegsmonaten gelang es der britischen Sturmflut, das letzte Stück überseeischen Deutschlands zu überschwemmen. Aber der Kampf war damit nicht ausgekämpft. An der Südgrenze des Schutzgebiets, von allen Seiten eingekesselt, durchbrach der wunde Büffel noch einmal die englischen und portugiesischen Treiberketten. Tief in feindliches Gebiet drang der unheimliche deutsche General mit seiner eisernen Legion ein. Und noch über ein Jahr lang zog er seine atemlosen Verfolger hinter sich her, kreuz und quer durch portugiesische, deutsche und englische Gebiete, der Schrecken und die Bewunderung seiner Feinde. Als endlich in jenem unseligen Nebelmonat die Heimat nach vier Jahren voll unvergleichlicher Taten hungergeschwächt und an sich selbst verzweifelnd ihre Waffen niederlegte, da trotzten Lettow-Vorbecks Feldzeichen noch immer unbesiegt auf dem schwarzen Erdteile.

Staunend fragt die Heimat, fragt die ganze Welt, was den Männern um Lettow die Kraft zu so übermenschlichem Ausharren gegeben hat. Wir „alten Afrikaner" wissen es. Außer dem selbstverständlichen Pflichtgefühl war es die zäh haftende Liebe zu diesem herrlichen Stück Neudeutschland, dem sie in sonnigen Friedenstagen ihr Herz und ihre beste Kraft verschworen hatten, und die eingewurzelte Überzeugung von dem unersetzlichen Werte dieses Besitzes. Jeder, der einmal dort drüben gelebt hat, verfällt dem Banne Ostafrikas. Dieses reiche, naturschöne Land, in dessen Boden so viel deutsche Ar-

beit und deutsche Liebe steckt, dem Engländer überlassen zu müssen, bei diesem Gedanken dreht sich jedem Ostafrika-Deutschen das Herz im Leibe um; es aber auf Nimmerwiedersehn für Deutschland verloren geben zu sollen, das vermag keiner zu fassen.

Wüßten meine Landsleute doch, was wir an unserm Ostafrika besaßen! Brennte doch in den Herzen aller deutschen Jungen eine lebendige Vorstellung davon, so heiß und leuchtend, wie ich sie in mir trage! Ein wenig dazu zu wirken, ist die Aufgabe dieser Blätter. In meinem Gefechtsstand am „Toten Mann" und im Ruhequartier in einem zerschossenen Dörfchen hinter der Somme habe ich — ein Ostafrikaner auf Heimaturlaub — in meinen Aufzeichnungen aus den Jahren 1912—1914, da ich selbst drüben wirken durfte, geblättert, und oftmals habe ich, wenn der Himmelsrand vom Wetterleuchten der Dauerschlacht flammte oder das Trommelfeuer stumpfsinnig über uns weg polterte, meinen aufhorchenden Kameraden von dem majestätischen Gletscherdom des Kilimandjaro erzählt, von dem grausigen Spuk im Meruwalde, vom fröhlichen Daressalam und vom stillen Bagamoyo, von den unendlichen zukunftsreichen Grasländern, wo die tausendköpfigen Wildherden weiden. Wie leuchteten da die Augen, wie schwollen die Herzen in Sehnsucht und Stolz. Aus diesen Erzählungen im Feldlager und im Unterstand sind die vorliegenden Blätter entstanden.

Sollte es uns nicht jetzt, nach dem Zusammenbruch all unserer Träume für die nächste Zukunft, doppelt wohltun, unsere Blicke aus der grauen Enge des Alltags einmal hinausschweifen zu lassen in jene sonnigen Weiten, wo die deutsche Flagge schwarzen Millionenvölkern Frieden, Gesittung und Fortschritt bedeutete, wo ungezählte Negerherzen heute den

Tag herbeisehnen, da ihre rechtmäßigen deutschen Herren wiederkehren?

So will ich denn kunterbunt aus der Fülle des ostafrikanischen Lebens einige kunstlose Schilderungen geben. Keine Abhandlungen über hohe Politik, Krieg, Wirtschaftsfragen, Handelsstatistik und dergleichen. Wie bitter not unserer darniederliegenden Volkswirtschaft die reichen Naturschätze unserer Kolonien sind, das haben ohnehin auch ehemalige Zweifler erkannt, seitdem wir ihrer entraten müssen. Auch soll beileibe nicht der Versuch gemacht werden, das ganze Schutzgebiet, das fast zweimal so groß war wie das Deutsche Reich, darzustellen. Nur mit einigen willkürlichen Stichproben möchte ich meinen Lesern einen Begriff geben, wie es denn eigentlich dort drüben aussah, wie sich's lebte in den Ansiedlungen und in den Steppen und Wäldern des tropischen Deutschlands.

Hauptsächlich in meiner Eigenschaft als Richter, als „Bwana Hakimu", habe ich die Landesteile durchwandert. Des Richters einzige Pflicht — gerecht zu richten — legte es mir besonders nahe, mich mit ganzer Seele in das Wesen des Landes, in die Eigenart seiner Verhältnisse und in die Herzen seiner weißen und farbigen Bewohner hineinzufühlen. Für den Richter ist nichts so unwesentlich, nichts so fernabliegend oder wunderlich, daß es nicht ein liebevolles Sichvertiefen lohnte, wenn er redlich bestrebt ist, all den unendlich verschiedenartigen Menschen, deren Wohl und Wehe in seine Hände gelegt ist, ein wirklich gerechter Richter zu sein. Gilt dies schon überall, so hat es doch in einem fremdartigen tropischen Neuland, auf dessen Verhältnisse die bewährten Rechtssysteme der alten Kulturwelt nur mangelhaft passen, erhöhte Bedeutung.

Und so darf ich meine anspruchslosen Schilderungen „Richterfahrten" nennen, auch wenn im einzelnen die Beziehung zur richterlichen Berufstätigkeit oder gar zur Juristerei nicht hervortritt.

Ostafrika ist der Schauplatz, wohin der Leser geführt wird. Wer aber mit mir empfänglichen Sinnes dem Flüstern der Palmen und Schirmakazien dieses Sonnenlandes gelauscht hat, der hat damit zugleich einen Hauch von dem eigenartigen Zauber aller uns entrissenen deutschen Kolonien empfunden.

Nicht Haß oder Rache wollen diese Blätter predigen, wenn mir auch oft beim Schreiben war, als würgte mich eine Faust an der Gurgel. Sondern um Liebe und waches Gedenken wollen sie werben.

Viel hundert deutsche Gräber haben Ostafrika zu deutschem Land geweiht. Viel hundert der treuesten deutschen Herzen schlafen in seiner heiß umkämpften Erde. Wenn nachts die Hyäne über die mondbeglänzten Steppenhügel trabt und die Neger raunend um die Feuer hocken, dann rauscht der Geisterzug der gefallenen Helden durch die Lüfte, und an allen Feuern vom Kilimandjaro bis zu den waldigen Buchten des Nyassasees leben die großen Erinnerungen auf an unsterbliche Taten, gemeinsam vollbracht von den schwarzen Kindern des Landes mit ihren deutschen Führern und Kameraden.

Und ein Fragen tuschelt um die Feuer — ein Fragen — und ein Warten — —

DARESSALAM

Reiseschleier flattern von den Hüten der Damen. Der Neuling stülpt den ungewohnten Tropenhelm auf. Alles macht sich in freudiger Hast fertig, den „Prinzregent" zu verlassen. Denn dort drüben winkt im funkelnden Lichte des Tropenmorgens das Ziel der langen Seefahrt, die Küste Deutsch-Ostafrikas.

Meine englische Tischnachbarin kann auch jetzt ihr herausforderndes Politisieren nicht lassen: „Was würden Sie tun, Doktor, wenn in diesem Augenblick der Funkspruch käme: England hat Deutschland den Krieg erklärt? Würden Sie mich nicht sofort über Bord werfen, zu den Haifischen?" Aber sie wartet die Antwort nicht ab. Meinem Blick hinüber zur Küste folgend, lenkt sie ein: „Ja, wundervoll! Wirklich wundervoll!"

Mich hatte schon beim ersten Anblick des Landes ein seltsam heißes Frohgefühl gepackt. Afrika, Deutschafrika! Uns, dem Volke Goethes und Wilhelm Raabes, den Kindern aus der Heimat Dornröschens und der Frau Holle, uns gehört dieses Stück Tropenherrlichkeit zu eigen wie dem Spanier einst seine Neue Welt, wie dem Briten heute sein Indien! Entzückt umfaßte mein Blick das Bild des grünen Küstensaumes. Palme an Palme. Dazwischen zartgefiederte Kasuarinen. Hie und da die massigen dunkeln Laubkolosse der Mangobäume. Der Leuchtturm und einige helle Häuser tau-

chen aus dem Grün. Aber noch ahnt man nicht, wo da ein Hafen sein soll. Die Hauptstadt spielt Verstecken mit dem Neuankömmling. Endlich öffnet sich eine ganz schmale Wasserstraße, und nachdem sie durchfahren ist, tut sich wie ein Binnensee die weite Hafenbucht auf. In überraschend langer Ausdehnung, schimmernd in Weiß und Hellgelb, spiegelt sich Daressalams Seefront im blauen Wasser. Rote Dächer leuchten aus der Umrahmung von Tropengrün. Die schlanken Türme der beiden Kirchen recken sich lustig in den blauen Himmel hinein. Und schwarzweißrote Fahnen überall.

Noch einmal brüllt die Dampfsirene. Eine ganze Flottille von blitzsauberen Booten, mit den deutschen Farben bemalt, die deutsche Flagge im Heck, schießt auf uns los. Deutsche Landsleute sitzen drin, Herren und Damen in weißen Gewändern. Die farbigen Ruderer tragen schwarzweißrote Streifen um ihre Matrosenkragen, einige schwingen mächtige Willkommensträuße aus fremdartigen Blumen in den Händen. Zwei, drei Booten sieht man's an, daß sie bestimmt sind, die eintreffende Gattin oder Braut abzuholen. Sie sind über und über mit Girlanden von Mangolaub und bunten Blüten bekränzt. Tücherwinken. Deutsche Rufe. Stürmische Begrüßungen auf dem Fallreep. Die Bordkapelle schmettert das deutsche Lied dazu. Kurzum, man fühlt, nach drei Reisewochen durch fremde Länder und Meere: Hier bist du in deutsches Land gekommen.

Ein erster Spaziergang an Land hält, was der Anblick vom Schiffe aus versprochen. Es liegt eine heiter vornehme Stimmung über der Europäerstadt. Alle Häuser, gleichviel ob Amtsgebäude, Privatvillen oder Geschäftshäuser, sind luftig und weiträumig angelegt, wie es das Klima erfordert. Nir-

gends fehlen Veranden, die oft das ganze Haus in Erd- und Obergeschoß umgeben. Das blendende Weiß, das durchaus vorherrscht, läßt alles frisch, wie von gestern erscheinen. Meist stehen die Gebäude in weiten Zwischenräumen, so daß um sie herum der südliche Pflanzenwuchs seine ganze malerische Üppigkeit entfalten kann. Da prunken die Kokospalmen und die Mangobäume und beschatten die breiten Straßen. Riesenkerle von kahlen Affenbrotbäumen ragen wie Vorweltungetüme dazwischen. Von den Zweigen der „Leberwurstbäume" hängen in Unzahl an meterlangen Fäden die langen, dicken Fruchtwülste herunter. Blumen, Büsche und blühendes Rankenwerk jubilieren in buntester Fülle, wohin man blickt, in Gärten, auf Schmuckplätzen und an den Rändern überwucherten Baulands.

An diesen den Strand umsäumenden vornehmsten Teil der Stadt schließen sich landeinwärts die Straßen, in denen schon enger zusammengedrängt die einfacheren Europäer wohnen. Die Mehrzahl natürlich Deutsche. Aber auch viele Griechen sind darunter, die überall im Orient mit beim ersten Vortrab Europas sind. Ferner christliche Syrer und Goanesen, braunhäutig-schwarzhaarige Mischlinge aus portugiesischem und indischem Blut.

Ein Viertel für sich bilden die buntscheckigen Straßenzüge der Inderstadt. Da drängt sich Lädchen an Lädchen und Werkstatt an Werkstatt in echt orientalischem Wirrwarr.

Als äußerster Kranz umschließen endlich die dichtbevölkerten Negerviertel diese an Gegensätzen reiche Stadt. Über zwanzigtausend Schwarze hausten dort, und immer mehr strömten hinzu, angelockt durch die Annehmlichkeiten und Erwerbsgelegenheiten der „Großstadt". An breiten, regelmäßigen

Straßen reihen sich unter Palmen wohlgeordnet die stattlichen Negerhütten. Das schwarze Volk hockt vor den Türen auf dem Boden herum, nachts überstrahlt von elektrischen Bogenlampen.

Weiter hinaus führen schöne, ganz europäische Landstraßen in das unübersehbare Gebiet der Pflanzungen. Palmenhaine – stundenweit.

Wie mag es heute in Daressalam aussehen? Stadt und Hafen waren in keiner Weise befestigt. Das einzige Kanonenähnliche in der Hauptstadt war ein vorsintflutlicher Böller am Kai. Täglich Punkt zwölf Uhr wurde aus ihm der ersehnte Mittagsschuß gelöst, der das offizielle und private, weiße, braune, gelbe und schwarze Leben in Daressalam regelte.

Wehrlos, selbst von der Schutztruppe entblößt, lag die schöne Stadt – nach englischen und amerikanischen Urteilen die schönste an der ganzen Ostküste des Erdteils – vor den Geschützen der englischen Kriegsschiffe, die ihre stattlichsten Zierden, den säulengetragenen Gouverneurspalast, das elegante Hotel „Kaiserhof", das klotzige Bezirksamt und andere Gebäude in Trümmer legten.

Das Deutschtum ist hier wie im ganzen Schutzgebiet bis auf die Gräber der Toten rein weggefegt.

Das Daressalam vor dem Kriege – so wie es unvergänglich in unserer Erinnerung lebt – war eine außerordentlich fleißige Stadt, auch hierin deutsch wie Berlin oder Leipzig. Streng geregelt verlief für die meisten seiner Einwohner ein Werktag wie der andere.

Punkt sechs Uhr schiebt sich mein Bursche Hamis zur Tür herein, langt nach einigem Zögern durch den Spalt meines Moskitonetzes und tippt mich an den Arm. „Es ist zwölf Uhr, Herr. Das Bad ist fertig", sagt er auf Suaheli. Man muß sich im Gespräch mit den Schwarzen wohl oder übel an diese arabisch-mohammedanische Umkremplung der Stundenzahlen gewöhnen. Um zwölf Uhr aus dem Neste, von zwei bis sechs Uhr Vormittagsdienst, halb sieben Uhr Mittagessen, dann wieder arbeiten bis elf Uhr und halb zwei Uhr nachts erst Abendbrot, das ist eine komische Welt.

Nach dem Bade spielt Hamis mit der steinernen Miene und Feierlichkeit, die allen Negern im Dienste eigen ist, beim Ankleiden die Kammerzofe. Er reicht Stück für Stück in eigensinniger Reihenfolge, macht das Rasierzeug und das Zahnwasser zurecht, steckt die Knöpfe ins Hemd und in den frischen, weißen Anzug. Als erfahrener Europäerboy mit tadellosem Dienstbuch weiß er ja viel besser als ich selbst, was und wie ich's brauche. Bei der Wahl der Schuhe entscheidet

er jeden Morgen mit der ruhigen Bestimmtheit des Kenners: die „Weißen" (Segeltuchschuhe) oder die „Roten" (Lederschuhe), je nachdem ob schön Wetter oder Regen in Aussicht steht.

Um diese Zeit erscheint zwei- bis dreimal in der Woche der Wäscher, ein hagerer Inder. Man mietet ihn im Monatslohn, für seine zehn Rupien wäscht er alles. Aber wie! Deutsche Hausfrau, wie sieht schon nach wenigen Monaten das gute, neue Leinenzeug aus! Hamis behandelt den unterwürfigen, wortreichen Untertanen Seiner britischen Majestät mit kaltschnäuzigem Kammerdienerhochmut. Und genau paßt er ihm auf die Finger. Führte er nicht Wäschebuch wie ein guter Korporal, so verschwände ein Stück nach dem andern. Heute entdeckt er beim Durchzählen einen frischen Tintenfleck auf meinem weißen Gesellschaftsjackett und zeigt mir entrüstet das corpus delicti. Ich mache eine unwillige Handbewegung. „Schlag zu, großer Herr!" flötet der Inder in sanft bittendem Tone mit niedergeschlagenen Wimpern und hingehaltener Wange und heuchelt dankbares Erstaunen, daß seiner Einladung nicht Folge geleistet wird.

Es ist sieben. Die Sonne scheint schon ziemlich heiß. Doch kann man noch in der Mütze oder im Panama über die Straße gehen. Mein „Junge" — er hat die dreißig schon überschritten — begleitet mich zum Klubhause und bedient beim Frühstück, das kräftiger und reichhaltiger zu sein pflegt als der heimische Morgenkaffee. Gegen acht Uhr wird's lebendig auf den Straßen. Von allen Seiten strömt die Schar der weißgekleideten Beamten und Geschäftsleute zu Fuß oder im Rikscha — der leichten zweirädrigen, von einem Mohren gezogenen Tropendroschke — ihren Arbeitsstätten zu.

Muß erſt geſagt werden, was ſie dort treiben? Nun, wem bei der Tätigkeit der Kolonialmänner phantaſtiſche Bilder von morgenländiſcher Romantik oder wildweſtlichem Rauhreitertum vorſchweben, der wäre in Daresſalam wohl etwas enttäuſcht worden. Nüchterne, planvolle Arbeit iſt hier ebenſo Trumpf wie in der Heimat. In den hellen Amtsräumen der Behörden wie in den Kontoren der Geſchäftshäuſer müht ſich unermüdlich der gleiche Geiſt deutſcher Organiſation und Sachlichkeit und meiſtert die hundertfältigen Schwierigkeiten, die jeder neue Tag im Leben einer jungen Kolonie mit ſich bringt. Deutſches Recht wird in den Sitzungsſälen der Gerichte geſprochen, wenn auch bisweilen ein Dutzend europäiſcher, afrikaniſcher und aſiatiſcher Sprachen vorm Richtertiſche durcheinanderſchwirren.

In den Klaſſenzimmern der Regierungsſchule wettern ein paar hundert ſchwarze Abc-Schützen vor weißen Lehrern und ſchwarzen Hilfslehrern das Einmaleins vorwärts und rückwärts herunter und ſingen flott und ſicher zum Klang der Klarinette die deutſchen Volkslieder mit Suaheli- oder deutſchem Text. Auf den Exerzierplätzen werden die ſchwarzen Askaris der Schutztruppe von deutſchen Offizieren und Unteroffizieren auf gut deutſch gedrillt. Nur eins iſt anders als in der Heimat. Schwere körperliche Arbeit kann der Weiße hier ohne Schaden für ſeine Geſundheit nicht dauernd leiſten. Dazu ſind die Eingeborenen da. Um ſo buchſtäblicher gilt das „im Schweiße deines Angeſichts" auch für den Kopfarbeiter.

Der Böllerſchuß um zwölf Uhr ruft alles zu Tiſch, in den Klub, ins Kaſino, in die zahlreichen „Meſſen". Der Boy hat rechtzeitig vorher die leichte Kopfbedeckung vom Nagel ge-

nommen und den Tropenhelm dafür hingehängt, ohne den ſich der Weiße der Mittagsſonne nicht ausſetzen kann.

Man lebt im allgemeinen beſſer und reichlicher als in den gleichen bürgerlichen Schichten in der Heimat, jedoch ohne Üppigkeit. Die geſteigerten Anforderungen des Klimas an den Körper erheiſchen das Mehr und verpönen von ſelbſt das Zuviel.

Nach Tiſche, während der ärgſten Glut bis gegen drei Uhr, vegetiert man meiſt in paradieſiſcher Faulheit zu Hauſe hin, erſt dann nimmt man die Tagesarbeit wieder auf.

Die ſchönſte Stunde iſt von fünf Uhr bis zum Sonnenuntergang, der ſo nahe am Äquator mit geringen Abweichungen zu jeder Jahreszeit um ſechs Uhr eintritt. Ein kräftiger Seewind verſcheucht die Schwüle. In ſatteren Farben leuchtet die Welt. Ganz Daresſalam iſt auf den Beinen, Luft zu ſchnappen, ſpazierenzugehen und ſich dem Sport zu widmen. Der Hafen füllt ſich mit Segelbooten. Auf allen Tennisplätzen tummeln ſich Herren und Damen. Die große Sportwieſe belebt ſich mit Turnern, Fußball- und Golfſpielern. Muſik erklingt dazu und lockt Schauluſtige herbei. Wer Luſt hat, radelt hinaus zur Mſimbaſimündung, um dort ein Bad im Meere zu nehmen.

Weit mehr noch als in der Heimat iſt es zur Erhaltung der Spannkraft und Widerſtandsfähigkeit geboten, irgendeinen kräftigen Sport zu treiben, und dazu eignet ſich nur dieſe kurze, letzte Tagesſtunde. Freilich koſtet's manchen einen täglich neuen Kampf gegen den alten Adam, die hitzeſchlaffen, bleiſchweren Glieder in Schwung zu bringen und buchſtäblich in Strömen Schweißes die ſprichwörtliche tropiſche Energieloſigkeit fortzuſchwemmen.

Diesmal aber wollen wir ausnahmsweise nach einem gemächlichen Bummel als beschauliche Hüter deutscher Sitte irgendwo im Schatten einen Dämmerschoppen von eisgekühltem Daressalamer Schultzebier zur Brust nehmen, in der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung blättern und das Straßenleben an uns vorüberziehen lassen.

Mehr oder minder elegante Maultiergespanne und Maultierreiter — Pferde sind an der Küste selten — trappeln durch die Palmenallee. Kinderwagen kommen in Menge zum Vorschein. Schwarze Kindermädchen fahren die blauäugigen, jüngsten Deutschafrikaner spazieren und füllen ihre blonden Köpfchen mit ihrem Mohrensingsang und Mohrengeschwätz.

Hier kommt eine Gruppe geckenhaft einherschwänzelnder Suaheli. Wetten, daß mein Hamis dabei ist. Rote oder weiße, fezartige Mützchen sitzen schief auf den Köpfen, lange, weiße Kansus, hemdartige Gewänder, umfließen die breitschultrigen Gestalten. Das unvermeidliche, fingerdünne Spazierstöckchen und die Zigarette vervollständigen die großstädtische Eleganz dieser Strichbummler.

Weniger appetitlich sehen jene Arbeiter aus. Ein schmutziges Lendentuch und das greulich durchschwitzte, abgetragene Netzhemd eines Weißen ist ihr ganzer Staat. Ein Postjunge flitzt auf dem gelben Dienstfahrrad dazwischen, kokett im weißen Dienstanzug mit gelben Vorstößen. Schwarze Matrosen und Soldaten, in schmucken Khakiuniformen, schlendern mit selbstbewußter Haltung dem Hafen zu.

Den buntesten Bestandteil des Straßenpublikums bildet die schwarze Weiblichkeit. Volle, biegsame Gestalten sind es, in mattblaue Tücher gehüllt, denen schwarze Figuren oder Sprüche eingedruckt sind. Das freie Faltenspiel, das die For-

men lebendig reden läßt, erinnert an antike Gewänder. Sie schreiten oder watscheln ihres Weges und rudern mächtig mit den Armen dazu. Ihre Haltung ist aufrecht. Die meisten tragen irgend etwas auf dem kunstvoll frisierten Wollkopfe, sei es ein winziges Binsenkörbchen oder eine aufrechtstehende Sodawasserflasche, oder auch ein quergelegter Sonnenschirm. Grell blitzen die Gebisse aus den immer lachenden Gesichtern.

Um die Ecke naht sich langsam wandelnd ein Zug vermummter Gestalten. Vom Scheitel bis zu den Knöcheln fallen die weiten, gelben Mäntel, alles umschließend, nicht einmal für die Augen sind Öffnungen angebracht. Man kann nur ahnen, daß menschliche Wesen darunter stecken. Das sind Inderfrauen. Sie zeigen sich selten auf den Straßen.

Vor der Klubterrasse tauchen zwei indische Tänzerinnen in den seltsam phantastischen Gewändern der Bajaderen auf. Sie wiegen sich, singen und winken wie die Sirenen nach den lachenden Gästen hinauf.

Das Straßenbild wäre unvollständig ohne die „Ketten". Das sind die schwarzen Sträflinge. Sie werden, wenn sie im Freien arbeiten, immer ein Dutzend zusammen, durch eine lange Kette verbunden, die lose mit reichlichem Spielraum von Nacken zu Nacken läuft. Dem Durchschnittsneger ist es gar nicht so unrecht, ein paar Monate an der Kette „den Reis der Regierung zu essen". Wenn nur die böse Arbeit nicht wäre. Ist er schon sonst bei allem, was er tut, durchaus jeder europäischen Hast und Überanstrengung abhold, so übertrifft er doch bei der Kettenarbeit sich selbst an Gemächlichkeit. Pole-pole, kescho ni kescho! Immer langsam voran, morgen ist auch ein Tag! ist seine Losung. Unten am Kai wird die Straße ausgebessert. Eine Weiberkette schüttet aus Körben Sand

auf den festgewalzten Boden. Gegenüber steht eine Männerkette, jeder mit einer Ramme in der Hand, um den Sand festzustampfen. Die Aufsicht führen ein paar Askaris. Und die ganze Gesellschaft, Männer, Weiber und Askaris, plappern und lachen und schäkern ohne Unterlaß, daß es den Kai entlang schallt. Keinem von diesen großen Kindern kommt der Gedanke, daß so eine Kettenstrafe eine beschämende, entehrende Sache sein soll.

Wir erheben uns von unserm Abendschoppen, zahlen dem schwarzen Kellner die Zeche mit einem formlos hingeschriebenen Zettel, der uns bei der Monatsabrechnung präsentiert werden wird, und spazieren vor die Stadt hinaus zum Europäerfriedhof. Er steht draußen am offenen Meere auf einer sanft abfallenden Düne. Unter Kokospalmen und Kasuarinen liegen die schon recht zahlreichen Gräber und reden eindringlich von den Gefahren der Tropenwelt und von früh zerschmetterten Hoffnungen. Fast alles junges Volk. Einige stattliche Steine mit anspruchsvollen Inschriften, die meisten aber sehr schlicht; oft fehlt das Geburtsjahr, manchmal auch der Name. Als letzter in der Reihe liegt der ganz frische Hügel eines dreizehnjährigen Griechenmädchens. Heute mittag hatte man sie tot auf der Straße gefunden, ermordet von einem tollgewordenen Freier. Zweihundert Europäer aller Nationen, das ist mehr als der fünfte Teil der weißen Einwohnerschaft Daressalams, darunter die Spitzen der Stadt, haben ihren Sarg begleitet, alle weißen Kinder haben große Blumensträuße in ihr offenes Grab geworfen, während die schwarze Askarikapelle „Jesus, meine Zuversicht" spielte. Und alle Flaggen der Stadt waren auf eine Stunde auf Halbmast heruntergegangen zum Zeichen, daß wieder ein Glied der gro-

ßen, weißen Familie in die afrikaniſche Erde gebettet worden war. Alles geht langſam vor ſich hier in Afrika. Nur das Sterben und Begrabenwerden iſt innerhalb weniger Stunden geſchehen.

Inzwiſchen bricht die kurze afrikaniſche Dämmerung herein. Ein letztes prunkendes Aufglühen märchenhafter Farben am Himmel und auf der Erde. Die ganze Luft iſt erfüllt von wunderſamen, fremdartigen Vogelſtimmen. Dann ſinken raſch die Schatten. Auf einmal iſt es dunkel. Der ſüdliche Sternenhimmel entfaltet ſeine noch unvertraute Schönheit.

Wir gehen zum Abendbrot in den Klub, wenn wir's nicht vorziehen, im eleganten Heim eines verheirateten Kameraden ein paar Stunden gemütliche Hausgeſelligkeit zu genießen. Wir können auch Kegel ſchieben, können ins Kino oder ins Indertheater gehen. Auch eine eisgekühlte Ananasbowle unter den Palmen des Waldkaffees, eine halbe Stunde landeinwärts von der Stadt, hat ihren Reiz, wenn auch dem Tropenkater nicht mit Unrecht nachgeſagt wird, daß er ſich zu ſeinem europäiſchen Bruder wie der Löwe zum Hauskätzchen verhält. Ganz ſicher gibt es heute abend auch irgendeine Vereinsſitzung in Daresſalam; denn ſonſt wär's keine echte deutſche Stadt.

Für diesmal aber nehmen wir uns nach dem Abendeſſen etwas ganz Beſonderes vor. Von der Seeſeite her klingt „bunter Wind", die luſtigen Weiſen mehrerer Schiffskapellen, dazu das Raſſeln der Ladekräne. Es liegen Schiffe im Hafen, vier mächtige Perſonendampfer der Deutſchen Oſtafrikalinie, maleriſch über die große Bucht verſtreut. Einer von der Nordtour über Port Said öſtlich um Afrika herum, einer von der Südtour über das Kap weſtlich um Afrika herum, und zwei von der Bombaylinie. Den ganzen Tag über ſpürte man's in der Stadt

auf Schritt und Tritt. Das Leben in den Straßen und Hotels hat sich verdoppelt und verdreifacht. Da ist auch nicht einer in ganz Daressalam, für den die Ankunft der Dampfer von und nach der Heimat nicht eine Rolle spielte. Postausgabe und Postschluß, das sind die Pole, um die sich hier alles dreht. Mit Ungeduld wird die Stunde der Postausgabe erwartet. Die Postbeamten arbeiten fieberhaft Tag und Nacht. Und dann strömen die Boys in hellen Haufen an die Schalter, jeder mit einem Ausweiszettel von seinem Herrn bewaffnet. Der ganze Brief- und Zeitungssegen, der einem in Deutschland hübsch sachte, jeden Tag in drei Tropfen, in die Bude sickert, prasselt hier auf einmal, wie ein tropischer Gewitterregen, auf einen herein. Meist hat man kaum Zeit, all das Beglückende oder Peinliche, womit sich die ferne Heimat in Erinnerung bringt, gemächlich auszukosten; vielmehr muß man sich nun mit aller Macht auf den Schreibtisch stürzen, um bis zum nächsten Postschluß alles Nötige zu erledigen. Dann erst glätten sich auf einige Zeit die Wogen.

Heute haben sich die Heimreisenden eingeschifft. Wir lassen uns an Bord rudern, um noch eine letzte Nachtstunde fröhlich mit ihnen zusammen zu sein. Sie alle strahlen, alle freuen sich unbändig auf die Heimat — fast ebensosehr wie sie alle, alle nach wenigen Monaten sich brennend nach Afrika zurücksehnen werden. Morgen werden die Dampfpfeifen tuten. Einer nach dem andern werden sich die Schiffskolosse majestätisch durch die enge Hafengasse hinausschieben, und dann wird der Hafen für eine Woche oder länger wie ausgestorben sein.

In tiefen Gedanken rudern wir zum Strande zurück. Ist nun das Leben hier draußen reicher als im alten Deutschland? Wiegt all dies fremdartige, buntfarbig-reizvolle äußere Erleben die unerhörte Kulturfülle auf, mit der die enge Heimat uns, vielen

faſt unbewußt, ſtündlich umgab? Wo reift ſich das Beſte, Edelſte in uns kraftvoller aus — hier oder dort? Wo wird die höchſte Selbſtzucht gefordert und damit der Weg zur höchſten Stufe wahrer Freiheit eröffnet?

Noch einmal, ehe ich zur Nachtruhe unters Moskitonetz ſchlüpfe, trete ich hinaus auf die Veranda vor meinem Zimmer. Schwüle, laſtende Tropennacht. Mückenſchwärme umſummen mich. Die Grillen zirpen wie irrſinnig. Ein Eſel ſchreit laut und kläglich. Bizarre Palmenſilhouetten ſtechen in den Sternenhimmel, in ihren Blättern raſchelt der Wind ſtoßweiſe wie leiſes Kaſtagnettenklappern. Ich fühle ſo recht: ich bin in Afrika. — Da hallen von der Askarikaſerne her, durchdringend und taktfeſt, die langgezogenen Töne des preußiſchen Zapfenſtreichs. „Soldaten ſoll'n zu Bette gehn." Und unter mir im Hotelzimmer, wo der Männergeſangverein übt, dröhnen die Bäſſe: „Nur in Deutſchland, ja nur in Deutſchland, da muß mein Schätzel wohnen."

INDER

Da liegt irgendwo im schwärzesten Innern, Tagereisen weit von jeder Europäersiedlung, an der Karawanenstraße so ein dürftiger Laden eines kleinen Inders. Meine müde Karawane rastet in der Nähe. Sofort nähert sich der schmächtige, gelbe Händler und lädt mich mit demütiger Zudringlichkeit ein, unter seiner schattigen Veranda Platz zu nehmen. Er setzt mir Tee und Zigaretten vor und befiehlt trotz meiner Ablehnung seiner sanftblickenden Frau, mir schleunigst ein indisches Nationalgericht zu kochen. Und nun kommt, schüchtern und neugierig, mein ganzes schwarzes Trägervolk, das wochenlang keinen Laden gesehen hat, um einzukaufen.

Der ganze Warenvorrat des Mannes besteht aus Salz und Amerikano, weißem Baumwollstoff. Auf dem Schoße die Stoffrolle, neben sich auf dem Boden den Salzeimer, sitzt er gelassen in der Vorhalle und sieht dem Andrang entgegen. Unendliche Reden werden gewechselt. Endlich entschließt sich der erste. „Für sechs Heller Salz", stammelt er verlegen. Laut und ganz langsam zählend mißt ihm der Inder sechs Teelöffel Salz in den Bausch seines Rockes und dann mit einem Scherz einen siebenten als Zugabe. Der Nächste wagt sich vor. „Für zwölf Heller Salz!" Wieder wird mit feierlichem Nachdruck gezählt und zugemessen. „Eins – zwei – drei – gibst du auch acht? – vier – fünf ..." „So weit kann er ja gar nicht zählen!" Gelächter.

„Dann zählt ihr für ihn! — sechs — sieben" — und so weiter. Dreißig Träger drängen sich herum und zählen halblaut mit vorquellenden Augen mit. Zuletzt wieder die Zugabe. Der Preis ist unverschämt hoch. Aber das umständliche Schauri und die Zugabe gefällt. Die meisten kaufen.

„Sechs Ellen Zeug!" Der Inder reicht dem Käufer das Ende der Tuchrolle hin. „Miß selber!" Leise aufgeregte Beratung. Der Mann mit den längsten Armen wird von seinen Kameraden nach vorn geschoben und beginnt zu messen, vom Ellenbogen bis zur Fingerspitze, wobei er bei jeder Elle den Inder um zwei Finger breit zu bemogeln sucht. Der sieht das natürlich auch. Aber was tut's. Dafür ist der Preis danach, und beide Parteien sind befriedigt.

Eine Ewigkeit zieht sich der Handel um ein paar Rupien hin. Die Träger werden mit humorvoller Gutmütigkeit, die Askaris und Boys mit ausgesuchter Zuvorkommenheit behandelt. Jeder wird mit „Herr" angeredet. Keine Spur von dem Hochmut einer höheren Rasse, mit dem auch der wohlwollendste Europäer unabsichtlich eine unübersteigbare Schranke zwischen sich und den Schwarzen aufrichtet.

Wer das einmal mit angesehen hat, der begreift, wie hoffnungslos der Wettbewerb mit dem indischen Kleinhändler für Menschen ist, denen Zeit Geld bedeutet. Den größten Teil des Klein- und Zwischenhandels an der ganzen Ostküste Afrikas hat der Inder an sich gerissen. Beliebt waren diese gelben „Juden Afrikas" im allgemeinen nicht, aber kaum zu entbehren. Vor Ausbruch des Krieges mögen sie in der deutschen Kolonie etwa drei- bis viermal so zahlreich gewesen sein wie die Weißen. Sie erfreuten sich des Rufes, Betrüger und Wucherer zu sein und dem schwarzen Volke das Fell über die Ohren zu ziehen, und das

Landkreisbücherei

gewiß zum Teil mit Recht, zum Teil aber, weil eben jeder Handel von einem Naturvolk als Wucher empfunden wird. Bedenklich schüttelten namentlich die deutschen Kaufleute den Kopf, daß ein fremdrassiges Volk von britischen Untertanen einen so wichtigen Platz im Wirtschaftsleben unseres Schutzgebietes einnahm. Auch die Regierung verkannte nicht die von dieser Seite her drohende Gefahr. Dem wirtschaftlichen Einfluß folgt von selbst der politische. Noch bei jedem Negeraufstand waren Inder die Gewehr- und Pulverlieferanten für die Rebellen.

Aber ein interessantes Volk sind sie und tragen einen charakteristischen Zug zum Gesamtbilde Ostafrikas bei. In Daressalam bildeten sie eine geschlossene Kolonie mit einigen hochangesehenen Spitzen und einer abgestuften Menge, die nach unsern Begriffen erstaunlich bescheidene Kulturansprüche stellte. Das enge Inderviertel war in der so vornehmen, musterhaft sauberen deutschen Stadt eine Insel schmutzigsten Orients. Die meisten Bewohner Daressalams mögen beim Durchschlendern dieses Quartiers wie so mancher Bewunderer Neapels oder Konstantinopels mit einer gewissen künstlerischen Befriedigung an der bizarr malerischen Außenseite haften geblieben sein. Ich denke mit einigem Grausen an die Bilder, die ich auf einer Entdeckungsreise ins Innere dieser „Insel" mit dem um die Sanierung Daressalams bemühten Bezirksamtmann und einigen Ärzten zu sehen bekam. Hinter den buntscheckigen Straßenfronten, die von winzigen überfüllten Läden und Werkstätten eingenommen werden, liegen unregelmäßige Höfe, und um diese Höfe drängen sich, dicht bei dicht zusammengepfercht, die kleinen Buden und Baracken, in denen das gelbe schwarzhaarige Volk haust. Alles starrt von unbeschreiblichem Schmutz. Oft ist mitten auf dem Hofe ein Brunnenloch und zwei Schritt daneben die Senkgrube.

Da nichts abfließen kann, läuft der Unrat unter dem Erdboden hin und staut sich in der Runde. Infolgedessen ist alles von dieser Grundsuppe unterwühlt, und hier und da bricht ein Stück des Erdbodens ein; es entsteht dann ein greulicher Pfuhl, in dem Millionen von Krankheitsträgern ungestört ausgebrütet werden. Ein widerlicher Geruch erfüllt das Ganze. Kriechendes Gesindel, schlampige Weiber, nackte, feingliedrige, aber fatal frühreif aussehende Kinder stehen und hocken in allen Winkeln. Und mitten in all dem Schmutz wird die Wäsche von Europäern gewaschen. Der Boden ist von Waschwasser und Regen morastig, die Wäsche liegt an der Erde herum, die Hunde laufen drüber, in allen Ecken huscht es von Ratten. Wo nur ein Plätzchen ist, wuchert Gestrüpp.

Meist gehört ein größerer Block solcher Wohnhöhlen einem reichen Inder, der nur allmonatlich einmal von Sansibar oder wer weiß woher auftaucht, um erkleckliche Summen an Miete einzustreichen. Denn was das Erstaunlichste ist, die Leute wohnen in ihren Löchern auch noch horrend teuer.

Man atmet befreit auf, wenn man aus den Indergassen ins Negerviertel kommt. Denn da herrscht im Vergleich Ordnung und Reinlichkeit. Hier hatte die deutsche Polizei erziehlich durchgegriffen, während man den Inder als englischen Untertan wohl mehr sich selbst und seinen heimischen Idealen überlassen zu sollen glaubte.

In Daressalam hatten die Inder sogar ein eigenes Theater. Es verlohnt der Mühe schon, auch diesem nach Deutsch-Ost hereinverschlagenen Stück britisch-indischer Kultur einen Abend zu widmen.

Die Sache geht erst nach zehn Uhr los. Der „Theatersaal" gleicht in schlichter Schnuddligkeit einem römischen Vorstadt-

theater. Wir, einige Herren und Damen als die einzigen Europäer, werden am Eingang mit feierlichen Worten und Gebärden von einigen reichgekleideten Indern begrüßt und nehmen auf den Sperrsitzen Platz. In einigem Abstand hinter uns drängen sich die Banyanen und eine Anzahl Suaheli.

Der mit einer Schauerszene bemalte Vorhang geht auf. „Hamlet" steht vielverheißend auf dem Theaterzettel. Shakespeare hätte fröhlich über sein Guzerati-Zerrbild gelächelt, aber auch der gerissenste Shakespeareforscher hätte nur mit größtem Scharfsinn einen entfernten Anklang an die Tragödie des grüblerischen Dänenprinzen aufspüren können.

Zunächst sieht man im Hintergrund einer grell orientalischen Halle ein Potentatenpaar in indischer Tracht buddhaartig auf modernen Rohrstühlen thronen. Vor ihnen tanzen drei halbwüchsige Indermädchen von ausgesuchter Häßlichkeit einen Tanz nach Negerart. Das halbverdeckte Orchester besteht aus einem kleinen Harmonium hinter der rechten und einer riesigen Negertrommel hinter der linken Kulisse. Beide Instrumente werden während des ganzen Stücks mit geringen Schonzeiten in einem rasenden Tempo bearbeitet.

Nach dem aufregenden Ballett, zu dem die Mädchen mit kreischenden Stimmen und verzerrten Gesichtern singen, erscheint der Intrigant. Binnen wenigen Minuten ist der König eine Leiche und die Königin-Witwe die Gattin des Mörders.

Dann treten die Hauptpersonen auf. Ein heuliges Frauenzimmer, wie alle Frauenrollen von einem Manne gespielt, mit einem dicken, goldenen Tröpfchen als dem Zeichen ihrer Vornehmheit unter der Nase — vielleicht Ophelia. Und nun der Held, ein temperamentvoller Bursche mit ausdrucksvollen Augen — wahrscheinlich Hamlet. Mit dem Schwung des Tra-

göden schleudert er seinen europäischen Gummimantel von sich und beginnt einen wilden Tanz, wobei er mit einem alten Kavalleriesäbel wie wahnsinnig um sich fuchtelt und in überstürzten Rhythmen, unter Harmonium- und Trommelbegleitung, eine Arie hervorstrudelt, die an einen bekannten deutschen Gassenhauer erinnert.

Als Zwischenaktsvorhang geht in der Mitte der Bühne eine Ansicht von Bombay herunter. Zeichnung und Perspektive wie auf Maler Kleckſels Jugendwerken. Rechts und links eine riesige, moderne Häuserzeile, in der Mitte winzige, elektrische Bahnen, Automobile, Droschken, Schutzleute. Vor diesem Panorama gibt's in den Pausen der Tragödie humoristische Einlagen — oder vielleicht Szenen aus einem indischen Othello? Ein robuster Neger spielt den Possenreißer, ein Kerl mit fletschendem Gebiß und Augen wie Billardbälle, der richtige Zigarrenschaufenstermohr, wie man sie unter unsern schlanken, feingliedrigen Küstennegern selten zu sehen bekommt. Der Rüpel hat einen Vorrat an komischen Grimassen und Bewegungen, der unerschöpflich ist. Er bewirbt sich auf Teufel komm 'raus um die Gunst eines der Indergören, und als diese sehr schnippische Unschönheit ihn schließlich singend und tänzelnd an seiner dicken Nase über die Bühne weg hinauszieht und er ihr grinsend und jaulend vor Schmerz und Behagen nachstolpert, da bricht das Publikum in begeistertes Klatschen und Beifallspfeifen aus, worauf die Posse, noch toller, wiederholt wird.

Inzwischen ist es über unsern Köpfen lebendig geworden. Auf dem offenen Gebälk unter dem Wellblechdache des Theaters haust ein Taubenschwarm, flattert und gurrt und feiert unter den Trommelwirbeln der Tragödie sein ewiges Liebesfest. Auf einmal „Pitschkleck — ein Fleck — ein jäher Schreck". Wozu

müssen weiße Damen in ausgeschnittenen Kleidern ins Indertheater gehen.

Das Ende der Aufführung ist vor zwei, drei Uhr in der Nacht nicht zu erwarten. Wir haben schon eher genug und überlassen um Mitternacht Shakespeare seinem Schicksal.

SONNTAGSAUSFLUG

Nach arbeitsreicher Woche wird mit Freund Bucher ein Ausflug in die Umgebung verabredet. So mancher, den der Beruf jahraus, jahrein im zivilisierten Daressalam festhält, wo er bald ganz vergißt, in Afrika zu sein, sehnt sich danach, einmal im „Pori", in der Wildnis, unterzutauchen. Das kann er haben, wenn er einige Mühe nicht scheut. Auf hohe Jagd darf er sich allerdings nicht spitzen, die Zeiten sind für die Umgebung der Hauptstadt vorbei. Wer hier überhaupt den Schießprügel zur Hand nimmt, wird von den „alten Afrikanern" — und als solcher fühlt sich jeder, der um einen Dampfer früher herausgekommen ist — kräftig aufgezogen. Sofort kommen die Schnuren aufs Tapet von Neulingen, die blutdürstig mit dem nagelneuen Schießeisen ausgezogen sind und draußen vor der Stadt die Hausschweine eines Pflanzers oder das zahme Buschböckchen der Schwestern im Hospitalgarten zur Strecke gebracht haben. — Indes für den Naturfreund ist noch immer genug und übergenug zu sehen.

Schon am Sonnabendfrüh ist eine kleine Trägerkarawane mit Zelt, Tisch und Stühlen, Kochgerät, Geschirr, Proviant und den Koffern mit unsern persönlichen Bedürfnissen an Wäsche, Decken und dergleichen vorausgeschickt worden. Denn so einfach wie eine Wanderung im Erzgebirge oder Harz, bloß mit Rucksack und Regenumhang, ist eine afrikanische Landpartie nicht zu

bewerkſtelligen, will man auch nur einen Tag und eine Nacht ſtandesgemäß reiſen.

Zu Rade fahren wir am Nachmittage nach, ſüdwärts, immer nahe am Meere. Die Gegend zeigt vorwiegend den Charakter der ſogenannten Parklandſchaft. Aus hohem Gras erheben ſich in lichten Zwiſchenräumen, wie von kunſtreicher Gärtnerhand geordnet, Buſch- und Baumgruppen der mannigfaltigſten Art. Bisweilen ſchließt ſich der Buſch beiderſeits der ſchmalen „Barrabarra" zu undurchdringlichem Dickicht zuſammen. Da, auf der Akazie, der erſte Affe in natürlicher Freiheit! Wie ein großes Eichhörnchen turnt er in den Baumkronen. Zwei Zibetkatzen fauchen und knurren uns aus der Dickung an.

Kokospalmen und Muhogofelder zeigen ſchon von weitem an, daß wir uns einem Negerdorfe nähern. Die viereckigen Hütten der Waſaramu, aus Schilf und Lehm gebaut, mit einem ſchmalen Vordach und einem von Schilfpaliſaden umgebenen Hofe, ſtehen dichtgedrängt zu beiden Seiten des Weges und zerſtreuen ſich abſeits ins Grüne. Aus dem Gewimmel der armſeligen Negerbehauſungen ragt ein klobiger Steinbau, längſt zur Ruine verfallen und vom üppigſten Grün überwuchert. Wenn dieſe Trümmer reden könnten! Hier haben unſere Vorgänger in der Herrſchaft des Landes, arabiſche Zwingherren und Sklavenräuber, einſt Hof gehalten.

Abwärts führt der Weg über Korallenklippen in eine Niederung von ſchwerem, feuchtem Meeresſand, die von eintönigem Mangrovenwald bedeckt iſt. Wohin man blickt, kribbelt und wimmelt der Boden von vielbeinigen, ſcherenbewaffneten Schalentieren, die ſich ebenſo geſchwind vorwärts wie rückwärts und ſeitwärts bewegen. Majeſtätiſche Raubvögel ſtreichen bei unſerem Nahen ab.

Was soll ich sagen von dem zahllosen kleineren Gevögel auf unserem ganzen Wege! Jeder Winkel ist belebt, von allen Seiten schallt's von ihren seltsamen Lockrufen und wunderhübschen Melodien. An den unteren Wedeln der Palmen hängen die Nester der Webervögel wie schwarze Glocken herab. Schmetterlinge mit entzückenden Zeichnungen, meist größer, oft bunter als unsere heimischen, erhöhen den Eindruck des Lieblich-Phantastischen dieser Küstenlandschaft.

Bei Mboa Maji holten wir die Träger ein und schlugen das Lager unter vier großen Palmen am Meere auf. Der Jumbe, der Ortsvorsteher, machte uns mit Gefolge unterwürfig und bakschischlüstern seine Aufwartung, und eine Menge schwarzes Volk lief gaffend zusammen, wie das immer ist, wenn der Europäer einzieht. Wir setzen dem Alten unsere Wünsche wegen der Trägerverpflegung auseinander. Aber es dauert lange, bis er alles begriffen hat. „Ja, Herr, wir sind jetzt täglich bei der Feldbestellung, da muß mir Staub in den Verstand gekommen sein", bemerkt er einsichtsvoll. Endlich steckt er zum Zeichen des Verständnisses beide Zeigefinger in die Ohren, als wolle er das mühsam Begriffene fest in seinem verstaubten Gedankenfach verschließen, und empfiehlt sich mit tiefer Verneigung. Im Handumdrehen ist das Zelt aufgebaut und eingerichtet. Die Boys packen frische Wäsche aus und richten das Mahl, während wir ein Bad im lauen Meere nehmen. Bald sitzen wir behaglich in Schlafanzügen mit den hohen, weichen Mückenschutzstiefeln am Tisch im Freien. Es ist für alles gesorgt. Ein Fleischgang mit Gemüse, Butterbrot und Käse, Früchte, Wein, Soda, Tee. Die Jungen bedienen uns aufmerksam und lautlos, wie sie's vom Klub her gewöhnt sind.

Und dann wird abgeräumt. Man lehnt sich mit der Zigarre in

den Faulenzer zurück und genießt mit vollen Zügen den unaussprechlichen Reiz der afrikaniſchen Nacht. Die Grillen zirpen. Die Träger ſchwatzen leiſe am Feuer. Glühwürmchen tanzen im Buſch. Wetterleuchten in der Ferne. Vor uns das ruhige Meer, in dem ſich der Vollmond ſpiegelt.

Es war angenehm kühl geworden, als wir mit einem Gefühl unſäglichen Behagens in unſere Feldbetten ſchlüpften. Um Mitternacht ging auf einmal der Teufel los. Ein Wolkenbruch, wie man dergleichen in Deutſchland nicht kennt, trommelte auf unſer Zeltdach nieder und platſchte draußen in den Bäumen. Dazu tobte ein Sturm, als wollten tauſend wütende Hände das Zelt über den Haufen reißen. Aber es hielt gut, und ſchließlich ſchliefen wir im Aufruhr der Elemente wieder ſelig ein.

Ein Pirſchgang in den Morgenſtunden führte uns tiefer in den Buſch. Tauben und Perlhühner, Warzenſchweine, ein Rudel Hundsaffen, eine friſche Löwenfährte — es iſt ſchon allerhand

zu sehen, und der reichlich vergossene Schweiß ist nicht umsonst geflossen. Ein Frischling bildet die Strecke.

Bei einem ungeheueren Mangobaume stießen wir auf das einsame Anwesen eines arabischen Brüderpaares. So also hausten Abkömmlinge jener einst so gefürchteten Despoten! Bescheiden und verbindlich lächelnd begrüßte uns Abdallah, lud uns zum Ausruhen ein und bot uns aufgeschlagene Kokosnüsse zur Erfrischung. Eine famose Erscheinung. Über dem dunkelbraunen, klugen Rassegesicht mit schwarzem Vollbart der weiße Turban. Jede Bewegung verriet den Mann von Welt. In perlendem Suaheli schilderte er den Wandel der Zeiten. Ja früher, als seine Väter das Heft in Händen hatten, da war's noch eine Lust zu leben. Zwar war niemand seiner Haut sicher, aber Geld war da in Hülle und Fülle — versteht sich, bei den Herren Arabern. Jetzt sind wir arme Hungerleider. Alle Welt muß arbeiten, für sich, für die Regierung oder auf den Pflanzungen. Allerdings kann heute eine Frau allein durch die ganze Kolonie bis hinunter nach Kilwa gehen; wer ihr begegnet, sagt ihr guten Tag und tut ihr nichts. Die Welt ist langweilig und reizlos geworden. — Ja ja, der Herrensohn war böse heruntergekommen, wie die meisten seines Stammes, hatte ein Negerweib geheiratet und wohnte in einer elenden Schilfhütte nach Negerart.

Hinter dem Mangostamme klang ein ächzendes Hüsteln hervor. Da kauerte Ibrahim, sein älterer Bruder, ein klägliches Gerippe. Auf unsere teilnehmende Frage schlug ihm Abdallah den schmutzstarrenden Mantel zurück: Die ganze Brust war eine eiternde Wunde. Ein wenig beschämt erklärte er uns das Unglück seines Bruders. Ibrahim war, von Lungenstichen gequält, zum schwarzen Zauberer gegangen. Der hatte ihm ein glühendes Eisen auf die Brust gesetzt, um den schlimmen Teufel daraus zu

vertreiben. Nun siechte das Opfer seines Aberglaubens seit Monaten unter Qualen dahin.

Nach der Mittagstafel im alten Lager gönnen wir uns einen ausgiebigen Mittagsschlaf. Zur Rückreise nach Daressalam wird der Wasserweg gewählt. Wir mieten eine Dhau, ein ungeschlachtes, arabisches Segelboot, wie sie im Küstenverkehr der Eingeborenen gebräuchlich sind. Das Zelt wird abgebrochen, zu Lasten verschnürt und samt Kisten und Kasten, Gewehren, Fahrrädern und der Jagdbeute im schmutzigen Bauche des Fahrzeugs verstaut. Wir beiden Weißen nehmen im Heck Platz — brrr! wimmelt das von Zecken, Ameisen und Tausendfüßlern! Unsere zwölf Schwarzen hocken sich hin, wo nur irgendein Plätzchen ist. Der Schiffer steht hochaufgerichtet vorn am Bug und kommandiert das Hissen des ungefügen Segels. Mit viel Geschrei wird die Dhau in Fahrt gebracht, dann wird's still. Ein paar Träger singen leise ein stumpfsinniges Negerlied. Im Kielwasser leuchtet das Meer. Es ist ein Bild wie aus den Kindertagen der Menschheit, wie wir so mit unserem plumpen Schiff unter frischem Winde in einiger Entfernung von der Küste nach der Hauptstadt zurückschaukeln.

KAISERS GEBURTSTAG

Wieder sitzen wir abends nach Tisch in der luftigen Halle des Klubs. Die Diener stehen wie steinerne Bilder mit verschränkten Armen an den Wänden umher. Wir sehen den Gekkos zu, kleinen Eidechsen, wie sie oben an der weißen Decke des Saals entlang huschen und Mücken fangen. Da schmettert auf einmal draußen Musik, richtige deutsche Militärmusik. Erst Trommeln und Pfeifen, der bekannte Paukenschlag, das Locken, und dann mit Krach und Bum „wie Tubaton des Weltgerichts" ein wohlbekannter deutscher Armeemarsch. Mit lodernden Magnesiumfackeln wälzt sich der Zug die Kaiser-Wilhelm-Straße am Strande herauf. Eine Kompanie Askaris, voran Spielmannszug und Musikkorps, die Mannschaften in Khaki, nur die europäischen Offiziere in Weiß. Viele Hunderte von Negern, Männer, Weiber und zahllose Kinder umschwärmen die Truppe, und eine Menge Deutsche, auch Damen, begleiten sie zu Fuß und im Rikscha. Ein überaus malerisches Bild. Es ist die militärische Vorfeier des Geburtstags des Kaisers. Vor dem Kommandogebäude der Schutztruppe wird gehalten. Deutsche Kommandos. Ein zackiger Griff: „Gewehr – ab!" Ein paar Märsche. Der große Zapfenstreich: – „Ich bete an die Macht der Liebe." – Dann zurück in die Stadt. Alles wie einst daheim, nur in dem phantastischen Rahmen von Palmen, Weiß und Schwarz. Vom Hafen funkelt die dichte Lichtergruppe eines Europadampfers herüber.

Der Festtag selbst beginnt mit militärischem Weckruf bei Tagesanbruch. Ganz Daressalam ist mit schwarzweißroten Fahnen geschmückt. An den Türpfosten, den Säulen und Pfeilern der Veranden vor den meisten Häusern sind frische Palmenwedel aufgestellt. Die Rikschajungen haben ihre Wägelchen mit Blumen geschmückt und sich selbst Kränze, und sei es auch nur eine rohe Wulst aus Gras, auf die schwitzenden, glattrasierten Schädel gesetzt.

Natürlich gibt's Parade der Garnison, Paroleausgabe, Kaiseressen. Beförderungen, Orden, Titel. Enttäuschung, Mißgunst, Parteisucht. Ganz wie daheim. Aber die Hauptsache für das ganze Volk ist am Nachmittag das Volksfest auf der Tanzwiese vor der Stadt.

Schon von weitem schlägt uns ein brausendes, aus tausend wunderlichen Geräuschen gemischtes Getöse entgegen, ähnlich dem Lärmen eines gewaltigen Wasserfalls, der mit seinen Wogen zugleich polternde Felsblöcke in die Tiefe stürzt. Das ist die Ngoma, der Negertanz.

Auf dem großen, grünen Platze, unter Palmen und vielen Fahnen, haben sich Tausende von Negern zusammengefunden. Alle Stämme und Trachten der Umgebung sind vertreten. Doch überwiegen die weißen Kansus und die blauen Frauengewänder der Küstenmode. Die Leute tanzen in Gruppen zu zwanzig, fünfzig und noch mehr, und zwar meistens nur Männer und nur Frauen in je einer Gruppe zusammen. Die Tanzenden treten in Ringelreihen, dicht nebeneinander an. Ihr Tanzen besteht aus rhythmischen Bewegungen des ganzen Körpers, die mit großer Gewandtheit und einer geradezu unglaublichen Taktsicherheit ausgeführt werden. Nicht nur die Beine – Kopf, Arme, Bauch, Hüften, alles tanzt mit. Obwohl die Bewegungen oft ein sehr

ſchnelles Zeitmaß annehmen, rücken die Tänzer doch meiſt nur ganz allmählich im Kreiſe von der Stelle weiter. Ein einziger Rhythmus pulſt wie ein elektriſcher Strom durch den ganzen Kreis und zaubert aus jedem Tänzer genau die gleichen kunſtvollen, geſchmeidigen Bewegungen hervor. Nicht hundert tanzen, es tanzt ein einziges hundertköpfiges Weſen mit verhundertfachter Leidenſchaft.

In der Mitte eines jeden ſolchen Tanzkränzchens wird die Muſik gemacht. Das Hauptinſtrument iſt die Trommel. Man ſieht da die köſtlichſten Bilder. Ein Kerl haut mit einem ſchweren Knüppel, weit über den Kopf ausholend, mit allen Leibeskräften auf eine Rieſenpauke, daß es jedesmal wie ein Schuß kracht. Ein anderer hockt zwiſchen fünf Trommeln von verſchiedener Geſtalt und Größe und ſchlägt alle fünf teils mit einem Holz, teils mit den Handballen in einem raſenden, aber abſolut unfehlbaren Takte. Wieder andere ſitzen rittlings auf ihren Trommeln wie Gambrinus auf dem Faſſe und bearbeiten ſie von oben her wie tobſüchtig mit den Knöcheln und Handballen. Bläſer mit einer Art Klarinette hopſen im Kreiſe herum und blaſen mit wackelnden Köpfen und geblähten Backen wie Böcklinſche Faune. Die Dinger klingen quäkend wie Dudelſäcke und haben nur wenige Töne. Es iſt im ganzen eine betäubende, ins Blut gehende „Ballmuſik“. Die Tanzenden ſelbſt fallen in kurzen Pauſen mit ihrem Geſang ein. Ein gottvoller Anblick, wenn ſich plötzlich mit einem Ruck all die grinſenden, breiten Mäuler öffnen und ihr eintöniges Geſchrei ausſtoßen. In dem freien Raum in der Mitte toben ſich in abenteuerlichen Sprüngen und Verrenkungen die Vortänzer und Vortänzerinnen aus. Am tollſten iſt die Tanzwut der Weiber. Mütter, die ihre Säuglinge im Tuch auf dem Rücken tragen, kleine Mädchen, alte, vertrocknete

Hexen, alles ist wie vom Tanzteufel besessen. Hier und da wird eine von Krämpfen befallen. Ihre Schwestern reißen sie aus dem Kreise, überschütten sie mit Wasser, heben sie aus und stauchen sie wuchtig auf den Boden, während sie mit stieren Augen willenlos die Zuckungen des Tanzes fortsetzt.

So rast und braust und brodelt das auf dem ganzen weiten Plane, unermüdlich, stundenlang. Der Schweiß fließt in Strömen. Die schwarzen Leiber glühen und glänzen vor Erregung. Ein schwerer Brodem von Negergeruch dampft über der kochenden Menschenmasse.

Durch dieses bunte Negergewühl schreiten, zurückhaltend und malerisch, einige reiche Araber, den prächtig verzierten Dolch vorn quer auf dem Leibe.

Natürlich sind auch viele Deutsche herausgekommen, sich das Treiben anzusehen. An langer Tafel im Palmenschatten sitzen sie beim Biere, die Kodaks sind in Tätigkeit. Etwas abseits gibt es, getrennt für weiße und für schwarze Schulkinder, die bekannten Schützenfestbelustigungen. Züge von Kettengefangenen schieben sich, von Askaris begleitet, durch das Gedränge. Ihre begehrlichen Blicke verraten, daß sie heute, vielleicht zum erstenmal, die mangelnde Freiheit schmerzlich vermissen. Aus den Negerhütten der Nachbarschaft quellen immer neue Scharen Tanz- und Schaulustiger herzu. So geht das, bis die Sonne prächtig ihr letztes, glutrotes Licht durch die Palmenstämme sendet. Da lösen sich die Tanzgruppen auf, und alles Volk strömt lachend und schnatternd nach Hause. Ganz benommen von dem Wirbel des Gesehenen, dem nervenpeitschenden Getöse und dem durchdringenden Negergeruch kehren auch wir zur Stadt zurück.

Im Kaiserhof ist Konzert. Alle Tische in den geräumigen Veranden und im Freien sind von Zivil und Schutztruppe,

Wehrkreisbücherei VIII

Herren und Damen beſetzt. Die Askarikapelle ſpielt recht und ſchlecht Operettenmelodien und Märſche. Es iſt wieder ganz wie zu Hauſe.

Aber von weitem trägt der Wind von neuem das Grollen und Dröhnen der Tanztrommeln herüber. Spät in der Nacht brechen wir auf und werfen noch einen Blick ins Eingeborenenviertel. Da tobt wieder der Tanz. Um Fackeln oder heruntergelaſſene Bogenlampen oder auch ganz im Dunkeln. Noch urwüchſiger, toller, nackter in ſeiner afrikaniſchen Sinnlichkeit. Straßenauf, ſtraßenab das gleiche Bild. Ein ganzes Volk in dämoniſcher Raſerei.

So feierten ſie am Geſtade des Indiſchen Ozeans den Tag ihres Bwana Kaiſari, des Großen Sultans in Uleia.

BAGAMOJO

Der kleine Regierungsdampfer Sultan hat mehrere Seemeilen weit draußen auf der flachen Reede vor Bagamojo Anker geworfen. Im Segelboot fahre ich als einziger Gast zur Küste hinüber, das letzte Stück trägt mich ein stämmiger Neger auf den Schultern durch das seichte Wasser ans Ufer.

Man hat das Gefühl, aus der Residenz aufs Land zu kommen, wenn man nach längerem Aufenthalt in Daressalam das stille idyllische Bagamojo besucht. Ganz in Grün versteckt, ist es das Dornröschen unserer ostafrikanischen Küstenstädte. Nur wenige Häuser, das erhöhte Bezirksamt, die Kirchhofmauer einer Moschee grüßen aus dem Palmenwald aufs Meer hinaus, nach den fern vorüberfahrenden Europadampfern und den blaßblauen Linien von Sansibar hinüber. Nichts von dem modern europäischen Anstrich und dem betriebsamen Leben der Hauptstadt. Ein paar Weiße und wenig tausend Farbige leben hier auf den Überresten einstiger Größe. Altertümlicher als in Daressalam sind die wenigen schmalen Winkelgäßchen der Inderstadt. Manches Haus steht leer, manches ist schon verfallen. Vor den Türen sitzen die Inderfrauen in bunten Gewändern. Die schwermütigen Rehaugen in ihren feinen hellbraunen Gesichtern gehören in diese malerische Umgebung. Wohin ich mich wende, überall erheben sich die Leute ehrerbietig zum Gruß, und die

halbnackten Schulkinder rufen – das einzige deutsche Wort, das sie wissen –: „Guten Tag!"

Nach Sonnenuntergang versammeln sich die Weißen der Stadt allabendlich zu einer Plauderstunde vor der Budike eines Inders mitten auf der Straße. Wenn sie alle kommen mit ihren Frauen und Kindern, so gibt es einen Tisch voll. Und wenn einer fehlt, so weiß es die ganze Stadt: er hat sich mit dem oder dem verzankt.

So haben sich die Zeiten geändert. Vor einem Menschenalter, als der erste wagemutige Vorkämpfer des deutschen Kolonialstrebens, Karl Peters, diese Küste betrat, war Bagamojo der volkswimmelnde Mittelpunkt des ostafrikanischen Seehandels. Hier saßen die mächtigsten der arabischen Eroberer und Sklavenjäger. Hier strömten die Karawanen aus dem Innern zusammen, bis vom Tanganjikasee und weiter her, die das weiße und das schwarze Elfenbein zur Küste brachten. Die blutigsten Kämpfe, die die deutsche Herrschaft über das Küstenland begründeten, sind unter Wissmanns Führung hier ausgefochten worden. Bei Bagamojo erklang das erste deutsche Hurra aus schwarzen Kehlen, das Afrika gehört hat, als die junge Schutztruppe die Feste des berüchtigten Rebellenfürsten Buschiri im Sturme nahm.

An der Hafenbucht von Daressalam stand damals nur ein ärmliches Fischerdörfchen. Aber rasch erkannten die Deutschen die natürlichen Vorzüge dieses Platzes, und im Laufe zweier Jahrzehnte riß die kräftig aufblühende junge Hafenstadt ein Stück des Verkehrs nach dem anderen an sich. Abgeschlossen wurde diese Entwicklung durch den Bau der Mittellandbahn von Daressalam über Tabora nach dem Tanganjikasee. Die einst so belebte Karawanenstraße nach Bagamojo ist damit verödet.

Die Güter, die jahrhundertelang auf den Köpfen von Zehntausenden von Trägern hier zur Küste kamen, rollen jetzt auf dem Schienenwege unvergleichlich viel schneller und billiger in den Hafen von Daressalam. Die einstige Handelszentrale ist ein halbvergessenes Provinznest geworden. Bagamojo und Daressalam haben ihre Rollen getauscht.

Lange vor Tagesanbruch verließ ich Bagamojo mit wenigen schwarzen Begleitern und zog auf der alten berühmten Karawanenstraße landeinwärts. Die Welt glänzte wie lackiert im Vollmondlichte. Die berüchtigten Kinganisümpfe bildeten kein Hindernis mehr. Wo sich noch knapp zwanzig Jahre früher Dr. Kandt, der glänzendste Schilderer Ostafrikas, mit unsäglichen Mühen durch den fieberatmenden Morast hat durchquälen müssen, schritten wir flott auf einem festen Damm mit zementierten Steinbrücken dahin. Nur ab und zu wies der Weg tiefe, eimergroße Löcher auf, die Fußspuren von Flußpferden.

Als die Sonne prächtig in unserem Rücken aufging, erreichten wir die Fähre des Kinganiflusses, der hier etwa fünfzig Meter breit ist. Ein großes Boot wurde bestiegen, ich machte mir's mit der Büchse auf einem Armstuhl in der Bugspitze bequem, und nun ließen wir uns langsam von der Strömung flußabwärts treiben.

Das Landschaftsbild vergißt man nie wieder. Noch schweben leichte Nebel über den Wellen. Zu beiden Seiten steigt die Vegetation in grünen Mauern mit einer unerhörten Üppigkeit und Dichtigkeit unmittelbar aus dem Wasser auf. Schlinggewächse beherrschen das Ganze. Sie durchflechten und umspinnen breite Gruppen von Bäumen, Büschen und Baumleichen und vereinen sie mit ihrem dichten Gewebe zu einem

massigen Ganzen, so daß man vielfach den Eindruck von efeubewachsenen, reichgegliederten Burgruinen hat. Dazwischen recken sich dann einzelne freie Bäume besonders wirkungsvoll heraus. Wo Schilf das Ufer säumt, hängen nach unten geöffnete Vogelnester zu Tausenden wie große Früchte an den Rohren, und um sie herum zwitschern und flattern ihre kleinen zitronengelben Bewohner. Daneben sieht man leuchtend hellblaue, brennendrote, grasgrüne Vögelchen. Auf einem Baume kauert ein Affe, von weitem sieht er genau wie ein großer Negerjunge aus. Andere jagen sich schreiend durch das Astgewirr. Ein Flug Enten streicht ab. Raubvögel kreisen über uns.

Vor allem aber ist die ganze Flußlandschaft von Reihern und Klaffschnäbeln belebt. Auf beiden Ufern stehen sie zu vielen Hunderten. Dort ein Baum, auf dessen Ästen, regelmäßig verteilt, zwanzig der großen kohlschwarzen Klaffschnäbel hocken, plump und grotesk. Und mit den Zweigen ihn berührend ein anderer Baum daneben, der in derselben Anordnung zwanzig schneeweiße Reiher trägt, leichte, graziöse Tiere. Das wirkt wie ein symbolistischer Malertraum. Bald lassen die Vögel mit der Unschuld der echten Wildnis den Kahn unter sich vorübergleiten. Bald streichen sie ab, die Schwarzen mit einem heulenden Schrei, die Weißen mit einem hölzernen Schnarren, langsam schwebend in der stilisierten Haltung, wie man sie auf japanischen Gemälden sieht.

Auf jeder Sandbank sonnen Krokodile ihre grünen Leiber. Im Wasser treiben sie wie bemooste Baumstämme. Dort liegt eins, uns den Schwanz zukehrend, auf der Uferböschung. Jetzt hat es unser Nahen gehört. Es dreht jäh den langen Kopf um eine halbe Wendung nach uns zurück, so daß sich der schuppige Nackenfirst aufsträubt. Zu spät. Vom Schuß getroffen schnellt

es um einen Meter in die Höhe. Einen Augenblick leuchtet der weißgelbe Bauch auf. Dann stürzt es sich platschend auf Nimmerwiedersehen ins Wasser, um sich mit letzter Kraft im Grunde festzubeißen. Andere lassen ihre langen Leiber blitzschnell wie auf Schienen vom Ufer in den Fluß gleiten. Jede Bewegung dieser Tiere weckt den Gedanken: Hier ist das Urbild unserer Drachenvorstellung.

Von Zeit zu Zeit lassen sich Leguane, Rieseneidechsen, sehen. Aber das Fesselndste sind die Flußpferde. Bei einer Biegung des Stromes sehen wir ein paar schwarze Punkte auf der Wasserfläche. Kiboko! Flußpferd! flüstern aufgeregt die Ruderer. Die Punkte verschwinden und tauchen in längeren Pausen bald hier, bald dort für kurze Augenblicke wieder auf. Das sind die Nüstern und die Stirnwülste der Dickhäuter. Wir halten lautlos am Uferrand. Ein klobiger Schädel wird sichtbar, ein riesiger, roter Rachen öffnet sich, aus dem ein Wirrwarr von Zähnen und Hauern starrt, klappt wieder zu, noch ein Prusten und Schnaufen, das einen als der Ausdruck des vollendetsten Wohlbehagens anmutet, und verschwunden ist die Erscheinung.

Wir gleiten weiter. Es werden immer mehr dieser Riesenwasserschweine. Aber vorsichtig verbergen sie sich im tiefen Wasser. Haben sie uns eräugt, so schwimmen oder wandern sie unter dem Wasser Hunderte von Metern weit. Manchmal kommt aber auch so ein Quadratschädel zu einem kurzen inbrünstigen Schnaufer dicht neben dem Boote zum Vorschein.

Die Büchse auf meinem Schoße war längst vergessen. Beglückender als alle Beute ist das beobachtende Genießen dieser paradiesisch reichen Flußfauna.

Nach kurzem Landmarsch schlug ich das Lager bei einer kleinen Wadoesiedlung im Hinterlande von Bagamojo auf. Von den Wadoe erzählt man sich, daß sie erst in jüngster Zeit notgedrungen der ungastlichen Sitte des Menschenfressens entsagt haben. Man sieht's den gutmütigen schüchternen Bauern nicht mehr an. Drei Tage lang wehte mein Zeltwimpel unter einem knorrigen Brotbaum neben ihren Lehmhütten, drei Ostertage voll sorgloser, genußreicher Jagdstreifereien.

Täglich ging's in aller Gottesfrühe hinaus in die Steppe. Voran als Kenner von Land und Wild der weißbärtige Jumbe. In richtiger Würdigung seiner ehrenvollen Pflicht hatte er außer dem üblichen Hüftlappen sein Staatskleid, einen alten, schwarzen Gehrock, angetan. Über der Schulter schleppte er eine Donnerbüchse von Anno Tobak, das Wahrzeichen seiner Dorfschulzenmacht. Ihm folgte ich, dann Asmani, der Gewehrträger, und ein Askari.

Der überwiegende Typus der Landschaft ist hier wie in weiten Gebieten Ostafrikas das, was man treffend als Obstbaumsteppe bezeichnet hat. Bäume und Büsche stehen einzeln in weiten Abständen wie in einer ungeheuren Baumschule, so daß man oft kilometerweit zwischen ihnen hindurchsehen kann.

Es ist etwas ganz Merkwürdiges, in solcher Baumsteppe zu wandern. Wo man auch geht, man glaubt immer gerade auf

einer Lichtung zu ſein, die in geringer Entfernung ringsum von einem lichten Hain umgeben iſt. Aber den Saum dieſes Haines erreicht man nie. Nach welcher Seite man ſich wendet, er weicht zurück. Trollt man da Stunden und aber Stunden hindurch, ſo legt ſich einem das Gefühl einer gleichförmigen Unendlichkeit beklemmend aufs Herz. Man muß ſich nur einmal in der Baumſteppe verirrt haben, um deſſen ganz inne zu werden. Einigen Wechſel bringen beſonders auffallende Baumformen in das Bild. So die graziöſe Dumpalme, deren Stamm ſich mehrfach gabelt; die Kandelabereuphorbie, die ihre vielen dicken Leuchterarme ſenkrecht zum Himmel ſtreckt und gerade jetzt — nach der Regenzeit — auf jeden eine helle Blumenkerze aufgeſetzt hat — Maiwuchs, ins Afrikaniſche überſetzt, klobig und ſtachlig. Sträucher lodern in gelben Blüten wie der feurige Buſch Moſes. Einen ſeltſamen Eindruck machen die Flötenakazien. Von dem dünnen Stämmchen gehen lange, dünne Äſte faſt waagerecht aus, Blattwerk gibt es nur wenig; Stämme und Äſte ſind vom zarteſten Hellgrün und dicht mit dornbewehrten Knollen beſetzt, in deren Löchern der Steppenwind leiſe flötet, daß es wie das Singen von Telegraphendrähten klingt. Allerorten ſtehen die gebleichten Stämme abgeſtorbener Bäume noch aufrecht da. Auch das Holzwerk der Lebenden hat vielfach eine fahle, weißgraue Färbung. So ſieht ſtellenweiſe die ganze Steppe im blendenden Tropenlichte aus wie mit einer weißlichen Patina beſchlagen, ſtarr und leichenhaft.

Die erſte Stunde nach Sonnenaufgang iſt wie ein deutſcher Sommermorgen. Wir waten gerade durch hüfthohes Gras an einer Buſchgruppe vorbei. Da ſpringt Asmani hinter mir jäh zur Seite und bedeutet mir mit allen Zeichen des Schreckens, zu ihm zu treten, aber im großen Bogen. Ich blicke in meine

eigene Spur zurück und sehe zwei Hände breit einer sich langsam verschiebenden blaugrünschwarzen Masse durch das Gras schimmern. Der Führer und ich waren, ohne es zu sehen, eben über eine Riesenschlange weggegangen, die im Schatten des Busches auf ein ruhebedürftiges Wild lauerte. Alles trat aufgeregt in einer Achtungsentfernung von zwanzig Schritt um den Platz herum. „Schieße nicht! Du würdest das übrige Wild verscheuchen. Darf ich sie töten?" fragte der Jumbe, der sich die Prämie vom Bezirksamte verdienen wollte. „Natürlich." Er fällte sofort einen schwachen Baumstamm, band sein Seitengewehr an der Spitze fest und rückte mit dieser Lanze wie Ritter Georg auf die Schlange los. Weit überm Kopfe ausholend, hieb er ins Gras, sprang blitzschnell zurück, hieb wieder zu, sprang wieder zurück, stach zu, flitzte um das Gebüsch herum, schlug und sprang — und stach und sprang — zuletzt noch ein fürchterlicher Schlußhieb, dann der triumphierende Ruf: „Kaputti!" Nun traten wir näher. Ein mächtiges Exemplar. Er schnitt ihm die Kehle durch, daß der Kopf nur noch an einem Hautfetzen hing, und doch dauerte der Todeskampf der Schlange in vielen Windungen noch eine volle Viertelstunde. Endlich verreckte sie mit einem lauten, tiefen Stöhnen. Der widerlichscharfe, fischähnliche Geruch blieb mir noch lange in der Nase.

Die Mittagsstunden in meinem Standlager sind immer ein Idyll. Die Nachkommen der Menschenfresser sitzen faul unter den Vordächern der Hütten. Die Weiber haben ihre Kinder an der Brust. Die Mädchen stampfen Reis in großen Holzmörsern. Ich liege im Schatten einer Laube, lese meinen Reuter und freue mich an einem kleinen schwarz-weißen Vögelchen, der „Witwe". Es ist nicht so groß wie ein Sperling, sein Schwanz ist aber doppelt so lang wie sein Körper. Es steht mit Vorliebe

flatternd in der Luft und läßt seine Federschleppe hinter sich herwallen. Fingerlange, bunte Eidechschen huschen auf dem Gebälk. Plötzlich stürzt das Hühnervolk schreiend und gackernd über den Dorfplatz. Der Jumbe ruft mir zu, der Raubvogel, der immer seine Hühner holte, habe sich auf dem Baume über meiner Laube niedergelassen. Ich gucke mit der Flinte unterm Dache hervor. Richtig, da sitzt er. Bautz! Tot fällt er herunter. Die Schwarzen freuen sich wie die Kinder. Im Nu ist er gerupft und geröstet, und so kommen sie auf einem kleinen Umwege doch noch zum Genusse der gestohlenen Hühner.

Der Nachmittag findet uns wieder draußen. Giraffenfährten werden verfolgt. Riedböcke tauchen auf, eine Pferdeantilope, leider zu weit. Gegen Abend sehe ich im Busch auf hundert Meter zwei große, dunkle Blätter sich bewegen, die Gehöre eines Wildes. Ich mache meine Leute aufmerksam, sie entdecken nichts. Ich pirsche mich bis zum nächsten Busch. Aha, genug. Ich schieße, repetiere, schieße wieder. „Der Herr schießt auf Bäume", flüstert der Jumbe Asmani zu. Nun stürzen sie aber alle in Sprüngen nach der Anschußstelle. Da lagen zwei starke Kuhantilopen. Dieses Entzücken, diese laute Bewunderung bei meinen Kerlen! Sofort schnitten sie den Tieren mit den Seitengewehren die Gurgeln durch. Das verlangt Mohammed. Zwar waren sie schon tot. Aber so genau sieht Allah bei seinen schwarzen Gläubigen nicht hin. Dann gingen sie daran, das Wild kunstgerecht aus der Decke zu schlagen und in Trägerlasten zu zerlegen, während einer die ganze Mannschaft eines benachbarten Dörfchens herbeiholte, um das Wildbret heimzutragen.

Mein Einzug ins Lager war ein Fest. Die älteste Matrone überschüttete mich mit Lobpreisungen und kreischte allen die Jubelbotschaft zu. Feuer wurden angezündet, um die herum das

Fleisch, in kleine Stücke zerschnitten und auf Stöcke gespießt, zum Trocknen aufgestellt wurde. Besonders appetitreizend sahen diese Fleischbatzen nicht aus, aber es war doch Fleisch, und was die Hauptsache war: viel Fleisch. Als ich schon lange in meinem Zelte lag, saß noch immer die ganze Gemeinde ums Feuer, schmauste und schmatzte und gab ihr kannibalisches Wohlbehagen in Äußerungen von sich, die nicht bei allen Völkern zur Tafeletikette gehören. Neidisches Hyänengeheul klang aus dem nahen Gebüsch dazu.

Ein Giraffenbulle war das Ziel meines Ehrgeizes. Die Postverwaltung hatte über das fortgesetzte Zerreißen der Telegraphendrähte durch Giraffen geklagt, so daß endlich der Abschuß eines Bullen angeordnet worden war. Stundenlang suchten wir die Steppe nach Spuren ab. Endlich eine frische Fährte. „Eine ganze Karawane Giraffen!" frohlockten meine Begleiter. Durch dick und dünn folgten wir dem Rudel. Oftmals vermeinten wir, in der Ferne eins der Tiere zu sehen. Sollte man glauben, daß sogar so auffallende Geschöpfe wie Giraffen, die von vorn wie Eiffeltürme, von der Seite wie schiefe Kräne aussehen, sich bis zur Unkenntlichkeit in das Gesamtbild ihrer Umgebung eingliedern können? Meine luchsäugigen Neger ratschlagten Dutzende von Malen: „Baum oder Giraffe?", und erst das Zeißglas konnte die Streitfrage entscheiden. Meist waren es abgestorbene, schief an einen Nachbarbaum gelehnte Stämme, die in der glutflimmernden Luft das Bild einer Giraffe vortäuschten.

Endlich in der bebend heißen Mittagsstunde, als wir erschöpft schon nahe daran waren, die Folge aufzugeben, sahen wir in einem dünnen Baumbestand drei der gewaltigen Tiere stehen. Donnerwetter, das übertraf jede Vorstellung, die man aus den zoologischen Gärten Europas mitbringt. Zwei alte Bullen stehen am nächsten, dunkelbraun gefärbt mit fast schwar-

zen Flecken, keineswegs ſchlank, ſondern maſſig bis hinauf zum Kopfe, der in unwahrſcheinlicher Höhe zwiſchen Baumkronen ſchwebt. Vorweltliche Koloſſe. Von einem weiblichen Stück ragt nur der Schädel über dem Akazienwäldchen heraus, wie eine in der Himmelfahrt begriffene Ziege. Aber was haben die beiden Bullen nur? Sie ſtehen ſpitz auf mich zu, mit den Hinterläufen dicht aneinandergedrängt. Die mächtigen ſchwarzen Wedel peitſchen die Schenkel. Jetzt ſchlägt der eine mit ſeinem langen Hals einen Kreisbogen nach außen, fegt mit dem Kopfe unten durchs Gras und ſchleudert dem anderen ſeine Stirnzapfen von unten her mit ſolcher Wucht gegen die Kehle, daß es laut ſchallt. Die Bullen kämpfen. Der Partner wartet den Prall ab, dann beſchreibt er blitzſchnell mit Kopf und Hals einen ebenſolchen Bogen nach der anderen Seite und verſetzt dem Gegner den gleichen Schlag unters Kinn. Nun iſt der erſte wieder dran. So geht das fort in regelrechtem Vorkomment. Rechts herum — krach! Links herum — krach! Ich traute meinen Augen kaum. Von Zeit zu Zeit hielten ſie in ihrem Kampfſpiel — denn ein ernſter Zweikampf konnte das wohl nicht ſein — plötzlich inne, ſicherten ſteil aufgerichtet, bogen dann die Hälſe in einem prachtvollen Schwunge beide gleichzeitig zur Erde nieder und ſchoben ſie dicht aneinander hin und her wie zwei Ringer, die ſich den erſten Griff ablauern. Dann warfen ſie beide auf, und das ſeltſame Turnier begann von vorn. Rechts herum — krach! Links herum — krach!

Ich hatte mich näher herangepirſcht und war ſchließlich, als die Deckung aufhörte, auf einer breiten Lichtung offen an ſie herangegangen. In meinem Entzücken über das tolle Schauſpiel hatte ich die Büchſe aus der Hand gelegt und die Kamera in Tätigkeit treten laſſen. Die beiden Kämpen hatten mich längſt

eräugt, aber in der Wolluſt des Raufens ſich nicht gleich entſchließen können, voneinander abzulaſſen. Jetzt werfen ſie wieder auf und wenden ſich zur Flucht.

Ich trage dem ſtärkeren der beiden Bullen ſorgfältig meine Kugel an. Er wirft ſach mit einer großartigen Bewegung den Hals zurück und ſetzt ſich ſchwerfällig in Trab. Hinter allen Büſchen trampelt es. Fünfzehn, zwanzig dieſer Rieſentiere tauchen auf, heller gefärbte, halbwüchſige und ganz kleine Kälber dazwiſchen, und wogen mit vorgeſtreckten Hälſen ſtelzbeinig in ſchwankenden Paß davon. „Blattſchuß", ſagt der Führer mit Überzeugung. Am Anſchuß kein Schweiß. Tut nichts. Giraffen gehen weit, ohne daß Schweiß bis herunter aufs Gras kommt. Alſo nach! Die Sonne brennt entſetzlich. In dem hohen Graſe ſteht die zitternde Luft — kaum zu atmen. Was die flüchtigen Tiere mit ihren Siebenmeilenbeinen in Minuten zurücklegen, müſſen wir in Viertelſtunden erkämpfen. Mehrmals erblicken wir ſie. Mein Bulle hat ſich abgeſondert. Keine Mühe wird geſcheut. Weite Umgehungen durch tiefeingeriſſene Schluchten, hohes Schilfgeſtrüpp. An den Knien zerreißen die Hoſen von dem harten, ſcharfen Elefantengras, deſſen Halme ſtreckenweiſe in Spitzbogen über unſeren Köpfen zuſammenſchlagen. Faſt geht's nicht mehr. Es iſt, als ſengte die Sonne mit jeder Minute wütender. Aber die Giraffe muß doch fallen! Dort, fünfhundert Meter vor uns, ſteht ſie wieder, uns den Rücken zukehrend. Was nun? Abwarten? Krank werden laſſen? Aber ſchon reckt ſie den Hals waagerecht mit ſchiefem Kopf um eine Baumkrone herum, eräugt uns, und die Hatz geht weiter. Vier Stunden. Die Neger waren mit Ruckſack und Feldflaſche weit zurückgeblieben und ſtürzten wie die Hunde gierig über jede Pfütze. Ich fühlte nur den einen Drang: ranbleiben, ſonſt

iſt ſie in der unendlichen Steppe verloren. Nur blitzartig zuckte bisweilen der Gedanke auf: wie ſollſt du aus dieſer Grashölle jemals wieder in das meilenweit entfernte Lager zurückkommen! Der Gewehrlauf glühte von der Sonne, daß ich ihn kaum mehr anfaſſen konnte, ſelbſt die Uhr in der Taſche fühlte ſich heiß an. Alle Geſichter waren Schweißbrunnen. Endlich mußten wir doch einmal verſchnaufen und warfen uns in den ſchmalen Schatten eines Mſuakibuſches, damit der arbeitende Motor ſich beruhigte. Kaum aber hatten wir ein paar Minuten geruht, da praſſelte und klatſchte ein Tropenregen hernieder. Unmöglich, die Spur weiter zu halten. Die afrikaniſche Natur war Siegerin geblieben und hatte mir die heißumkämpfte Beute entriſſen.

Verſtimmt, verſchmachtet, mit wankenden Knien tritt man den weiten Rückmarſch an. Einer hinterm andern, kein Wort wird gewechſelt. Dies endloſe Marſchieren in der Sonnenglut durch eintönige Landſchaft verſetzt einen bisweilen in einen traumartigen Zuſtand. Das Gangwerk arbeitet mechaniſch weiter, Augen und Ohren ſehen und hören weiter, aber ihre Eindrücke dringen nur noch wie durch einen Schleier, wie eine ferne, unweſenhafte Begleitmuſik zu dem eingeſchläferten Bewußtſein, und ſtatt ihrer ſtellen ſich die lieblichſten Traumbilder ungerufen vor die Seele hin, Erinnerungs- und Wunſchbilder, hervorgezaubert durch das alles beherrſchende lechzende Verlangen nach Kühlung. Dieſe gebleichten Stämmchen ringsum ähneln entfernt einer dünnen entlaubten Buchenſchonung im Rauhreif. Wonniges Gleiten auf Schneeſchuhen über die tiefverſchneiten Flächen des heimatlichen Berglands! Chriſtbaumkerzen flimmern durch den Pfeifenqualm im überfüllten Gaſtſtübchen des höchſten Gebirgsdorfes. Silveſterpunſch und Lieder-

klang, und dann die letzte tolle Abfahrt auf klingenden Skiern hinunter ins Nebeltal zum Bahnhof, zum Schnellzug, der den plötzlich Vereinsamten nach Süden trägt, nach dem Afrikadampfer, einer lockenden, unbekannten Zukunft entgegen. — Wir marschieren zwischen schulterhohen Wänden vergilbten Grases hin. Wie ein Gang durch reifende deutsche Kornfelder! Die schlanke, blonde Artemis war aus ihrem weißen Säulentempelchen im verwilderten Park herabgestiegen und schlenderte mit dem Sommerleutnant durch den sinkenden Juniabend. Ein Schicksal schien sich erfüllen zu wollen — das Dutzendschicksal des deutschen Referendars. An der Wegegabel ein bitterer Abschied. Dort zweigte der Weg ab in das behagliche Alltagsglück in heimischer Enge, und der vielbeschäftigte Hilfsrichter an einem Amtsgericht hätte nie geahnt, wie lieblich sich's in der afrikanischen Steppe auf der Giraffenjagd von einem solchen Glücke träumt. — Dann standen Flötenakazien am Pfade. Die schwärzlichen Knollen, an denen der Dorn sitzt, sahen wie Stachelbeeren aus. Ach ja, Stachelbeeren! Tante Annas Obstgarten! Heimkehr von der Jagd im deutschen Walde. Himmel! diese unausdenkbare Seligkeit, am kühlen Morgen nach der Frühpirsch auf den Bock den hungrigen Sekundanerleib auf der Lattenbank in der Laube des Forsthausgartens niederzulassen! Der alte Forstmeister mit Pfeife und Fliegenklatsche setzt sich dazu und breitet mit seinem sonnigen Humor die Schätze seiner gütigen, vom kleinsten Punkt aus die Welt umspannenden Lebensweisheit vor dem unruhvollen Jungen aus. Was würde der strenge Weidmann wohl zu dem heutigen Erlebnis seines Jüngers sagen? Er würde ihn wohl mit Onkel Bräsigs Worten trösten: „Wenn ein dheit, wat hei dhaun kann, dann kann hei nich mihr dhaun, as hei dheit."

DER BOY

Der schwarze Schatten des weißen Herrn ist der „Boy". Schade, daß sich das englische Wort so eingebürgert hat. Aber das „Boy" schmettert sich so schön heraus, wenn man durch Haus und Lager nach dem immer Unentbehrlichen ruft, daß es bisher im täglichen Gebrauch allen Versuchen, es mit „Junge", „Bursche", „Diener" zu übersetzen, getrotzt hat. Auch die andern Völker, Griechen, Italiener, Goanesen, ja sogar die Araber und die Schwarzen selbst, nennen ihre Leibdiener „Boy". Der „Boy" ist so alt wie die Europäerherrschaft in Ostafrika. Schon auf einem altportugiesischen Trachtenbilde aus dem Jahre 1596 aus Ostafrika findet sich für den Leibmohren des portugiesischen Granden die Bezeichnung „Boy".

Wer einen guten Boy hat, dem geht es gut in Afrika. Wer kein Glück damit hat, der wird seines Lebens nicht froh. Kein Wunder, daß das Dienstbotenthema sich drüben nicht auf Damenkränzchen beschränkt, sondern in jeder Herrengesellschaft unerschöpflichen Gesprächsstoff bietet. Man hat in der Regel nicht nur einen Boy, sondern je nach der Größe des Hausstandes bisweilen ein recht zahlreiches schwarzes Gesinde in seinem Sold. Aber einer ist doch immer der eigentliche Leibdiener, der Obermohr, der die übrige Bande im Zug hält und ihren Geist bestimmt. Der richtige gute Boy fühlt sich selbst als ein lebendiges Zubehör zu seinem „Bwana" und nimmt in seiner

Art an deſſen Eigenheiten und Vorrechten teil. Der Boy des Vorgeſetzten iſt ganz von ſelbſt Reſpektsperſon für die übrigen Boys.

Meine Perle Hamis war ein Mrundi vom Tanganjika; alſo eigentlich ein echter „Mſchenſi", ein Buſchneger. Aber er hatte längſt als Burſche von Offizieren und Beamten die typiſche Mauſerung zum „Suaheli" durchgemacht. Das iſt furchtbar einfach. Der Wilde kommt an die Küſte, die ziviliſierte Riviera Afrikas. Er nimmt die Sprache und die Tracht der Küſtenbewohner an und tritt zum Iſlam über. Viel verlangt dieſer Negeriſlam nicht von ſeinen Anhängern, ein paar Äußerlichkeiten, wie Beſchneidung, Beachtung einiger Speiſegeſetze, Feier mohammedaniſcher Feſte, das iſt ſo ziemlich alles. Gehört der neugebackene Küſtenmann vollends wie Hamis zu der hervorgehobenen Klaſſe der Europäertrabanten — Boys, Askaris, Schreiber, Amtsdiener und dergleichen, einer Art ſchwarzer Berufsariſtokratie —, ſo iſt der Traum des Negerherzens erfüllt. Er zählt als vollgültiger Suaheli und blickt mit Verachtung auf ſeine Brüder, die „nackten Wilden", herab.

Natürlich hat er mit dieſer Neugeburt ſeines äußeren und inneren Menſchen auch ſeinen alten Mſchenſinamen abgelegt und ſchmückt ſich mit einem nagelneuen Suahelinamen. Zu Tauſenden entſtehen ſo die Hamis, Ali, Abdallah. Aber es gibt überdies faſt keinen Gegenſtand des täglichen Gebrauchs, deſſen Suahelibezeichnung nicht auch einen Eigennamen abgäbe. Namentlich die Pflanzungsarbeiter, die als Sachſengänger aus dem Innern auf einige Monate in die Küſtenbezirke kommen, ſind unerſchöpflich im Erfinden neuer klangvoller Namen, wie „Gewehr", „Zigarette", „Papier", „Streichhölzchen", „Petroleum", „Rupie" uſw. Oft müſſen Städtenamen herhalten, wie

Kilwa und Tabora, oder Tiernamen, wie bei den Indianern: Löwe, Flußpferd, Vögelchen, sogar Wanze und „zwei Läuse". Bisweilen spiegeln sich heitere und trübe Lebenserfahrungen in diesen Namen. Zum Beispiel: „Ich liebe das Essen", „ich liebe das Weib", „sag die Wahrheit", „immer langsam voran", „schlechtes Lager", „Reißaus", „Dummkopf", „Ohrfeige", „Fünfundzwanzig" — wie man sieht, der ganze Inhalt eines Durchschnits-Negerlebens. Und schließlich, ein sehr häufiger Name: „Sterben ist Schlafen." —

Jeder Herr wird von jedem Boy in den ersten Tagen seines Dienstes angepumpt. Das gehört zu den afrikanischen Menschenrechten. Natürlich kam auch Hamis. „Herr, wir wollen ein Schauri machen." Schauri kann alles heißen. Schauri ist die Gerichtssitzung, Schauri ist jede Beratung und jeder Klatsch, Schauri macht der Mohr mit sich selbst, ehe er etwas beginnt, und wenn er Schliff gebacken hat, sagt der schadenfrohe Nächste: Das ist dein Schauri. Schaurimachen ist das größte Vergnügen, das der Schwarze kennt. Es ersetzt ihm Zeitung, Theater und Kino. Schaurimachen ist für ihn, was für den Deutschen Skatspielen und Biertrinken, für den Engländer Boxen und Fußball ist. Also machte ich mit Hamis Schauri.

„Ich will heiraten", begann er. Ach so, ich wußte genug. Jeder Boy heiratet, wenn er einen neuen Dienst antritt; denn er braucht Geld, um Schulden zu bezahlen. Und dann sterben jedem Boy in angemessenen Zwischenräumen verschiedene Mütter, Großmütter und Tanten; denn er will Urlaub haben. Das ist ebenfalls gemeines afrikanisches Gewohnheitsrecht. Hamis erzählte denn, seine Auserwählte sei eine reine Suaheli, ganz jung, sehr schön, und koste ihn neunzig Rupien. Ein recht anständiger Preis, selbst nach dem hohen Tarif der Residenz.

Im Innern kann man sich schon für eine Ziege, ja für eine Hacke, eine bessere Hälfte erstehen. Vierzig Rupien habe er dem Schwiegerpapa für das Kleinod bereits angezahlt. Hier machte Hamis eine Pause, um die Wirkung seiner Eröffnungen auf mich abzuwarten. Dann faßte er sich ein Herz und rückte mit der Hauptsache heraus. „Ich will Geld von dir borgen, Herr. Übermorgen ist meine Hochzeit." – „Wieviel?" – „Vierzig Rupien." – „Das ist zuviel. Du bekommst dreißig Rupien. Ich werde dir das Geld am Lohn abziehn. Bist du zufrieden?" – „Ja, Herr, ich danke." – Als ich ihm umständlich seine dreißig großen Silberstücke auszahlte, strahlte das sonst so unbewegliche Gesicht.

Eine Woche lang war er dann zerstreut und übelgelaunt, ließ sich vom Wäscher meine Taschentücher stehlen und roch nach Hirsebier. Ich gewann daher die Überzeugung, daß er wirklich Hochzeit gefeiert hatte.

In aller Regel ist es ein Reinfall, eine der leichtsinnigen, putzsüchtigen Töchter dieses Mohren-Paris Daressalam heimzuführen. Das eheliche Glück meines Hamis schien denn auch die neunzig Rupien nicht ganz wert zu sein. Als ich ihm nach einigen Wochen eröffnete, daß ich nach Moschi, ins Innere, versetzt sei, und ihn fragte, ob er mit mir gehen wolle, erklärte er ohne Besinnen: „Ja!" – Ob er seine Frau mitnehmen würde? – „Nein!" – Warum denn nicht? – „Ich liebe das Innere, sie kann sich nicht von der Küste trennen." – Ob er sie denn ruhig jahrelang allein lassen könnte? – „Natürlich! Ich habe doch eine ‚Buchehe', d. h. eine vollgültige Ehe nach dem Koran, nicht eine bloße ‚Freundschaftsehe', mit ihr geschlossen." – Aber würde sie ihm nicht fehlen? – „Ich weiß nicht", antwortete er verschmitzt, aber sein Lächeln sagte: Großer

Herr, weißt du nicht, daß der gütige Allah und sein weitherziger Prophet auch in Moschi für mich sorgen werden?

Mancher Leser wird fragen, in welcher Sprache denn diese Schauris zwischen Herr und Knecht vor sich gehen. Man spricht Suaheli. Diese klangvolle, leicht zu lernende Sprache der Küstenbevölkerung ist längst zur allgemeinen Verkehrssprache für das ganze, nicht nur ehemals deutsche Ostafrika geworden, in der man sich zur Not mit allen Negerstämmen, aber auch mit Griechen, Indern, Goanesen, Syrern verständigen kann. Selbst mit dickköpfigen Engländern und Buren, die durchaus kein Deutsch zu verstehen behaupteten, habe ich auf deutschem Boden, wenigstens im Dienst, grundsätzlich Suaheli gesprochen; es fiel ihnen dann meist ganz plötzlich eine Menge Deutsch ein. Das Suaheli hat seine eigenartigen Schönheiten und gewährt anziehende Einblicke in eine primitive Vorstellungswelt. So hat es z. B. für Sonne und Wissen, für schön und gütig dasselbe Wort. Arabische, portugiesische, englische und in letzter Zeit deutsche Fremdwörter sind ins Suaheli aufgenommen worden, wie z. B. hotelli, bier, weini, schlipsi, maschine, sitima (steamer) und viele andere mehr. Der deutsche Kesi kämpft noch unentschieden mit dem englischen Tschisi.

Umgekehrt wimmelt die Redeweise der Deutschen untereinander von Suaheliwörtern. Es gibt in Ostafrika so viele Dinge, die wir daheim nicht kennen, daß es noch hingehn mag, wenn alle Welt die seit Jahrhunderten dafür gebräuchlichen arabischen oder Suahelibezeichnungen anwendet. Einige der gebräuchlichsten sind im Laufe der Erzählung schon erwähnt. Andere sind z. B. „Safari", die Karawane und die Reise mit der Karawane, „Schamba", die Pflanzung, überhaupt jedes Kulturland, „Baraſa", die Veranda, das Schattendach vor Häusern

und Zelten. Solche Wörter empfindet man bald nicht mehr als fremd, ebenso wie die Suahelinamen für manche einheimischen Tiere, Bäume, Früchte, Kleidungsstücke. Hierher mögen auch einige echt afrikanische Kraftworte gehören, vor allem das tausendfältig gebrauchte: Haisuru; schadt nichts! Schwamm drüber! in dem sich die ganze fatalistische Weltanschauung des Negers und gleichfalls des alten Afrikaners ausdrückt.

Übel wird die Sache, wenn der Bwana Meier, nachdem er seine Schauris wie immer als Fundi kabisa (als tüchtiger Kerl) tengenesert (abgehalten) hat, mit seiner Bibi (Frau Meier) und seinem Toto (Meier junior) tembeert (spazieren geht) und dann bei einem Rafiki (Bekannten) pumsikert (ausruht). Dieses greulich „verschensite" Deutsch hört man natürlich am meisten von ganz frischbacknen, forschen Afrikanern. Aber ganz safi (rein) halten nur wenige ihre Sprache. Das ist einmal so desturi, Landesbrauch.

Neger, die Deutsch sprechen, sind eine Seltenheit. Wohl schmettert mal auf dem Kasernenhofe ein schwarzer Unteroffizier ein aufgeschnapptes „Sweini we vafluchti!" heraus. Aber richtig gelernt wird Deutsch nur in geringem Umfang, auf Regierungs- und Missionsschulen. Und das hat sein Angenehmes. Die Schwarzen, namentlich die Bedienten, die uns Tag und Nacht auf Schritt und Tritt umgeben, brauchen nicht alles zu verstehn, was die weißen Herren untereinander reden.

Da kann man sich das Erstaunen des Schutztruppenoffiziers vorstellen, dem auf einer Reise im dunkelsten Innern aus einer Schar Massaikrieger plötzlich die Worte ans Ohr schlagen: „Moj'n, Herr Major!" Als er sich fragend umblickt, tritt ein halbnackter Jüngling im Kriegsschmuck hervor. „Ik bin nämlich

mit Bwana Hagenbeck in Berlin jewesen. Jetzt hab ik mir aber wieder mang meine Landsleute jemischt."

Nach dieser Abschweifung zurück zu dem unerschöpflichen Thema „Boy". Nicht jeder Europäer ist veranlagt und geneigt, sich in das Studium der Negerseele zu vertiefen. Aber jeder hat nun einmal seinen Boy, und jeder Boy liefert seinem Herrn ungebeten eine Fülle von Beobachtungsstoff. Die mitgebrachte Meinung: „Mohr ist Mohr, alle gleichen einander wie ein Sperling dem andern", weicht schon in den ersten Tagen der handgreiflichen Erkenntnis, daß jeder Schwarze äußerlich und innerlich ein sehr unterschiedliches Wesen ist, daß es auch unter ihnen Hübsche und Häßliche, Kluge und Dumme, Störrische und Willige, Brave und Taugenichtse gibt. Auch hier gilt die alte Regel: je individueller man den einzelnen anzufassen vermag, um so bessere Erfahrungen wird man mit ihm machen. Die Boys ihrerseits verfahren, oft mit unglaublicher Sicherheit, nach diesem Grundsatz und studieren die Eigenart ihres Herrn von der ersten Begegnung an mit Späherblicken. Die erste Zeit ist meist ein stiller Kampf, in dem der Boy ausprobiert, wieviel der neue Herr sich bieten läßt, und es dem Herrn überlassen bleibt, dem Boy die Überzeugung von seiner überlegenen Autorität einzuimpfen. Der Beamte und Offizier, den in den Augen der Neger der Nimbus der Staatsallgewalt umgibt, hatte es in dieser Hinsicht oft leichter als der Privatmann. Aber wo sich ein wirkliches, dauerndes Treuverhältnis herausbildete — und das geschah in unzähligen Fällen —, beruhte es nach meinen Beobachtungen stets auf den echten Herrentugenden Gerechtigkeit und Güte. Wo diese fehlten, pflegten die Boys zu wechseln wie die Dienstboten im Hause einer hysterischen Frau.

Auch Hamis probierte es zunächst auf allerlei Weise. Nur ein

Beiſpiel: In den erſten Tagen ſuchte er ſich von einer ihm unbequemen Reiſe zu drücken und ſchützte zu dieſem Zweck mit Biedermannsmiene eine fauſtdicke Lüge vor. Man hat viel über die Verlogenheit der Neger geſchrieben. Aber dabei hat man wohl oft überſehen, daß abſolute Wahrhaftigkeit eine Kraft des ſittlichen Idealismus vorausſetzt, die auch unter kulturell hochſtehenden Völkern keine Alltäglichkeit iſt. Die Lüge iſt allerwärts die Klugheit der Schwachen, ſei dies nun das Kind gegenüber dem erzürnten Lehrer, der Steuerzahler gegenüber dem böſen Fiskus oder eine ganze unterworfene Raſſe gegenüber den herrſchenden Fremdlingen. So handeln die Neger im Verkehr mit den Weißen gewöhnlich nach dem Rezept: Geht es um meinen Vorteil, ſo iſt Wahrheit das, was mir nützt; ſpielt mein Vorteil keine Rolle, ſo iſt Wahrheit das, was dem Frager angenehm iſt. Das geht ſoweit, daß bisweilen ſelbſt eine wahre Ausſage mit einer ihr direkt widerſprechenden Artigkeitslüge eingeleitet wird. Auf die teilnehmende Frage: „Wie geht dir's?" kann man die Antwort hören: „Danke, Herr, ausgezeichnet, aber ich bin ſterbenskrank."

Alſo Hamis log, aber es half ihm nichts, er mußte mit. Ein paar Stunden ſpäter traf ich ihn im fertigen Lager am Meeresſtrande wieder. Unterwegs hatte ich durch Zufall den wahren Sachverhalt erfahren und in Muße beſchloſſen, ein heilſames Exempel zu ſtatuieren. Ich rufe den Sünder zu mir und werfe ihm mit einem wohlpräparierten lapidaren Satz ſeine Miſſetat an den Kopf. „Geſtehſt du, gefehlt zu haben?" — „Ja, Herr", ſagt er mit feindſelig und mißtrauiſch blitzenden Augen, und ehe er ſich beſinnt, hat er eine ſchallende Ohrfeige weg. Es iſt die einzige geblieben, aber die tat Wunder. Zunächſt glaubte ich, ein Stück Zirkusclownspoſſen vor mir zu

sehen, so wirbelte der stämmige Mann im Kreise herum. Ich nahm, als sei nichts geschehen, ein Bad am Meere. Als ich dann mit bloßen Füßen im raschen Lauf aufs Zelt zurannte, stürzte mir Hamis mit dem Bademantel entgegen und rief besorgt: „Halt, Herr! Dornen!" Und richtig, beim nächsten Schritt hätte ich die unsichtbaren Stacheln im Fuße gehabt. Dann bediente er mich mit stummer Emsigkeit, daß es eine Freude war. Am nächsten Morgen sitze ich bei der Arbeit im Büro und bemerke, daß ich wieder einmal die Zigaretten in meiner ziemlich entfernten Wohnung habe liegen lassen. Nicht lange, da huscht mein Hamis zur offenen Tür herein, legt wortlos das sorgfältig gefüllte Etui vor mich auf den Schreibtisch und quittiert im Abgehen meinen freudig erstaunten Blick mit einem kaum merkbaren verschmitzten Lächeln.

Seitdem war Hamis mein treuergebener Begleiter, immer unverdrossen und gewissenhaft, bis ich Afrika verließ. Nur noch zweimal in zwei ereignisvollen Jahren gab eine gröbere Vernachlässigung Anlaß, die Zügel straff anzuziehen. Eine leidenschaftslos verhängte Strafe stellte jedesmal das alte vortreffliche Verhältnis wieder her, und beim Abschied mußte ich ihm versprechen, ihn bei meiner Rückkehr nach Afrika wieder in Dienst zu nehmen.

Die gleichen Erfahrungen haben unzählige Deutsche mit ihren Boys gemacht. Man tut den Negern unrecht, wenn man ihnen, wie es so oft geschieht, in Bausch und Bogen Treue und Zuverlässigkeit abspricht. Bände könnte man füllen mit Beispielen von geradezu rührender Anhänglichkeit und Hingebung von Schwarzen an ihre weißen Herren. Die eindrucksvollste Probe aufs Exempel hat der Krieg gemacht. Es bildete nicht die Ausnahme, sondern die Regel, daß der Neger seinem

deutschen Herrn auch in schlimmen und allerschlimmsten Tagen die Treue hielt. Der beste Zeuge, Lettow-Vorbeck, bemerkt in einem Rückblick auf seine Kriegserlebnisse, immer aufs neue während des Feldzugs sei ihm die Tatsache entgegengetreten, daß unter der einheimischen Bevölkerung das Vertrauen und die Zuneigung zu den Deutschen in einem Maße Wurzel gefaßt hatte, das selbst den Eingeweihten in Erstaunen setzte. Und zahlreich sind die Berichte von der Treue des schwarzen Dieners bis in den Tod.

Aus der Fülle der Beispiele seien nur zwei hier festgehalten, die ein jüngerer Offizier in Lettows kleiner Streitmacht erlebt hat. Sein Bursche Mangwina aus einem Inlandstamme erklärte ihm eines Tages: „Herr, ich liebe dich so sehr, daß es mein höchster Wunsch ist, im Gefecht die für dich bestimmte Kugel aufzufangen." Auf die abweisende Antwort des Oberleutnants: „Ich liebe solche Redensarten nicht", erwiderte der Bursche gleichmütig: „Du wirst schon sehen." Einige Zeit später standen beide zusammen in heißem Gefecht. Das Schicksal wollte es, daß Mangwina an der Seite seines Oberleutnants durch die Brust geschossen wurde. Der Offizier bemerkte es erst, als der tödlich Verwundete schon nach hinten gebracht war. Am Abend desselben Tages erhielt er folgenden Brief von der Hand des Sterbenden: „Gott hat mein Gebet erhört. Ich freue mich, Du weißt jetzt, ich habe keine Redensarten gemacht. Ich habe Gott alle Tage gebeten, er soll mich endlich die Kugel für Dich auffangen lassen. Das ist nun geschehen. Ich sterbe gern. Zugleich schicke ich Dir mein Schnupftabakfläschchen. Ich habe es mit meinem Blute gefüllt. Trage es als Amulett in jedem Gefecht. Das ist mein letzter Wunsch."

Ali bin Selim, der Koch desselben Offiziers, begleitet auf

dem Marſche die Träger, die das Kompaniegepäck ſchleppen. Plötzlich gerät die Kolonne in einen Hinterhalt. Von allen Seiten raſt engliſches Maſchinengewehr- und Minenfeuer. Die Laſten fliegen zu Boden; wer nicht fällt, wirft ſich zur Erde oder ſtiebt in die Büſche, und ſchon ſtürmen die feindlichen Schützen heran. Da ſtürzt ſich Ali auf den Blechkoffer, der die Habſeligkeiten ſeines Herrn enthält. Er hebt ihn auf die Schulter, um das koſtbare Gut zu retten, aber der große Kaſten iſt zu ſchwer, er kann ihn nicht ſchnell genug in Sicherheit bringen. Schon rufen ihm die engliſchen Askaris zu: „Hände hoch!" Da ſprengt er raſch entſchloſſen mit dem Seitengewehr den Kofferdeckel auf, um wenigſtens die Brieftaſche herauszuholen, die ihm ſein Herr immer als das wichtigſte Heiligtum ans Herz gelegt hatte. Es gelingt, er reicht ſie dem Träger Sahani, der im Kugelregen wartend am Boden kauert, und bricht, durch den Kopf geſchoſſen, zuſammen. Der Träger raſt von dannen und entkommt. Anderen Tages überbringt er dem Offizier als einzigen Reſt ſeines Beſitztums die Brieftaſche und viele herzliche Grüße von dem ſterbenden Ali, der ihm ſagen ließe, ſein Herr ſolle ihm nicht böſe ſein, daß er nur die Brieftaſche gerettet hätte, die Kiſte ſei ihm zu ſchwer geweſen.

USAMBARABAHN

Ins Innere! Für jeden Afrikaner ist es ein Freudentag, wenn es endlich heißt: Die eisernen Koffer packen, es geht ins Innere! Je europaähnlicher das Leben an der Küste wird, um so stärker regt sich die Sehnsucht und Neugier nach dem eigentlichen, wilden Afrika, das doch sicherlich irgendwo da hinten ein Dutzend Tagereisen landeinwärts noch seine geheimnisvollen Zauber bewahrt hat. Phantastische Vorstellungen aus der Knabenzeit leben auf von ungeheuren Weiten, wilden Völkern und Sitten, unerhörten Naturwundern, von paradiesischen Jagdgründen, von Abenteuern, Strapazen und Gefahren, kurz von allem, was wir einst mit glühenden Backen unter der Schulbank vom „dunkeln Erdteil" gelesen haben, was die Stanley und Livingstone, Kandt, Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, Hans Meyer, Schillings und wie sie alle heißen, zu erzählen wissen. Vielleicht entdeckt man dann, daß dieses „Innere" dort, wo man hinkommt, auch schon recht deutliche Spuren europäischen Einflusses aufweist — dann wird das „eigentliche" Afrika eben noch ein paar Tagereisen weiter drinnen liegen. Nun — wir werden ja sehen.

Von Tanga, der nördlichsten Hafenstadt Deutsch-Ostafrikas, einem aufblühenden Daressalam im kleinen, führt die Nordbahn durch Usambara nach dem Fuße des Kilimandjaro, der etwa 350 Kilometer von der Küste entfernt liegt. Anfangs fährt man durch ausgedehnte Sisalagavenfelder und Kautschuk-

haine. Man staunt, wieviel Kulturland hier der Fleiß deutscher Pflanzer der Wildnis schon abgerungen hat. Dann begleiten die schöngeschwungenen Linien der Usambaraberge die Bahn.

Einen kurzen Abstecher in dieses vielgepriesene Bergland können wir uns nicht versagen. Von der Bahnstation Mombo aus geht ein Automobilomnibus nach Wilhelmstal, dem Hauptort von Westusambara. An mächtigen Schluchten hin windet sich die schöne Alpenstraße aufwärts. Immer frischer und kühler wird's. Endlich tritt man in ein waldiges Gebirgsland ein, das den oft gebrauchten Vergleich mit Thüringen nicht zu scheuen braucht. Mitten in einem Kranz von bewaldeten Höhen liegt das Städtchen Wilhelmstal. Die Gerberakazienhaine seiner Umgebung täuschen einem von weitem fast deutsche Fichtenbestände vor. Die Wohnhäuser der Weißen, malerisch über die Talmulde und die Hänge verteilt, sind mehr im deutschen Villenstil gehalten als in den Küstenstädten. Alles heimelt uns an, hier ist gut sein. Und denselben Eindruck gewinnt man, nach welcher Seite man auch auf den guten, beschotterten Kunststraßen ins Land hinausreiten mag. Allerorten saßen deutsche Ansiedler, oft mit kinderreicher Familie, bauten Getreide, Kartoffeln, Gemüse, trieben Schweine- und Hühnerzucht und liebten das schöne Stück Land, das sie sich urbar gemacht hatten. Ein Vergnügen war es, die Viehfarm Kwai und die vielseitige Musterwirtschaft der katholischen Mission in Ngare mit ihren Feldern, Pflanzungen, Obstgärten und Weingeländen zu durchwandern. Immer neue, liebliche Wald- und Gebirgsbilder entzücken das Auge. Aus der Ferne blauen die Zedernurwälder, aus denen das Holz für unsere Bleistifte gewonnen wurde. Steigt man dann wieder nach Mombo zur Eisenbahn hinunter,

kommt einem die Steppenhitze noch einmal so drückend und erschlaffend vor.

In gemächlichem Tempo rattert der Zug weiter nach Westen. Auf die harmonischen Formen Usambaras folgen die schroffen, kühngezackten Felsen des Paregebirges. Bald geht es durch Einöden von verdorrtem, weißlich schimmerndem Dornbusch, bald durch anmutige Parklandschaft. Gegen Abend tut sich der weite Blick in die Massaisteppe auf. Wie ein blaues Meer mit wundervoll geformten Felseninseln scheint sie in die Unendlichkeit zu reichen. Der sinkende Tag taucht das ganze Land in ein weiches, violettes Licht.

Den Luxus eines modernen D-Zuges darf man von einem afrikanischen Bähnchen nicht erwarten. Wem's nicht bequem genug ist, der mag zu Fuß gehen. In zwei bis drei Wochen kommt er ebensoweit wie die Bahn in einem Tage. Unser Wagen erster Güte bestand aus einem einzigen Raum mit Lederbänken ringsherum und regellos in die Mitte hineingestellten Korbsesseln und Langstühlen. Die Wagen dritter Klasse sind mit Schwarzen vollgepfropft. Die Verflegung wurde ohne Speisewagen auf praktische Weise geregelt. Auf bestimmten Haltestellen waren Wirtschaften eingerichtet. Dort wartete der Zug so lange, bis jeder Fahrgast sein telegraphisch vorausbestelltes Mahl eingenommen hatte.

Um neun Uhr abends, nach etwa fünfzehn Fahrstunden von Tanga aus, ist die Endstation Neu-Moschi erreicht. Rasch nehmen wir in dem neuen Hotel Kilimandjaro ein Bad, essen zu Abend, und dann geht's ins Bett — schlafen, denn man ist gerädert, vielleicht auch träumen von den Wundern Innerafrikas, denen man ja mit heute um einen mächtigen Sprung näher auf den Leib gerückt ist.

MOSCHI AM KILIMANDJARO

Es ist ein Erlebnis von unauslöschlichem Eindruck, wenn man zum ersten Male von der Hotelterrasse in Neu-Moschi den Kilimandjaro erblickt. In ruhigen, stetigen Linien, wie alle vulkanischen Berge, wachsen die grünen Flanken des Giganten aus der glutflimmernden Steppe heraus und verlieren sich, wenn der Tag nicht besonders klar ist, hoch oben in weißen Nebelschleiern. Über dieser Dunstschicht aber, in einer abenteuerlichen Höhe, wo das Auge nur noch Äther und Wolken sucht, schweben als zwei gesonderte Berge, durch einen flachen Rücken getrennt, die beiden Gipfel: rechts die zerhackte Felsenpyramide des Mawensi, links der hochgewölbte Gletscherdom des Kibo. Sein ewiges Eis blitzt zauberhaft gegen den tiefblauen Tropenhimmel.

Um sich einen Begriff von der überwältigenden Wirkung des Anblicks zu machen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Koloß von seinem Fuße in 800 Meter Höhe unvermittelt bis zum Kibogipfel in 6010 Meter Höhe ansteigt. Nichts Gleiches bietet unser Planet. Alle Zonen der Erde, von der verdorrten Äquatoriallandschaft bis zum polaren Firnschnee, umfaßt das Auge mit einem Blick.

Neu-Moschi war, als ich es kennenlernte, im Juli 1912, eine eben im Entstehen begriffene Stadt. Als vorläufiger Endpunkt der jüngst vollendeten Usambarabahn war es bestimmt, ein wirtschaftlicher Mittelpunkt des stark von Weißen besiedelten Kilimandjarobezirks und des weiteren Hinterlandes zu werden.

Außer dem Bahnhof und dem Hotel waren erſt wenige Europäerhäuſer fertig. Aber breite Straßenzüge, die ſchnurgerade durch die Buſchſteppe gehauen waren, zeigten an, wie die künftige Stadt geplant war. In einiger Entfernung von der werdenden Europäerſtadt war bereits ein anſehnliches Negerviertel aus dem Boden geſtampft, das ſich mit zahlreichen Inderläden um einen großen Marktplatz gruppierte. Emſige Bautätigkeit herrſchte überall, und ein reichliches Jahr ſpäter war das junge Steppenneſt Neu-Moſchi mit drei Kaufhäuſern, vier oder fünf Hotels und zahlreichen kleineren Geſchäften, Beamten- und Privathäuſern für uns Hinterwäldler wirklich ſchon die „Großſtadt" des Bezirks geworden. Kein Neuankömmling wollte glauben, daß hier noch vor drei Jahren die Nashörner in urweltlichem Frieden durch die Buſchwildnis getrollt waren.

Zwei Stunden oberhalb von Neu-Moſchi auf dem Südweſtabhange des Berges liegt, hart am Rande einer tiefen Schlucht, die „Boma", die Feſte, das alte Moſchi, das nun für anderthalb Jahr mein Amtsſitz werden ſollte.

Von der Erinnerung verklärt taucht vor allem anderen das Bild Alt-Moſchis vor mir auf, wenn in müßigen Stunden die Gedanken aus der Enge des Büros, aus dem Lärm des Tagesgezänks ihre Wanderſchaft nach Afrika antreten. Wie funkelte da der Morgen in die tauglitzernden Schluchten hinein. Wie leicht atmete ſich die friſche Bergluft. Flotter ging die Arbeit von der Hand, tiefer war der Schlaf in den kühlen Nächten, wenn der Fallwind vom Hochgebirge niederrauſchte. Ein Band froher Kameradſchaft einte den kleinen Kreis von Beamten und ihren Damen, die ſich da oben zuſammengefunden hatten, und faſt täglich brachten Gäſte, Pflanzer, Miſſionare, Jäger, Künſtler und Forſcher, friſches Leben in die Meſſe der „letzten Moſchikaner".

Die „Boma" sieht aus wie eine kleine Ritterburg. Starke Mauern mit Zinnen, Wehrgängen und Ecktürmen umschließen eine regellose Anhäufung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, die sich um zwei Höfe drängen. Alles ist kunstlos gebaut, nur nach Zweck und Bedürfnis, Neueres mit Älterem verbunden, dazwischengeschoben, draufgesetzt, hie und da etwas verfallen und wieder geflickt; kurzum, wie auch in der Heimat das malerische Kunterbunt so mancher Burg, „historisch entstanden". Die Behaglichkeit pflegt darunter nicht zu leiden.

Man soll mir mal einen eigenartigeren Frühstücksplatz zeigen, als es unserer auf der alten Feste war. Auf einer überdachten viereckigen Bastion steht der Frühstückstisch mit klobigen Armstühlen. Die schadhaften Mauern sind mit Schießscharten für Schützen und Kanonen durchbrochen. Über sie hinweg sieht man auf die Urwälder und Schluchten des Gebirges, und wenn das Wetter klar ist, lacht uns der Glatzkopf des Kibo in die Kaffeetassen. Unter dem Dache, an einem Faden aufgereiht, baumeln ein paar Würste vom letzten Schlachtfest einer befreundeten Pflanzerfamilie. Um uns herum aber wimmelt es von Leben. Denn die Bastion ist gleichzeitig unsere Menagerie. Von Blattpflanzen umgeben, steht auf einem Postament ein übermannshoher Glaskasten, das Terrarium. In seinen Tümpeln, Gebüschen und Miniaturfelspartien hausen „Nickelmann" und „Ulrike", die Unken, einträchtig mit Eidechsen, Chamäleons, bunten Vögeln und Schlangen. Ein Dschaggajunge hat den ganzen Tag zu tun, um die nötige Menge von Heuschrecken und Fliegen für die Bewohner des Glaspalastes zu sammeln. Daneben rumort in seiner Kiste voll Sägespäne „Rudolf die Wühlmaus", ein hamsterartiges Tier, mit seiner vielköpfigen Familie und plagt sich mit drolligem Ingrimm ab, sein mit Blech um-

schlagenes Gefängnis durchzunagen. Ein junger Gepard sieht von seinem Käfig aus gähnend zu. In allen Ecken der Bastion rutschen Schildkröten herum, die kleinsten nicht größer als ein Hühnerei.

Unsere Hauptlieblinge aber sind die Antilopen. Schwarze bringen dann und wann aus der Steppe ein hilfloses Kitzchen, das wird auf der Bastion mit der Milchflasche großgezogen. Jeden Morgen, wenn ich zum Frühstück komme, sitzt der verständige Obermohr des Stationsarztes im weißen Kansu auf einer Treppenstufe und hält eins unserer „Mutscheken" im Arme, das mit großer Begier die Flasche austrinkt. Unsere beiden Zwergantilopen, noch nicht halb so groß wie Rehe, springen um den Frühstückstisch und lecken uns die Hände. Mit „Wuzek" und „Soda", den beiden Hunden, halten sie gute Freundschaft.

Als das neugegründete Bezirksgericht seine erste öffentliche Sitzung mit Beisitzern und allem Drum und Dran abhielt, fand sich in der bis auf den letzten Winkel ausgenutzten Feste kein anderer Platz zum Sitzungssaal als unsere Frühstücksbastion. Und wie ich „Im Namen des Kaisers" das erste Urteil am Kilimandjaro verkündete, waren Ulrike und Nickelmann, Rudolf und die Mutscheken Zeugen der feierlichen Handlung.

Außerhalb der Boma gab es nur wenige Europäerhäuser, darunter ein freundliches Gasthaus, das beliebte Standquartier für Vergnügungsreisende und Erholungssuchende von nah und fern, die der Kilimandjaro in immer steigender Zahl anzieht. Auch ich schlug meinen Wigwam nicht in der Feste selbst, sondern nebenbei in der „Villa Laubfrosch" auf. Das war ein winziges Häuschen aus Asbestpappe, das luftig auf sechs steinernen Postamenten ruhte. Eine Drazänenhecke und hohe Bananen umgaben die Baracke, die der Sage nach einst Karl Peters mitgebracht haben soll. Im Erdgeschoß, d. h. im hohen Grase zwischen den Trag-

pfeilern, nächtigte „Grete", die zahme Riedbockricke, und oben richtete ich mir mit bunten Decken, Fellen und Gehörnern meine afrikanische Junggesellenbude ein. Fand auch der Tropenregen hartnäckig immer wieder den Weg durch das Wellblechdach bei Tag auf den Schreibtisch und nachts auf das Kopfkissen, drohte auch manchmal der nächtliche Sturm vom Kibo mich mitsamt meinem Luftschlößchen auszuheben und in die Steppe hinunterzutragen, so etwas nimmt ein Afrikaner in Kauf. Es gab eben doch in ganz Moschi kein traulicheres Nest, und manchen lieben Abend in der Woche wagte eine ausgelassene Dämmerschoppengemeinde die Probe auf die Belastungsfähigkeit meiner wackligen Holzveranda.

Es ist Sonntag. Ich mache meinen Morgenbummel. Die „Wasserkette" steigt im Tempo des Büßerchors in die Schlucht hinunter, um den Wasserbedarf für den Tag aus dem Bache heraufzuschleppen. Im Maultierstalle höre ich eine Weile zu, wie unsere Reittiere ihren Mais schnurpsen, und sehe nach der dicken Stute Lene, die sich auf der letzten Steppenreise die Tsetsekrankheit geholt hat. Dann werden die Gärten besichtigt. Da wachsen uns alle Arten europäischer Gemüse, heimatliche und afrikanische Obstsorten in reicher Fülle zu. Ich sehe nach, ob die schwarzen Gärtner nicht vergessen haben, die frischgesäten Bohnen und die neugepflanzten Pfirsichbäumchen zu bewässern, ob die Orangen endlich reif sind und ob die Hundsaffen oder die Mohrenjungen wieder in der Ananaspflanzung geräubert haben.

Gemächlich geht es dann durch das Askaridorf, wo die Polizeisoldaten und unser sonstiger schwarzer Hofstaat zu Hause sind. Da herrscht Leben. Die Weiber hocken vor den Hütten, stampfen Mehl für den geliebten Brei oder frisieren sich gegenseitig ihre krausen Krimmerschädel. Drollig sind die Askarisöhne, der hoff-

nungsvolle Nachwuchs unserer Schutztruppe. Überall springen die nackten kleinen Stöpsel auf, salutieren stramm, wie sie es von den Großen gesehen haben, und datschen den Gruß: Jambo bwana mkubwa! Ein Dreikäsehoch legt die rechte Hand hohl an den Mund und brüllt mit herausgedrücktem Hirsebauch, daß ihm die Kulleraugen aus dem Kopfe quellen: „Raus!", ganz wie Papa, wenn er vorm Festungstore Posten steht. Und dann kommt mir die ganze Bande nachgepurzelt und bettelt: Heller! Heller!

Zu Mittag zieht mit sonntäglichem Spektakel die Wachtparade auf. „Unter den Kasuarinen" kommt die kleine Truppe angestampft, mit Hörnern und Trommeln und einer großen Pauke, umschwärmt von großen und kleinen Sonntagsbummlern, und die schwarzen Unteroffiziere brüllen die deutschen Kommandos so martialisch, als ständen statt einer Handvoll Männlein Bataillone vor ihnen.

Nach Tische sitzen wir rauchend und plaudernd auf der geliebten Bastion. Das Gespräch dreht sich um unsern letzten Maultierkauf. Somalis waren mit einer Herde von zwanzig Maultieren aus Britisch-Ost angekommen und hatten sie uns zur ersten Wahl angeboten. Zwei davon wollten wir kaufen. Krügerle, der Gerichtssekretär und Pferdejokel, nahm die Sache in die Hand. Auf dem Exerzierplatz, einer welligen Wiese unterhalb der Boma, fand die Besichtigung statt. Das reine Frühjahrsrennen in Moschi. Alles, was Beine hatte, fand sich dazu ein, auch die Damen fehlten nicht. Famose Bilder! Wie die schneidigen Kerle von Somalis eins nach dem anderen die aufgeregten, noch nicht gerittenen Tiere einfangen. Zwei halten das um sich schlagende Biest vorn mittels eines schmerzenden Nüsternknebels und zäumen es, zwei andere werfen den Sattel auf und ziehen den Gurt

an. Einer von uns springt meuchlings auf, die Somalis spritzen zur Seite, und los prescht die wilde Jagd. So reiten wir abwechselnd alle Tiere durch. Manchmal geht's glatt, manchmal auch weniger. Vorne hoch, hinten hoch, Seitensprung, Wälzen am Boden. So ein Maultier hat zwanzigmal mehr Unarten als ein Pferd. Trau ihm nicht eher, als bis es drei Tage unter der Erde liegt, sagt ein Sprichwort. Aber der verwegene Kampf um die Herrschaft über das Tier hat seinen Reiz, und man riskiert immer wieder die Knochen. Das weiße und schwarze Publikum begleitet das lebhafte Schauspiel kritisierend und anspornend, mit Beifalls- und Angstrufen. Hat ein Gaul gefallen, so stürzt Krügerle mit der Schere hinzu und schneidet ihm ein Merkzeichen ins Fell, um von den Somalis nicht begaunert zu werden. Zwei Nachmittage bis in den Abend hatte uns der Maultierkauf in Atem gehalten, und der Stabsarzt hatte genug zu tun, verschiedenen Tischgenossen die schmerzenden Glieder zu massieren.

Während wir so beim Kaffee plaudern, kommt atemlos und schweißtriefend der Fallensteller heraufgestürzt und platzt mit der großen Neuigkeit heraus: „In einer deiner Fallen hat sich ein Leopard gefangen. Es ist aber nur ein ganz kleiner." „Den müssen wir lebendig haben", sage ich. „Unmöglich, Herr", winkt der Askari ab, „es ist ein ganz großer!" Der Kaffee bleibt stehen, ich rufe noch zwei Askaris, gebe ihnen eine Decke, einen Strick und eine verschließbare Holzkiste zu tragen, und hinunter geht's im Sturmschritt zur Falle. Ein ganzes Völkchen schwarzer Buben tanzt und springt mit uns. Kurz vor der Stelle, wo die Falle stand, zeigt der Fallensteller auf einen Busch: Dort hat vorhin die Mutter des Gefangenen gesessen, sie ist sicher noch ganz in der Nähe. Mit einem Hui sind die übermütigen Bengels auf den einzigen Baum in der Umgebung geklettert und hocken oben wie

die Äffchen. Ein Mann bleibt mit entsichertem Gewehr auf Posten. Ich schleiche vor den übrigen her ein paar Schritt weiter vor. Richtig, da sitzt im Grase ein junger Leopard, etwas größer als ein Fuchs und wundervoll gezeichnet. Aber wild wie ein alter. Wie er uns erblickt, richtet er sich in der Falle auf und stößt mit aufgerissenem Rachen ein unglaublich grimmiges, tiefes Knurren aus. Die Askaris prallen einen Schritt zurück. „Herr, den kriegen wir nicht!" Aber es half ihnen nichts. Sie mußten die fauchende kleine Bestie mit starken Gabeläsen auf den Rükken wälzen, ich packte die Hinterpranken, im Nu waren sie zusammengeschnürt. Dann wurde die freie Vordertatze dazu gebunden und die Falle aufgeschraubt. Nun rasch die wütende Katze hinein in die Holzkiste, Deckel zu, und gefangen war sie. Jetzt kletterte die kleine Rasselbande mit Jubelgeschrei von ihrem Hochsitz herunter und geleitete uns im Triumph zur Boma zurück, während unser Gefangener in seiner Kiste auf dem Kopfe des Fallenstellers wie ein fernes Gewitter grollte. Die Menagerie auf unserer Bastion war um ein Prachtstück bereichert.

Der spätere Nachmittag findet uns Europäer alle auf dem Schießstande, der in der felsigen Schlucht unterhalb der Feste liegt. Ein Feldtisch ist aufgeschlagen, die Boys kochen Kaffee, die Damen haben Kuchen gebacken. Aber auch beim Wettschießen stellen sie ihren Mann. — Oder es wird Tennis gespielt. Wo gibt es wieder so einen Tennisplatz! Zwar der Boden hat ein paar Löcher, an einigen Stellen kommt das Gras durch, und das Netz ähnelt einer ausgedienten Fischreuse. Aber dieser Blick! Die eine Partei hat die malerische Festungsfront vor sich und darüber den im Abendlichte strahlenden Kibo. Die andere schaut hinunter über die weite, grüne Steppe bis an die dämmernden Berge im Massailand und sieht die Sonne prächtig am gelb-

roten Westhimmel neben der violetten Pyramide des Meru untergehen.

Noch großartiger als an der Küste ist hier der kurze Todeskampf des Tages. Kaum hat der Steppenrand den Sonnenball verschluckt, so schieben sich rotgraue, rotblaue Dunstschichten um den Fuß des Kibo. Die riesige Eiskuppel glüht auf in einem süßen, hellrosa Schein. Langsam weicht die zarte Röte höher und höher und macht den nachkriechenden, bläulichen Schatten Platz. Noch glimmt der oberste Scheitel. Dann ist der letzte Funke erloschen. Frostig, grausam starrt der weiße Koloß in die farblose Abendluft. Die nächtige Steppe liegt tiefschwarz zu seinen Füßen, in ihrer Gebirgsumrahmung wie eine ungeheure Meeresbucht. In weiten Abständen sind riesenhafte Feuerschiffe über die Fläche verteilt. Das sind die Steppenbrände. — Der aufsteigende Vollmond überflutet den Berg mit neuer, geheimnisvoller Pracht. Über schwarzblauen Waldmassen reckt sich der runde Gletscherschild in fabelhafter Höhe scharfumrissen, blausilbern in den Sternenhimmel hinein.

IN DEN BANANENHAINEN

Um die obersten wüsten Höhen des Kilimandjaro schlingt sich ein breiter Urwaldgürtel. Daran schließt sich nach unten das Kulturland der Wadschagga, die Zone der Bananenhaine. Tief eingerissene Schluchten trennen die Landschaften der Unterstämme voneinander. Weiter unten folgen, allmählich sich in die ebene Steppe verlierend, die Pflanzungen der Europäer. So legt sich ein doppelter Reif von menschlichen Siedlungen im Osten, Süden und Westen um das Gebirgsmassiv.

Dieser großartig einfache Aufbau des Ganzen umschließt im einzelnen eine Fülle und Mannigfaltigkeit, die jeden neuen Ritt durch die Landschaften an den Hängen des Gebirges zum Genuß macht. Mein falber Araberhengst Hans trägt mich von der Boma einen schmalen Alpenpfad hart am Absturz himmelhoher Felsenwände entlang, hinauf in die dunkeln Bananenhaine. Die Wadschagga wohnen nicht in geschlossenen Dörfern, sondern einzeln ganz versteckt in ihren Bananenpflanzungen. Lebende Drazänenstakete oder hohe, dichtverfilzte Buschhecken schließen das Besitztum des Dschaggamanns nach außen ab. Dahinter haust er in einer Hütte mit seinen zwerghaft verkümmerten Rindern. Zur Weide läßt er sie nicht gehen, denn er braucht den Dung für seine Bananen, und er fürchtet wohl auch noch immer die wilden Räuberhorden der Massai in der Steppe und die todbringende Tsetsefliege. So schickt er lieber Frau und Töchter alltäglich hinunter in die Steppe, um Futtergras für sein Vieh zu schneiden.

Keuchend unter ihren riesigen, zu langen Walzen zusammengeschnürten Graslasten sieht man die Weiber dann wieder zu Berge steigen.

Man kann stundenlang, tagelang, bergauf, bergab immerfort durch Bananenwälder wandern, immerfort zwischen Hecken und Zäunen, über denen die hundertfältig zerfetzten Riesenblätter der Bananen rascheln und flattern. Die Entgegenkommenden machen auf dem schmalen Wege artig Front und grüßen auf Kidschagga: Kotscha, bana, du bist gekommen, Herr! Worauf man freundlich durch die Nase brummt: Ehê, jawohl, ich bin gekommen. An jeder Stammesgrenze empfangen die Häuptlinge oder ihre Abgesandten mit großem Gefolge den reisenden Beamten und geleiten ihn durch ihr Gebiet. So hat man bisweilen tagelang einen Zug von Hunderten hinter sich her.

Einst war die Macht dieser Häuptlinge am Berge groß. In ewigen Fehden mit den Nachbarstämmen erwuchs ein kriegerischer Geist. Manche dieser Stammestyrannen hoben sich als interessante Charakterköpfe aus der Menge der Negerfürsten heraus und schufen sich durch grausame Kriegszüge und verschlagene Politik größere zinspflichtige Reiche. Mit ihnen hat die deutsche Schutztruppe in den neunziger Jahren heiße Kämpfe zu bestehen gehabt. Heute haben die schlanken Wadschaggakrieger ihren malerischen Kriegsschmuck aus Kolobusaffenfellen vergessen und sind friedliche Bauern und Arbeiter auf den Europäerpflanzungen geworden. Die Nachfolger ihrer Despoten aber leben ebenso friedlich dem Harem und dem Hirsebier.

Nur wenige Reste zeugen noch von der alten, kriegerischen Zeit. Da sind in Kiboscho, vom Urwald überwuchert, die immer noch eindrucksvollen Ruinen der Festung, die Häuptling Msinna einst so zäh gegen Major Johannes verteidigt hat. Da sind in der

entlegensten Wildnis noch Überreste der berühmten Kriegshöhlen, in die sich alles Volk in Zeiten der Gefahr geflüchtet hat. Der Eingang ist sorgfältig im Dickicht versteckt. Meine eigenen Leute weigerten sich, mir dahinein zu folgen. Von zwei Kiboschomännern mit Laternen geführt, kroch ich auf allen vieren den engen Stollen hinunter, der in den Felsboden getrieben ist. Nach einigen Metern öffnete sich links eine Nische, in der, wenn die Höhle benutzt war, ein Posten mit dem Speere saß; wenige Schritte weiter eine ebensolche rechts. Dann folgte eine sinnreiche Vorrichtung zum Einfügen und Verrammeln eines festen Bohlentores. Der Gang wurde nun so hoch, daß man fast aufrecht gehen konnte, und wand sich in scharfen Krümmungen. Von Zeit zu Zeit führte von oben her ein Luftschacht herein. Kurze Seitengänge verbanden den Haupttunnel mit geräumigen Ausbuchtungen. Das waren im Kriege die Unterstände für Weiber und Kinder nebst Kühen und Ziegen. Der Schreckensruf „Beißameisen!" setzte meinem weiteren unterirdischen Vordringen ein Ziel.

In Kiboscho war gerade Landestrauer. Der Häuptling war gestorben. Nach der Sitte des Landes saß der Nachfolger tagelang schweigend, brütend in seiner Residenz. Ich schlug ihr gegenüber auf einem großen Rasenplatze mein Lager auf und ließ ihm durch seine Abgesandten sagen, daß ich für seinen Besuch dankte. Dennoch erschien er. In feierlichem Theaterschritt, von etwa zwanzig seiner Großen gefolgt, kam er ganz, ganz langsam über die Wiese gewandelt. Alles hohe Gestalten, ein ganzer Areopag in dunkeln Togen. Ich begrüßte sie mit gemessenen Worten und entließ sie sofort wieder. Alle Hände streckten sich nach meiner aus, und würdevoll, ohne ein einziges Wort zu sprechen, im Theaterschritt wandelten sie zurück und verschwanden im „Palaste".

Der Dank für die Schonung ihrer Sitte blieb nicht aus. Nach einer halben Stunde erschien eine Abordnung von Würdenträgern, und hinter ihnen her zerrten Sklaven einen prachtvollen jungen Bullen: „Dein Abendbrot, Herr!" Eine willkommene Abwechslung in dem ewigen Einerlei von „Safariadler" (Huhn) mit Reis.

Lustiger geht's beim Mangi von Moschi her. Schon von weitem schallt aus den Bergen der Lärm eines großen Festes. Der Häuptling hat seinen heiratsfähigen Töchtern zu Ehren sein ganzes Volk entboten und zahlreiche benachbarte Häuptlinge mit ihrem Anhange eingeladen. Drei Tage lang schmausen, tanzen, singen und trinken Tausende in den Höfen und auf den Vorplätzen der Residenz. Die Prinzessinnen, blutjunge, niedliche Dingerchen, und ihre Altersgenossen tanzen mit vieler Anmut und Ausdauer vor allem Volk.

Nicht ohne Reiz ist ein Besuch bei Mareale von Marangu, dem vielgenannten Häuptling aus den Tagen der Peters und Johannes. Er war der einzige Mangi, der einst im Freiheitskampfe der Wadschagga mit unbeirrbarem politischem Blick stets mit den Deutschen gehalten hat, auch wenn im Auf und Ab der Jahre ihr Stern einmal zu sinken schien. Was jetzt noch von ihm lebt, ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Bis an den Hals in eine wollene Decke gehüllt, erschien er vor meinem Zelt, ein intelligenter, alter Mohrenkopf mit schlauen Trinkeraugen. Nicht ohne Erregung beschwor er mit einem flutenden Redestrom die vergangenen, großen Tage herauf, da die mächtigsten der weißen Eroberer stolz darauf waren, sich Mareales Freunde zu nennen, und sank dann wieder in sein Nichts zusammen mit der bezeichnenden Bemerkung: „Ich muß mich wundern, daß ich in der Jugend so viel Verstand besessen habe, denn heute, ich weiß

nicht –." Gleich anderen Häuptlingen am Berge hat er sich ein solides Steinhaus bauen lassen, wie es mancher Pflanzer nicht sein eigen nennt, mit vollständiger, europäischer Einrichtung, Tischen und Stühlen, Betten und Schränken, Läufern und Gardinen, Kaiserbildern, Spiegeln und Wandsprüchen. Aber benutzt wird es nicht – Majestät ziehen es vor, persönlich in einer Grashütte nebenan zu wohnen.

Nur am Nordabhang des Gebirgsstockes klafft in dem Kranz von menschlichen Siedlungen eine Lücke von drei starken Tagereisen. Hier herrscht noch die ungebrochene Wildnis. Elefantenlosung, die massenhaft in riesigen Trommeln herumliegt, verrät, daß die gehetzten Könige des Kilimandjaro in dieser einsamen menschenleeren Gegend ihre Zuflucht suchen. Das Gebirgsmassiv fällt nach Norden zu steiler ab als nach den anderen Seiten. Schmäler ist hier der Waldgürtel. Näher, höher, erdrückender erscheint hier der Kamm mit den beiden aufgesetzten Riesengipfeln. Der Kibo in edelgerundeter, schneefunkelnder Erhabenheit. Nichts Schauerliches hat er hier, wie ihm so oft nachgesagt wird, im Gegenteil etwas unendlich Beruhigendes, Herzerhebendes, ein marmorner Dom. Und ihm gegenüber der niedrigere, schwarze, zerklüftete Mawensi, drohend, ruppig, grausig. Hinter ihm kauern zwei verkleinerte Zerrbilder von ihm, wie finstere Kobolde im Hinterhalt hinter dem Alten geduckt.

PFLANZER AM KILIMANDJARO

Das eigentliche Element der Entwicklung, das die einschneidendsten Veränderungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens am Berge mit sich brachte, waren die weißen Pflanzer. Es waren ihrer schon Hunderte im Bezirk, und jeder Monat bis zum Kriege brachte neuen Zustrom. Was sie in der kurzen Zeitspanne von etwa zwei Jahrzehnten geleistet hatten, war schon recht beträchtlich und verhieß noch viel mehr für die Zukunft.

Nicht jeder macht sich eine rechte Vorstellung davon, welche Hindernisse der Natur und der Verhältnisse niederzuzwingen sind, ehe eine Pflanzung ins Gedeihen kommt und Verdienst abwirft.

Meist ganz auf sich allein angewiesen, kommt so ein angehender Kulturpionier frisch aus Europa an und schlägt eines Tages sein Zelt auf dem von der Regierung erpachteten Stück Urwald oder Buschland auf. Seine erste Sorge ist, schwarze Arbeitskräfte zu bekommen, Einheimische oder landfremde Sachsengänger, die ihm für schweres Geld der Arbeiteranwerber zuführt. Mit diesen baut er sich ein notdürftiges Lehmhaus, kaum besser, als die Schwarzen es haben, baut Hütten für seine Leute, schlägt Verbindungswege durch den Busch und wirft sich nun auf die Hauptarbeit, die Schaffung eines erst kleinen Stückes Kulturland. Mit Axt und Feuer, Sprengpatrone und Stockrodemaschine geht er dem tausendjährigen Urbusch zu Leibe, bis endlich eine Fläche des fruchtbaren Humusbodens freigelegt ist. In Kanälen wird Wasser aus dem Gebirgsbache herzugeleitet. Wie

ſchwer iſt es oft, genug von dieſem unerläßlichen Lebenselement zu bekommen, da die ganze Landſchaft von demſelben Bächlein leben will. Iſt das alles in Ordnung und iſt die geeignete Jahreszeit gekommen, ſo kann das Pflanzen beginnen. Kaffee und Kautſchuk waren die vorwiegenden Kulturpflanzen am Kilimandjaro, daneben wurde es noch mit Baumwolle, Kapok, Siſal und anderem verſucht.

Nun glaube man nicht, wenn die jungen Pflänzchen in ſauberen Zeilen Wurzel geſchlagen haben, wäre unſer Freund aus dem gröbſten heraus. Die eigentlichen Sorgenjahre für den Pflanzer beginnen jetzt erſt, die vier bis ſieben Jahre, ehe der Kaffeeſtrauch zum erſten Male abgeerntet, das Gummibäumchen zum erſten Male gezapft werden kann. Zahlloſe Gefahren bedrohen die junge Schonung. Unkraut erſtickt, Dürre vertrocknet die zarten Pflänzchen, Krankheiten und Schädlinge aller Art treten ſtrichweiſe verheerend auf, Wildſchweine wühlen die Kulturen um, Elefanten zertrampeln ſie nächtlicherweile, und manchmal will aus rätſelhaften Gründen nichts wachſen; die Erfahrung fehlt noch und will teuer erworben ſein. Da heißt's mit eiſerner Willenskraft immer wieder von neuem anfangen, immer auf dem Damme ſein und ſich nicht werfen laſſen. Durch Anbau von Mais, Bohnen, Gemüſe, durch Hühner- und Kleinviehzucht hilft ſich der Pflanzer über die mageren Jahre hinweg.

Aber ſchließlich, zögernd, reift der Erfolg. Immer reichere Ernten wachſen ihm zu, immer breiter ſchieben ſich ſeine Kaffeefelder und Kautſchukhaine in die umgebende Wildnis vor. Ein ganzes Heer von Arbeitern regt für ihn die Hände. Neben der ärmlichen Lehmhütte erſteht ein ſtattliches Steinhaus mit luftigen Räumen und moderner, behaglicher Einrichtung. Gärten und Zieranlagen umgeben das neue Herrenhaus, und nicht lange,

da hält auf der breiten Hauptallee eine junge Frau ihren Einzug in die Pflanzung. Niemand aber wird sich wundern, daß unser Freund sein ganzes Herz an dieses Stück Land gehängt hat, das er nun mit Stolz sein eigen nennt.

Freilich zu so anerkanntem Flor hatten es noch nicht viele gebracht. Die meisten Pflanzungen waren noch jung und unfertig und bildeten helle Kulturlichtungen in der zwar schon aufgeteilten, aber noch ungerodeten Wildnis. In der Hauptsache waren sie natürlich in deutschen Händen, doch saßen auch zahlreiche Griechen und einige Italiener dazwischen. Viehfarmen von Deutschen und Buren schlossen sich im Steppengebiet an das Pflanzungsland an.

So sah es, in großen Zügen, am Kilimandjaro aus, als der Krieg kam. Mit einem Schlage geriet alles ins Stocken. Die englische Grenze verlief dicht hinter dem Berge. Die Kilimandjarodeutschen wußten, sie waren die ersten, die ein feindlicher Einbruch traf, und zogen zu Schützenkompanien formiert ins Feld. Die Zurückbleibenden verdoppelten ihre Kräfte, um ihren und des Nachbars so mühsam geschaffenen Besitz vor dem Verfall zu bewahren. Gegenüber der machtvollen afrikanischen Natur bedeutet Stillstand mehr noch als anderswo sofortigen Beginn des Verfalls. Also arbeiten, arbeiten, um wenigstens die Kulturen zu retten, mit der täglichen Sorge im Herzen, daß alles umsonst ist. Aber zur Arbeit gehört Geld, und am Gelde fehlte es, seit es unmöglich geworden war, die Erzeugnisse wie bisher nach Europa abzusetzen. Da wird jeder Zahltag zum Sorgentag. In seiner Bedrängnis sucht der Pflanzer jeden nur möglichen Nebenverdienst auszunutzen, er schuftet für die Eisenbahn, verkauft, verpfändet, was irgend entbehrlich, läuft bei den verachteten Indern von Tür zu Tür um ein bißchen Kredit; seine junge Frau gibt ihr Äußerstes her, um dem Gatten die Sorgen zu er-

leichtern, und untergräbt ihre Gesundheit — und das alles, damit nur die Kulturen nicht zugrunde gehen.

Fast zwei Jahre geht das so mit Hängen und Würgen. Da mehren sich wieder einmal die schlimmen Gerüchte, wie sie ähnlich den Pflanzer schon oft erschreckt haben: Der Feind rückt mit riesigen Streitkräften heran, Massaihorden begleiten sengend und raubend seinen Zug, die deutsche Truppe räumt kämpfend das Kilimandjarogebiet. Sollte es diesmal wahr sein? Eines Mitternachts klopft es an seine Tür. Die letzte Brückenpatrouille ist eben abgerückt. Ihr Führer schickt einen Zettel: „Entweder Sie fliehen noch heute nacht — oder Sie sind morgen vielleicht schon ein Opfer der Massai." — Also ist doch alles vergebens gewesen. Leb wohl, geliebte Scholle! Die fieberkranke Frau erhebt sich vom Lager, sie rafft mit dem Gatten das Notwendigste zusammen, verpackt es in Lasten, und fort geht der hastende stolpernde Zug mit wenigen Trägern auf zerstörter, gesprengter Straße ins Ungewisse. Feindliche Streifkorps knallen in der nächtlichen Steppe herum, die müden, verängsteten Schwarzen werfen einer nach dem anderen die Lasten weg und verschwinden in der Finsternis. Nach meilenweiter Flucht finden die beiden, ein Bettlerpaar, schließlich Asyl in einer Mission. Die Woge des Krieges rollt über ihre Zufluchtsstätte hinweg. Monat auf Monat vergeht, von ihrem Eigentum dringt keine Nachricht zu ihnen. Endlich erlaubt ihnen die englische Verwaltung, auf ihre Pflanzung zurückzukehren.

Auf das Schlimmste gefaßt und doch eine zage Hoffnung im Herzen, nähern sie sich mit dem einzigen treugebliebenen Boy der Stätte ihres einstigen Wohlstands. Aber der Anblick, der sich ihnen bietet, übertrifft alles Befürchtete. Hof und Garten ein Bild trostloser Verwüstung. Die Bäume der schönen Allee ge-

kappt, das Herrenhaus ein Trümmerhaufen, von den übrigen Gebäuden nur noch die Außenmauern. Aller Hausrat geraubt, verbrannt, zerschlagen, bis an den entfernten Fluß hinunter verschleppt. Und die schönen Kulturen vernichtet, vom wuchernden Unkraut verschlungen.

Erschüttert stehn sie da. Was sollen sie denn noch zwischen diesen Ruinen? Keine Kiste ist mehr heil, auf der man statt der Möbel sitzen könnte. Wo soll man denn anfangen, um in diesem Wust aufzuräumen! Aber es ist ja doch die eigene Scholle. Sie bleiben und nehmen die Arbeit auf. Ganz allein müssen sie alles machen, der Mann, die Frau, der Boy. Keiner von den Eingeborenen aus den nahen Landschaften läßt sich blicken. Sie haben sich im ersten Wirrwarr des Umschwungs an der Plünderung beteiligt und fürchten sich nun vor ihrem früheren Herrn. Bittere Wochen und Monate vergehen, bis das tapfere Paar sich wieder eine erträgliche Behausung geschaffen hat, und dann beginnt die Riesenarbeit, die verkommenen Kulturen wieder herzustellen. Aber es geht vorwärts, zwei lange, schwere Jahre, bis der Friede kommt. Die Frau, längst am Ende ihrer Kräfte, reist, um zu genesen, mit einem Sammeltransport in die Heimat; der Mann bleibt zurück, um durch sein zähes Aushalten das drohende Geschick der Ausweisung abzuwenden. Ein drittes, hartes Arbeitsjahr vergeht. Schon darf er sich sagen, das Unmögliche geleistet zu haben. Die große, reiche Pflanzung ist wieder im besten blühenden Zustand. Da kommt das Ende. Eines Tages erscheint ein Habenichts von Bur mit Kindern, Gesinde und Vieh auf dem Hofe und erklärt dem Besitzer: Jetzt habe er hier zu befehlen, die englische Regierung habe ihn zum Verwalter eingesetzt, der Deutsche habe ihm sofort sein Wohnhaus einzuräumen und könne bis auf weiteres in einer Hütte nebenan hausen; weiter als bis

zum Abort im Garten dürfe er sich nicht bewegen, und auch das nur auf dem Hauptwege.

Und der Deutsche muß sich fügen. Ein rechtloser Gefangener auf seinem eigenen, von ihm geschaffenen Besitz. Zähneknirschend in ohnmächtiger Wut verkriecht er sich in seiner Hütte.

Aber noch stärker als sein zerbrochener Stolz ist die Liebe, mit der er an seiner Scholle hängt. Sein Heim ist ihm zur Hölle geworden. Wagt er nur vor die Tür zu treten, so verhöhnt ihn, den besiegten Deutschen, das grinsende Negergesindel, das der Bur mitgebracht hat. Beschwerden bei der Regierung helfen nichts — was denn! Mag der Narr doch endlich weichen, wo er nichts mehr zu suchen hat. Aber noch immer klammert der in den Staub Gedemütigte sich mit allen Fasern seines Herzens an dieses so heiß geliebte Stück afrikanische Erde — zu welchem Zweck? Er weiß es selbst nicht mehr. Die Liquidationskomödie geht vor sich. Die reiche Ernte wird beschlagnahmt, von dem Erlös bekommt der Besitzer nichts zu sehen, es geht alles rein auf in dem großen Schuldkonto, das ihm die englische Regierung für ihre Bemühungen um sein und seiner Gattin Bestes aufmacht. Er bettelt und hungert, und bricht zusammen. Mit dem schönen, einst deutschen Schiff, das die letzten Deutschen aus Afrika abholt, wird er abgeschoben und langt als ein wahrhaft Heimatloser in der alten Heimat an.

Und doch, wenn morgen sich die verschlossene Pforte wieder auftäte, er wäre der erste, der an den Kilimandjaro zurückkehrte und, müßte es sein, zum dritten Male von vorn anfinge.

Mitten in den Eingeborenenlandschaften, meist an beherrschenden Punkten von ausgesuchter Naturschönheit, hatten die Missionen beider Bekenntnisse ihre Sitze; die katholischen: afrikanische Klöster mit Vätern, Laienbrüdern und Schwestern; die evangelischen: afrikanische Landpfarren mit Gattin und Kindersegen. Sie alle entfalteten eine emsige Tätigkeit in Kirche, Schule, Landwirtschaft und Handwerk. Die einen stellten mehr das „Arbeite", die anderen mehr das „Bete" an die Spitze ihres Erziehungswerks. Der Beruf der Missionare und die lange Dauer ihrer Dienstperioden befähigten sie, wenn persönliche Veranlagung dazu kam, tiefere Einblicke als andere in Wesensart und Sitte, Geschichte und Sprache der nicht unbegabten Völker am Berge zu gewinnen. Es plauderte sich prächtig beim Algierwein im Refektorium des humorgesegneten Pater superior von Kiboscho oder des Bischofs von Kilema von den friedlichen Kämpfen und Mühen der Gegenwart und dem rauhen Leben der ersten Zeit. Etwas von Ekkehardstimmung ging von diesen streitbaren Kuttenmännern aus, die dem Löwen und Büffel so gut wie dem Teufel zuleibe gingen. Und am Familientische des protestantischen Amtsbruders würzten die ergötzlichsten Märchen und Fabeln, Rätsel und Sprichwörter der Wadschagga das Gespräch.

Das Landschaftsbild am Ostkilimandjaro beherrscht auf Meilen hinaus die hochgebaute, weiße Kirche Mamba der Leipziger

Evangelischen Mission. Man glaubt, plötzlich in die Heimat versetzt zu sein, wenn am Sonntagmorgen ihr Glockengeläute über die Schluchten schwebt. Von allen Seiten pilgern die schwarzen Kirchgänger hinauf zum Gottesdienst. Treten wir mit ihnen in die Kirche ein! Bis auf den letzten Platz ist das Schiff gefüllt. Männer links, Weiber mit Kindern rechts vom Mittelgang, so hocken sie auf den niedrigen Sitzbrettern und erfüllen die Luft mit Negergeruch. Der Gottesdienst vollzieht sich im engsten Anschluß an die in Deutschland üblichen Formen. Die Schwarzen singen unsere Kirchenlieder auf Kidschagga aus vollem Halse auswendig. Schön klingt das gerade nicht in weißen Ohren, aber laut und ungeheuer taktfest. Dann hören sie mit andächtigen Blicken die Predigt des Missionars in ihrer volltönenden Muttersprache. Es sind durchaus nicht alles Christen, was da in der Kirche versammelt ist. Auch auf die Heiden übt das seltsam feierliche Kirchen-Schauri eine starke Anziehungskraft aus.

Die Stellung der Missionen im Gesamtbilde der Kolonie war eigenartig und interessant, und es ist nicht leicht, und selten versucht worden, ein wahrheitsgetreues Bild davon zu geben. Das Ideal, rohe Heiden zu Christenmenschen zu erziehen, fügt sich, so sollte man auf den ersten Blick meinen, reibungslos in das gesamte Kolonisationsbestreben eines christlichen Kulturvolks ein. Sah man, zumal im dunkelsten Innern, die manchmal geradezu fabelhafte Selbstentäußerung, mit der die Sendboten beider Bekenntnisse ihrem mühsamen und enttäuschungsreichen Werke oblagen, so konnte man ihrem ehrlichen Idealismus die Bewunderung nicht versagen. Und wer vorurteilslos Zeuge eines der großen Missionsfeste am Kilimandjaro war, dem drängte sich der Eindruck auf, daß hier eine lebendige, gesunde Kraft am Werke war. Und dennoch genoß die Mission bei zahlreichen Europäern,

zumal in den dichter von Weißen besetzten, intensiver verwalteten Gebieten, nicht die wohl zu erwartende Beliebtheit, ja bisweilen ein überraschendes Maß von Geringschätzung, das sich hier und da zu offener Feindseligkeit steigerte.

Die Gründe dieser auffallenden Erscheinung lagen nicht so sehr, wie es den Beteiligten manchmal erscheinen mochte, in den einzelnen Persönlichkeiten hüben und drüben, sondern tief in der Eigenart der Verhältnisse. Der Verwaltungschef wollte die alleinige Macht über gehorsame Untertanen, der Pflanzer wollte willige Arbeitskräfte haben. Soweit die Mission diesen Zwecken diente — und das tat sie als Erzieherin in Schule und Handwerk unzweifelhaft in gewissem Umfange —, war sie beiden eine willkommene Bundesgenossin. Soweit sie abweichende Ziele verfolgte, ergaben sich leicht Reibungen. Auch die Mission erstrebt Macht und Einfluß auf das schwarze Volk, und sie gewinnt ihn, je mehr sie ihre Aufgabe in liebevoller Versenkung in das Volkswesen erblickt. Fühlte sich z. B. ein Dschaggamann von der Behörde oder von seinem Lohnherrn bedrückt, so lag es nahe, auch wenn er kein Christ war, daß er dem Verkünder der Nächstenliebe mehr oder weniger wahrheitsgetreu sein Leid klagte. Nichts war natürlicher, als daß nun der Missionar als sein Anwalt und Beschützer auftrat, und gewiß bisweilen mit mehr heiligem Eifer als skeptischer Weltklugheit. Das wird dann leicht von der Behörde als anmaßende Kritik oder als ungehörige Einmengung in ihre Befugnisse, und von den Pflanzern als lästige Quertreiberei oder Konkurrenzneid empfunden. Jede Mission erzieht ferner im Neger ein gewisses, erhöhtes Selbstgefühl, das Bewußtsein, dem weißen Manne, dessen Bruder in Christo er werden kann, auch sonst nicht so weltenfern zu stehen. Ob dem auch eine wirkliche sittliche Vervollkommnung des Getauften entspricht, darüber ge-

hen die Urteile weit auseinander. Die meisten Missionare waren davon überzeugt und beriefen sich auf schöne Beispiele christlicher Tugenden aus ihrer Seelsorgererfahrung und auf die verminderte Kindersterblichkeit in christlichen Negerfamilien. Indes konnte man auch von einigen Missionaren sehr resignierte Aussprüche über diesen heiklen Punkt hören. Der Durchschnitt der übrigen Europäer aber schwor darauf, daß der getaufte Mohr in aller Regel ein genau so verlogener, fauler, versoffener Schensi sei wie sein heidnischer Bruder, nur heuchlerischer, frecher und unbrauchbarer zur Arbeit. Die Wahrheit entzieht sich jedem verallgemeinernden Urteil.

Im Grunde genommen waren es die uralten Gegensätze zwischen Kirche und Staat, zwischen Kirche und materieller Zivilisation – Gegensätze auf dem Gebiete des Machtstrebens und dem der Weltanschauung –, die die Beziehungen der Mission zu den übrigen Kolonisationsfaktoren bestimmten. Auf beiden Seiten wollte man das Beste, auf beiden Seiten wurde Ersprießliches geleistet, um eine neue, in vieler Hinsicht bessere Zeit für das Land heraufzuführen, wenn auch mit verschiedenen Mitteln und verschiedenen Endzielen. Ein Hand-in-Hand-Gehen war bei gutem Willen auf beiden Seiten möglich und vielfach zum Segen aller Beteiligten Tatsache. Einsichtsvolle Missionare konnten sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß das rasche Umsichgreifen europäischer Wirtschaft und Verwaltung mit all seinen nicht immer erfreulichen Begleiterscheinungen einer geschichtlichen Notwendigkeit entsprach, der man sich vergebens entgegenstemmte, und daß die leitenden Stellen mit großem Ernst darauf hinarbeiteten, die schädlichen Auswirkungen dieser unaufhaltsamen Entwicklung zu bekämpfen. Auf der anderen Seite mußte eine weitblickende Verwaltung – von allen idealen Gesichtspunkten

abgesehn — den politischen Nutzen der Missionsbestrebungen anerkennen, und zwar gleichviel, welches der christlichen Bekenntnisse und welche der christlichen Nationen hinter ihnen stand: Es handelte sich um ein gemeinsames Interesse aller in Afrika kolonisierenden weißen Völker.

Es war ja doch ausgeschlossen, daß bei der rapiden Entwicklung des Schutzgebiets die große Masse unserer Negerstämme bei ihren primitiven heidnischen Religionsüberlieferungen stehenblieb. Die hergebrachten Kulte zersetzten sich bei der täglichen Berührung mit dem imponierenden Neuen in raschem Tempo. Und was trat an ihre Stelle? Entweder der Islam oder das Christentum. Vielleicht von beiden nur ein Zerrbild. Aber ein Drittes gab es nicht.

Die Küste hatten wir bei der Besitzergreifung schon durchaus mohammedanisch vorgefunden. Jeder Schritt der europäischen Verwaltung weiter ins Innere hat unbeabsichtigt den Islam an den Sohlen mit sich geführt. Die Truppe, die Ausdehnung des Verkehrs, die Verbreitung des Kisuaheli haben ihm überall Vorschub geleistet. Unsere Askaris, unsere schwarzen Schreiber, Amtsboten, Boys, Ortsvorsteher und dergleichen waren in ihrer überwiegenden Mehrzahl Mohammedaner. Der Übertritt zur Lehre des Propheten bedeutet für den Neger eine allgemein anerkannte, gewaltige, soziale Hebung. Wie äußerlich dieser Islam ist, wurde schon früher erwähnt. Die mohammedanische Propaganda weiß sich dem Neger hundertfach besser anzupassen als die christliche. Ihre eifrigsten und erfolgreichsten Träger sind nicht landfremde Herren, sondern — neben den Arabern und mohammedanischen Indern — selbst Afrikaner, die Somalihändler, die Suahelikaufleute, die Askaris e tutti quanti, meist Leute, die von den eigentlichen Lehren des Korans selbst keinen Schim-

mer haben, dafür aber um so geeigneter sind, ihre Landsleute zu „bekehren". Ist es auch nur ein Scheinislam, der dabei herauskommt, es verbindet sich damit doch für seine Anhänger das Bewußtsein, einer mächtigen, geschlossenen, drei Erdteile umspannenden Organisation anzugehören. Und daß diese Organisation in unversöhnlichem Gegensatz zu der christlich europäischen Welt steht, das wissen die Schwarzen auch.

Es liegt auf der Hand, welche Gefahr ein überwiegend mohammedanisches Afrika für die Herrschaft der Weißen bedeutet. Man mag die Größe dieser Gefahr, zumal nach den Erfahrungen des Weltkrieges, verschieden einschätzen: einen Nagel zum Sarge des weißen Kolonialregiments in Afrika, wenigstens in seiner bisherigen Gestalt, bedeutet sie auf jeden Fall. Eine gewisse, wenn auch nicht zu überschätzende Gegenwirkung kann von einer weiten Verbreitung des Christentums unter den Negern ausgehen, und schon aus diesem Grunde war die christliche Missionsarbeit zu schätzen und zu schützen.

Nun sind auch die deutschen Missionen im Schutzgebiet mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden — ein Beweis, wie sehr ein eifersüchtiger Feind auch sie, trotz ihrer grundsätzlichen, politischen Zurückhaltung, als Träger des deutschen Gedankens zu würdigen gewußt hat.

Wie es scheint, kann ein schwarzes Volk Jahrhunderte am Kilimandjaro wohnen, ohne daß einer auf den Einfall kommt, einmal in seine eisigen Höhen hinaufzusteigen. „Fayida gani?" sagte der alte Mareale, als wir davon sprachen. „Was bringt das ein? Willst du das weiße Salz von dort oben holen?" Uns Weiße zieht's vom ersten Tage an wie mit Zauberkräften hinauf. Die Schwierigkeit reizt, und noch mehr lockt das Geheimnis. Mit welchem Sagenschimmer hätte wohl die himmelstürmende Phantasie nordischer Urvölker dieses Bergwunder umwoben! Von den Wadschagga ist mir nur wenig mehr als ein derbes Märchen zu Ohren gekommen, von einer schweren, nachbarlichen Prügelei zwischen Herrn Kibo und Herrn Mawensi, bei der Herr Mawensi seine zahllosen Schrammen und Schrunden abgekriegt hat.

Jeden Monat hatten wir Reisende durch Moschi kommen sehen, die den Aufstieg auf den Kibo wagten. Alle waren begeistert zurückgekehrt. Freilich rühmte sich keiner, ihn ganz bezwungen zu haben. In der dünnen Luft hatten sie bergkrank vorm Ziele umkehren müssen. Hans Meyer, dem als erstem 1889 die Ersteigung der höchsten Spitze gelungen war, hatte seitdem nur wenige Nachfolger gefunden. Um so mehr reizte das Abenteuer uns, für die der geliebte, weiße Berg allstündlich den großartigen Hintergrund all ihres Lebens und Wirkens bildete.

Um die Zeit des Septembervollmonds hielt mich's nicht mehr.

Mit einem lieben Kameraden, erprobten Reittieren und ausgesuchter Trägermannschaft machte ich mich auf den Weg. Weit oberhalb Marangu ließen wir alles Gewohnte, Vertraute hinter uns und tauchten in den Urwald ein. Nebel und Wolken durchwogten ihn und ließen ihn doppelt geheimnisvoll erscheinen. Er ist nicht gerade das, was man sich daheim unter tropischem Urwalde vorstellt. Keine himmelanstrebenden Riesenbäume, die ein undurchdringliches Schattendach tragen, wie im „Regenwalde" unten im Tiefland. Vielmehr ein knorriges Gewirr, das den Himmel von oben her durchblicken läßt. So recht ein wilder Bergwald. Schlingkraut umwuchert die lebenden und begräbt die toten Stämme. Märchenschöne Blumen schaukeln an Lianen von den dunkeln Baumkronen hernieder, und starke Würzdüfte erfüllen die Luft. Je höher wir steigen, desto massenhafter beherrschen Moose und Flechten das Ganze. Schließlich ist jeder Stamm, jedes Ästchen, jede kleinste Erikastaude mit langen, graugelben Flechtenbärten behängt. Soweit das Auge reicht, flattert der Wald von diesen hellen Wimpeln, und alle winken und weisen gespenstisch nach der gleichen Richtung, wie die eilenden Nebel huschen.

Wiesen unterbrechen die Waldmassen. Allmählich werden sie ausgedehnter. Der Wald greift nur noch mit einzelnen Armen und Inseln nach höher gelegenen Punkten und tritt die Herrschaft endlich ganz den Bergmatten ab.

Vor der letzten Waldkulisse steht in 2750 Meter Höhe die „Bismarckhütte". Sie könnte sich samt ihrer praktischen Ausstattung auch in den bayrischen Alpen sehen lassen.

Schon einmal hatte ich hier in beglückter Einsamkeit ein paar Erholungstage verbracht. Damals war Homer mein einziger Gefährte gewesen und hatte mit den ewigen Gestalten der Odyssee — vielleicht zum ersten Male — die sonnige Gebirgswelt des afri-

kanischen Olymps bevölkert. Es war gewesen, als ob die erhabene Unberührtheit dieser großen Natur dazu gehöre, das reine Menschentum des alten Liedes in seiner ganzen Echtheit und Leuchtkraft hervortreten zu lassen. Diesmal fühlten wir uns selbst mehr als handelnde Gestalten in einem odysseeischen Abenteuer. Es war bitter kalt geworden, als wir in der Bismarckhöhe einzogen, und mit der Dunkelheit schickte der „Donnrer im Wettergewölk Zeus" eisigen Regen über den Berg. Wir ließen einheizen und auftafeln, und als wir vorm Schlafengehen noch einmal hinausblickten, brach verheißungsvoll der Mond durch.

Und richtig, der Tag begann strahlend schön. Durch das letzte Stück Urwald über der Hütte, in dem noch einmal alle Poesie des afrikanischen Bergwalds zusammengedrängt ist, stiegen wir im sprühenden, tanzenden Morgenlicht hinauf in die Zone der Hochwiesen. Scharf und klar standen die Gipfel Mawensi und Kibo über uns. Der sanft ansteigende Pfad führte über ungeheure, offene Hochlehnen. Immer alpiner wurde es um uns her. Blühende Erika, Strohblumen und Immortellen bedeckten dicht den Boden. Viele steil eingerissene Schluchten durchkreuzten unsern Weg. Felsengeröll — Felsenmauern — und immer schärfere, köstlichere Luft.

Allmählich krochen von Urwaldtiefen her Nebelschlangen die Schluchten herauf. Kleine, weiße Nebelfahnen wehten an den erst so klaren Gipfeln. Neue flogen dazu, wurden dichter und dichter und verhüllten bald die Berge ganz. Voller und drohender rückte die breite, graue Wolkenwand aus der Tiefe heran. Ihre Vorläufer jagten, Felswänden entlang, bergwärts an uns vorbei. Schon lag alles um uns in Wolkengrau, da winkte von der nächsten Höhe die „Petershütte", das Tagesziel.

Beim Anblick dieser Wellblechbaracke überlief uns ein Frö-

steln. Aber drinnen fand sich's leidlich annehmbar. Holzverschalte Wände, vier Betten paarweis übereinander, Hochtourengerät, Konserven — wer erwartet das alles in 3900 Meter Höhe am Kilimandjaro! Schaurig kalt war's, und der Petroleumofen war entzwei, und zum Spirituskocher fehlte der Spiritus. Haisuru! Wir richteten uns ein, so gut es eben ging. Nebenan in einem Verschlag an der Rückseite der Hütte standen unsere braven Tiere, in Decken eingebunden, und Hamis spielte den Koch. Die Träger krochen unter ein paar zusammengelehnte Wellblechplatten um ein tüchtiges Feuer. Unser einziger Stubengenosse war ein mitgebrachter Hahn. Der hockte trübselig in einer Ecke, sah zu, wie wir's uns schmecken ließen, und erwartete als Philosoph sein Schicksal, seinen beiden Frauen nach in den Kochtopf zu wandern.

Draußen wurde es immer trüber und schauerlicher. Der Nebel kam als eisiger Dampf durch die eine zerbrochene Fensterscheibe herein. Regen knatterte auf das Barackendach. Wie soll das morgen werden! Gegen Abend lichtete sich das Nebelwogen, sekundenweise tauchten Schneeflächen am Kibo auf und lockten uns zu einem Spaziergang aus unserer Klause. Und siehe da, schon gaben die Wolken den Mawensi frei, der dicht über uns stand. Das Abendrot warf über das sonst so grausliche Felsenungeheuer einen warmen, freundlichen Schein, gegen den die nicht beleuchteten Teile mit ihren Schneeadern und schwarzen Felsnadeln um so düsterer abstachen. Und wie wir uns umwenden, ist auch schon, mit verblüffender Schnelligkeit, der Kibo in seiner ganzen Gletscherpracht frei geworden. Noch scheint es ein ganz unerhörter Gedanke, dort hinaufsteigen zu wollen.

In viele Decken gerollt, ging's ans Schlafen. Aber so einfach war das nicht. Die Kälte kroch durch alles durch. Der Wind

ratterte an der Hütte. Aus dem angrenzenden Verschlag drang der Qualm des Holzfeuers in das Stübchen, und immer von Zeit zu Zeit schlugen die Tiere nebenan dröhnend an die dünne Blechwand.

Trotzdem wachten wir leidlich erquickt vor Tagesanbruch auf. Rasch ein Blick hinaus in die eisige Morgenpracht. Mondlicht und Morgenrot stritten sich um die Schneefelder des Kibo.

Und dann ging's hinauf aufs Mawensiplateau. Schöner, goldener kann ein Tag nicht sein, als dieser war, und so blieb es bis zum Ende unserer Wanderung. Kein Wölkchen wagte sich mehr in unsere Höhe.

Die Flora wurde immer seltsamer, je höher wir stiegen. Die Arten blieben wohl in der Hauptsache dieselben, aber alles wurde zwerghafter, filziger. Ein wunderbarer Teppich, wie ich ähnliches nie gesehen. In den dunkelgrünen Grund der Erika mit ihren kleinen, hellrosa Blütenperlchen ist das feine Silbergrau edelweißartigen Blätterwerks in breiten Bändern eingewebt. Aus diesem Duffgrau-Silber leuchten die goldgelben Buketts der Immortellen und die weißgelben Sterne einer Strohblumenart. Sieht man größere Flächen mit diesen Strohblumen übersät, so glaubt man, sie müßten eine eigene Leuchtkraft haben. Wie elektrische Funken hinter Milchglas leuchten sie aus dem stumpfen Untergrund, selbst noch in mondloser Sternennacht. Noch weiter oben wachsen diese Strohblumen, dicht an den Boden gedrückt, in kleinen, rundlichen Beeten. Die Mitte bildet das silbergraue Polster des Blattwerks; um den Rand herum legen sich, wie ein handbreites oder breiteres Band von Goldstickerei, die leuchtenden Blüten. So liegt Kissen neben Kissen auf der sonst nackten Lavaerde.

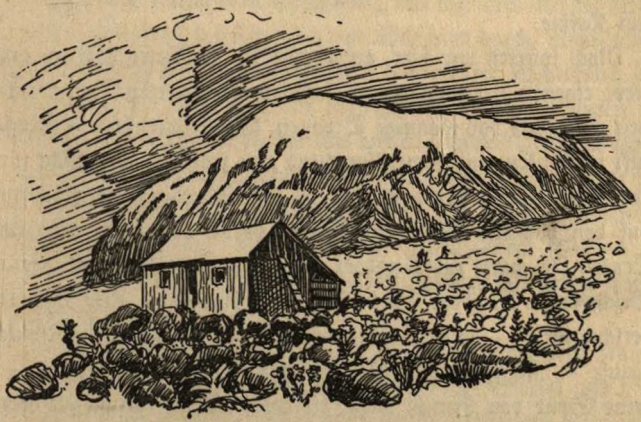
Nicht weit vom Fuße des Mawensi erreichten wir die Höhe

des Felsenkammes, der die beiden Gipfel verbindet, und sahen jenseits das tiefer gelegene eigentliche Plateau zu unseren Füßen, eine breite Wüste, etwa 4500 Meter hoch, die den Raum zwischen Kibo und Mawensi ausfüllt — grau, tot, von Steingeröll übersät. Großartig nehmen sich von hier aus die beiden Riesen aus, die fast unvermittelt, noch immer als sehr hohe Berge, aus dem Plateau aufsteigen. Der Mawensi nicht nur ein Felsknuppen, als der er sonst erscheint, sondern ein Vulkankegel mit weitausladendem Unterbau, dessen Gipfel nur von der fast senkrecht herauswachsenden Dolomitenburg gekrönt wird. Und auch der Kibo zeigt sich in ungewohnt breiter Front. Zwischen Felsenrippen steigen seine Schuttkare schroff empor. Nur der allerobersste Rand ist hier von Gletschern gesäumt. Der sanfte Einschnitt der Hans-Meyer-Scharte zeigt, wo der Einstieg in das Innere des Kibokraters möglich ist.

Wir hatten alle Träger mitgenommen, jedoch nur mit ganz leichten Lasten: Schlafsäcke, Jagdzelt, Decken und die nötigste Verpflegung. Vor der Kammhöhe hatten wir die mitgebrachten Gefäße mit Wasser füllen und das letzte krüppelhafte Erikagesträuch als Feuerholz sammeln lassen; denn in unserem nächsten Lager, der Hans-Meyer-Höhle, gab's nichts Trinkbares und nichts Brennbares mehr. Nun überschritten wir den Kamm und stiegen hinunter in die Lavawüste. Bald verlor sich jede Vegetation. Das letzte waren brennend rote Flechten. Es sah aus, als sei ein riesiges Wild, stark schweißend, vor uns hergezogen.

Weiter reichte das Tierleben. Kurz vor der Vegetationsgrenze fanden wir in den Felsen eine Leopardenhöhle, an der Losung kenntlich. Raben mit weißen Halskrausen begleiteten uns bis an den Fuß des Kibo. Und nicht weit von der Meyer-Höhle stand ein Rudel Elenantilopen.

Es hatte etwas wirklich Grausiges, das Marschieren durch die Wüste, dem Kibo entgegen. Die weiche Lava war auf der ganzen ungeheueren Fläche in der Richtung vom Kibo her gleichmäßig geriefelt, wie mit der Harke gekämmt. Nach Osten zu täuschten fortgesetzt Lichtspiegelungen funkelnde Bergseen vor, wo doch nichts war als Lavaschutt und Felsen.



Gegen Mittag langten wir an der Hans-Meyer-Höhle an. Ein Zyklopenbau. Nyumba ya Muungu, das Haus Gottes, nennen sie die Schwarzen. Über Felsbrockengewirr, unter einem hausgroßen, gefährlich überhängenden Block starrt uns das schwarze Loch des Eingangs entgegen. Wir wären nicht erstaunt gewesen, wenn uns der Riese Polyphem daraus entgegengetreten wäre. Raum ist genug darin für eine große Karawane samt Maultieren. Aber da die Höhle nicht durch Auswaschung, sondern durch Übereinanderstürzen von Felstrümmern entstanden ist, pfeift der Wind infam von allen Seiten durch. Darum ent-

schlossen wir uns, lieber außerhalb, in einem halbwegs windgeschützten Felsenwinkel zu kampieren. Die Schwarzen dachten ebenso. Sie hockten sich, in Decken gehüllt, in einem Klumpen ums Feuer; die Reittiere, gleichfalls in Decken eingepackt, wurden dazugestellt, und wir zwei Weißen setzten uns in die nächste Nähe auf zwei Steine. Ein dritter Stein zwischen uns war unser Tisch. Da aßen wir unser kaltes Mahl und wärmten uns am Kaffee.

Noch spürten wir hier, annähernd 5000 Meter hoch, zu unserer eigenen Verwunderung statt der gefürchteten Bergkrankheit nichts als das wonnige Behagen, diese leichte, scharfe Bergluft zu trinken, und dementsprechend eine fröhliche Zuversicht für das große Werk, das noch vor uns lag. Allerdings ganz hinauf auf den höchsten Gipfel zu steigen, daran dachte ich nicht im Ernste. Ich hatte zuviel gehört und gelesen von den furchtbaren Beschwerden da oben. Einen Schritt vorwärts — eine Minute verschnaufen — wieder einen Schritt — wieder eine Minute Pause — Kopfschmerzen, Nasenbluten, Erbrechen, Atemnot — keine Spur von Genuß mehr, bis man endlich verzweifelt oder völlig abgestumpft bestenfalls einige hundert Meter unterm Ziel den Kampf aufgibt. So war mir's von allen Seiten geschildert worden. Und wenn man die ungeheure Höhe ansah, von der die senkrechten Gletscherwände herniederstarrten, und die himmelhohen, rotbraunen Schuttkare, die da hinaufführten, so glaubte man gern an die Wahrheit dieser Berichte.

Nach dem Abendbrot auf unseren drei Steinen in der Dämmerung kam die schwerste Arbeit des Tages, das Schlafengehen. Wir hatten ein ganz kleines Jagdzelt im Windschatten aufstellen lassen, so klein, daß zwei Mann im Schlafsack es gerade ausfüllten. Wir hatten schon alles angezogen, was menschenmöglich

war. Ich hatte eine Lederweste an, darüber eine gestrickte Jacke, darüber einen Kordrock, darüber einen europäischen Jagdkittel, nun rollte ich mich noch in zwei dicke Decken und pfropfte das Ganze in den pelzgefütterten Schlafsack. Mein Freund verpackte sich in derselben Weise. Endlich lagen wir beiden Mumien, ganz erschöpft von der Würgerei, nebeneinander in unserer winzigen im Winde flatternden Behausung und warteten auf den Schlaf. Aber der Frost biß sich durch alle Schichten durch. Wohl auch die Erwartung des Kommenden hielt uns munter. Schließlich schlief ich doch für kurze Zeit ein. Ein greller Lichtschein weckte mich. Die Laterne des Boys, der uns wecken kommt? Nein, es war der Mond, der hinterm Mawensi aufstieg und mit fast noch voller Scheibe durch die Zeltwand hindurch mir ins Gesicht leuchtete. Ich spähte hinaus: Kibo, Mawensi in strahlender Klarheit, alles überflutet vom Mondlicht. Also auf! Wagen wir's! Es war kurz vor Mitternacht.

Raus aus den Schlafsäcken! Brr! Das war aber denn doch wirklich entsetzlich kalt. Kaum daß man die Stiefel und Gamaschen an die Füße brachte. Hamis hatte Kaffee und Eier gekocht. Zitternd vor Frost nahmen wir ein paar Schluck und ein paar Bissen. Brot zu schneiden war mit den klammen Fingern nicht möglich, außerdem war das Brot gefroren. Vom Frost geschüttelt, ritten wir los, in der Mondhelle, der Führer voran, drei Leute folgten. Einer wimmerte und heulte wie ein Hund vor Kälte.

Sanft aufwärts im tiefen, weichen Lavaschutt. Schritt für Schritt. Fast eine Stunde. Dann kam eine Stufe, der eigentliche Aufstieg begann, immer im mahlenden Lavaschutt. Die Tiere wurden zurückgeschickt. Ganz langsam ging's zu Fuße weiter. Gewaltige Felsblöcke wuchsen um uns her. Ein eisiger Wind pfiff so schneidend von den Gletschern herunter, daß man

zum Atmen das Gesicht abwenden mußte. Der Mond stieg höher, und wir sahen immer tiefer unter uns die beglänzte Ebene, aus der wir kamen. Wir mochten etwa 5300 Meter hoch sein, da entschloß sich mein Kamerad, von der Bergkrankheit gepackt, kehrtzumachen. Nach wenigen Augenblicken war er mit seinen Begleitern im Felsgewirr unter mir verschwunden.

Ich stieg allein weiter, nur mit dem alten Msamire, der schon Hans Meyer begleitet haben will. Steiler und steiler wurde die Schutthalde. Es war ein schwieriges Gehen. Ganz bedächtig schoben wir uns aufwärts. Die weiche Asche gab bei jedem Schritt ein Stück nach. Oftmals rutschte man nach drei Schritten um ganze zwei Schritt zurück. Und noch immer erschien die Gletscherwand über uns in schier unerreichbarer Höhe. Von Zeit zu Zeit traten wir zum Verschnaufen abseits in eine Felsennische. Msamire legte sich nieder und fiel jedesmal sofort in tiefen Schlaf. Wenn ich ihn wenige Minuten später weckte, mußte er sich erst besinnen, wo er war.

Die ersten Schneeflecke tauchten auf, durch und durch gefrorene Blöcke; die kleineren rutschten unter unserem Tritt auf der Lava ab. Weiter. Ein erstes zusammenhängendes Schneefeld war aufwärts zu überqueren.

Hinter uns begann sich der Osthimmel zu erhellen, lange vor Sonnenaufgang. Die Lavawüste unter uns bis zum Mawensi und dieser selbst waren wolkenfrei. Aber um den Fuß des Kilimandjaromassivs lagerte — tief, tief — ein bläulich dunkelndes, flockiges Wolkenmeer, das sich in unendliche Fernen ausdehnte. Es verhüllte die Erde in der Tiefe und trug unser Höhenreich wie eine schwebende Geisterinsel im Weltenraum. Schon sah ich den Riesenkegel des Mawensi so tief unter mir, daß der Horizont über seiner Spitze lag. Und nun färbte sich der Saum des

Wolkenmeeres gelbrot, der Himmel darüber weiß und hellblau. Der Mawensikoloß starrte schwarz davor, rein gezeichnet bis in alle seine grotesken Nadeln und Türme, und so tiefschwarz, wie ich die schwarze Farbe in der Natur sonst nicht gesehen habe. Verfolgte man aber den Himmel von dem gelbroten Wolkensaum über den Zenit herüber bis nach dem Kibo, so hatte man den ganzen Regenbogen. Gerade über uns, über die funkelnde Schneefläche des Gipfels hinweg, sah der Himmel schwarzviolett aus, ein auch noch nie gesehener Anblick. Und in diesem schwarzvioletten Grunde, jetzt gerade überm Kibo, stand die silberne Mondscheibe und übergoß die Eismassen mit ihrem magischen Lichte.

Es war schon ganz hell — wir arbeiteten uns eben durch die Felsen hart am unteren Rande der Gletscher durch — da ging die Sonne auf. Nicht hinterm Horizont, nicht hinter jenem gelbroten Wolkensaum; es schob sich vielmehr ein winziges Wolkenbukett aus dem grauen Nebelschaum heraus, seine gezackten Ränder funkelten feuerrot, und an dieser Stelle, ein ganzes Stück vom Horizont her eingerückt, erhob sich rosenrot und ohne Glanz eine fremde, riesige Sonne, als stiege sie aus dem Erdinnern herauf.

Wir waren jetzt dicht an der etwa vierzig Meter hohen, senkrechten Gletscherwand, die nach Osten zugekehrt ist. Hatte sie erst, vom Mondlicht nicht mehr getroffen, stumpf grau gestarrt, so begann sie jetzt im Morgenschein rötlich zu funkeln und zu blitzen, während die Schneeflächen darüber noch immer kurze Zeit von dem bläulichweißen Mondlichte beherrscht waren. In wenigen Minuten wich dann der ganze feenhafte Farbenzauber dem normalen Tageslichte. Nur die schwarze Schattenwand des Mawensi, die der Sonne abgekehrt ist, nahm erst allmählich Farben an.

Überraschend schnell war nun die an dieser Stelle und um

diese Jahreszeit schmale Zone des ewigen Schnees erreicht. Eigentliche hochtouristische Schwierigkeiten gab es keine zu überwinden. Nur an wenigen Stellen brauchte man die Hände zum Klettern. Steigeisen, Eispickel und Seil hatten wir umsonst mitgeschleppt. Der Firnschnee war durchweg in aufrecht nebeneinander stehenden Tafeln hart gefroren. Die obere Kruste brach unterm Fuß knirschend ein kleines Stück ein, so daß der Tritt sofort einen festen Halt fand. Wenige hundert Meter ging's so meist in mäßiger Wölbung über den Schnee, und plötzlich sagte der Führer: „So, da ist der Krater." Ich wollte es erst nicht glauben. Ich war ja noch so frisch, als käme ich eben aus dem Lager. Aber es stimmte. Der glückliche Einfall, den Hauptaufstieg in der Nacht auszuführen, hatte uns die schlimmsten Prüfungen anderer Kibofahrer erspart. Wir standen verdutzt in der Hans-Meyer-Scharte, die sanft in den Kraterrand eingeschnitten ist, und vor uns lag der große, runde Zirkus des Kraterkessels, den erst so wenige menschliche Augen gesehen haben.

Aber noch war nicht Zeit, sich dem Genuß des Erreichten hinzugeben. Ich fragte den Führer, wo nun die Spitze sei, die Hans Meyer erstiegen habe. Er bezeichnete mir eine der Kuppen, die sich, gemächlich ansteigend, über den Kraterrand erhoben. Also selbstverständlich da hinauf. Ganz langsam, und immer mit der Erwartung: wann kommt nun der vorausgesagte Zusammenbruch, das qualvolle Luftschnappen und Ringen mit der Bergkrankheit? Nichts zu spüren. Wind und Kälte haben mit Sonnenaufgang nachgelassen. Die Luft atmet sich herrlich in tiefen Zügen bis in die untersten Lungenspitzen hinein. Ich fühle an mein Herz, es schlägt nicht anders als sonst bei freudiger Erregung. Mein Schritt wird schneller und schneller. Der nahe Gipfel zieht wie ein immer stärker wirkender Magnet. Schon

wird die Steigung flacher. Ich komme ins Laufen, ins Rennen. Und auf einmal bin ich oben. Wirklich und wahrhaftig ganz oben. Meine Freude war grenzenlos.

Der Rundblick zeigte das wohlbekannte Wolkenmeer in sehr großer Tiefe, aber nunmehr blendend weiß. Hier und da wird ein Stück Steppe sichtbar, eine in Wolkenwatte gepackte Gebirgsform drängt sich hervor, ferne Bergspitzen zerreißen die Schleier. Die Hauptsache aber ist der Blick in den Kraterkessel hinein. Die große, runde Sohle, etwa zweitausend Meter im Durchmesser, ist ganz mit Schnee bedeckt. Sie wird rings von einem geschlossenen, nach innen steil abfallenden Höhenkranz umgeben, und auch dieser starrt fast durchweg in Schnee und Eis. Nur einige senkrechte Wände zeigen den nackten, dunkelrotbraunen Felsen. Eine hohe, in Blöcke gegliederte Mauer schiebt sich von einer Stelle der Kraterwand her in den Kessel herein; in ihrer weißgrauen Eispanzerung sieht sie aus wie ein riesenhaftes Kriegsschiff mit seinen Deckaufbauten. Aus dem Höhenkranze der Kraterumwallung wachsen, durch schroffe Scharten oder wellige Einsenkungen getrennt, die schneebedeckten, flachen Gipfelkuppen heraus, deren höchste den Namen Kaiser Wilhelms trägt.

Msamire war zuletzt zurückgeblieben. Ich fand mich allein auf dem einsamen Gipfelpunkte des Erdteils. Im Innersten ergriffen, genoß ich die Schauer einer nicht wiederzugebenden Entrücktheit und eine berauschende Ahnung von Freiheit, wie sie mit gleich erschütternder Macht nur wenige Punkte der Erdoberfläche vermitteln mögen. Ich muß mit Bedauern meine Unkraft bekennen, einen inneren Vorgang zu schildern, wo sich die Seele ins kalte, reine All erweitern will und ihrer leidigen Fessel, des Begehrens, vergißt.

Nun löst freilich das gleiche Erlebnis in jeder Menschenbrust verschiedene Empfindungen aus. Keuchend erschien Msamire auf der Bildfläche. Sein gutes Mohrengesicht war verklärt, und als er meine strahlende Freude sah, ergriff er meine Hand und sprach aus der Tiefe seines Herzens: „Nicht wahr, Herr, jetzt ist mir ein königliches Trinkgeld sicher!"

Der Abstieg geschah wie im Fluge. Von der unteren Schneegrenze an auf den Schuttkaren war's mehr ein Abfahren. In langen Sprüngen ließen wir uns bei jedem Schritt ein ordentliches Stück in der weichen Asche abwärts gleiten. Höllisch aufpassen galt's, Geröll sauste mit uns zu Tal. Nach fünf Viertelstunden war ich wieder an der Höhle. Dann wurde nach kurzer Rast im strahlenden Sonnenschein der Rückmarsch angetreten. Allerdings mußte ich zu Fuße gehen. Hamis hatte sich in der Nacht an der Meyer-Höhle — unterm Äquator! — die Füße erfroren und mußte auf meinem Reittier transportiert werden. Er nahm im Rucksack einen Brocken Eis mit, um seinen Kameraden in Moschi zu zeigen, was es mit dem wunderbaren weißen „Salz" da oben für eine Bewandtnis habe. Unsere Träger, heilfroh, dem schauerlichen Hochgebirge zu entrinnen, liefen wie die Wiesel. Schon zu Mittag war die Petershütte erreicht.

Die Wolkenschicht, die uns so lange von dem Allerweltsland da unten getrennt hatte, war spurlos zerronnen. Bis auf eine Entfernung von dreihundert Kilometer hinaus lag Afrika mit seinen Seen, Gebirgen, Wäldern und Steppen wie eine Landkarte zu unseren Füßen ausgebreitet. Wir rissen uns widerstrebend von der erhabenen Höhenwelt unseres afrikanischen Olymps los und stiegen am folgenden Tage durch den Urwald hinunter, zurück in die dickere, schwülere Luft des Alltags.

MAWENSI

So beliebt der weiße Kibo als Wanderziel immer zahlreicherer Ostafrikareisender war, so gefürchtet und gemieden blieb der schwarze Mawensi, sein um 700 Meter niedrigerer Brudergipfel. Erst 1912 haben mehrere berühmte deutsche Alpinisten ihn als erste bezwungen, nachdem sie wochenlang an ihm gemessen und geforscht und eine Aufstiegsmöglichkeit erkundet hatten. Mein unzulänglicher Versuch, es ihnen nachzutun, fand Anfang 1914 statt. Er führte mich nicht zum Ziele, brachte mir aber doch die nähere Bekanntschaft mit dem spröden, alten Burschen ein.

Aus der Kammwüste des Kilimandjaro erheben sich am Fuße des Mawensi einige mächtige Felsblöcke. Hinter einem solchen Block, in 4600 Meter Höhe, ließ ich am dritten Tage des Anmarsches mein Patrouillenzelt aufschlagen. Ein Kamerad, der sich mir angeschlossen hatte, schlüpfte sofort, ohne zu essen, in den Schlafsack; die Bergkrankheit würgte ihn.

Ich setzte mich mit den wenigen Schwarzen, die wir mitgenommen hatten, ans Feuer und genoß noch lange die Alpennacht. Die eisigen Nebel, der Schrecken des Berges, verschonten uns, und es herrschte nicht die entsetzliche Kälte wie damals im September am Kibo.

Grausig starrten dicht über uns die Zinken und Pfeiler des Mawensi in den Mondhimmel. Über breiten Schutthalden und Schneefeldern eine senkrecht aufgetürmte Teufelsburg. Schnee-

geäder leuchtete aus zahllosen Runsen und Falten. Die gänzlich zerfallene Ruine eines Vulkans. Und der Zerfall schreitet vorwärts. Auch in jener Nacht ruhte er nicht. In die Totenstille klang bisweilen ein dröhnender Fall, ein Kollern und Poltern folgte: es waren Felsstücke, die sich im Frost losgelöst hatten und nun die fast senkrechten Wände herunterdonnerten. Wieder und immer wieder eins. Die Pausen vollkommenster Stille, die dem Getöse folgten, wurden zum bänglichen Warten auf den nächsten krachenden Sturz. Ein unheimlicher Spuk! Auf diesen zerborstenen Berg, der mit Felsblöcken um sich warf, wollten wir morgen hinauf.

Über die weite, grauschimmernde Steinwüste zu unseren Füßen hinweg erhob sich das breite Massiv des Kibo — ein Titanensarg mit einer Spitzendecke darauf, wie ein Beobachter treffend gesagt hat. Von der Stelle, wo die Meyer-Höhle liegt, blitzte ein Feuer herüber. Zwei junge Maler lagerten dort, die eigens herausgekommen waren, den Kilimandjaro für die deutsche Kunst zu erobern. Es mag wohl das erstemal gewesen sein, daß die beiden Bruderberge Kibo und Mawensi sich mit Feuern grüßten.

Meinen Schwarzen ging das Herz und der Mund auf. Sie erzählen mir alte Geschichten und Sagen. Der Askari Kahema, ein landfremder Mann mohammedanischen Glaubens, gab folgendes zum besten: In den Höhlen und Schneelöchern des Kibo hausen die Geschlechter der Toten. Keines Menschen Auge sieht sie. Da hat sich vorzeiten, lange ehe die Weißen ins Land kamen, ein großer Koranlehrer in Sansibar aufgemacht, einen riesigen Turban, groß wie ein Wagenrad, hat er sich um den Kopf geschlungen, und so ist er hinaufgestiegen, um den Geistern im ewigen Schnee und Eis das Evangelium des Propheten zu

predigen. Und die Toten haben seiner Rede gelauscht und haben sich bekehrt. Nun sind sie nicht mehr rohe Heiden, wie es ihre Enkel, die lebendigen Geschlechter rings um den Berg, noch heute sind.

Ungern riß ich mich vom Lagerfeuer los und kroch ins Zelt, in den Schlafsack. An Schlafen war nicht zu denken. Mein armer Zeltkamerad stöhnte vor Schmerzen die ganze Nacht. Aller halben Stunden kam's über ihn, er fuhr empor, riß den Zeltspalt auf und opferte dem Mawensi, auch als längst nichts mehr zu opfern war. Um fünf Uhr krochen wir heraus. Er war vollkommen fertig und schleppte sich, auf seinen Boy gestützt, mit wütendem Kopfschmerz, an allen Gliedern wie gelähmt, bergab.

Ich machte mich an den Aufstieg. Zwei Schwarze nahm ich mit, den unerschrockenen Kahema, der sich freiwillig dazu gemeldet hatte, und einen Einheimischen, Jonathan, der die Erstbesteiger bis hierher begleitet hatte. Sie trugen Eispickel und Seil und im Rucksack den Ernemann. Aber wo nun den Aufstieg ansetzen? Ich besaß eine schematische Skizze über den Weg, den meine erfolgreichen Vorgänger genommen hatten. Da war alles wunderschön verzeichnet, was man wissen mußte: Die „Bastion", der „Nordwestgrat", der „Turm", das „geneigte Band" und das „Couloir". Ich wußte alles auswendig, nur sah leider in der Natur alles so anders aus. Es blieb nichts übrig, ich mußte einen eigenen Kriegsplan entwerfen und auf eigene Faust losteigen.

In einer steilen Rinne, die mit losem Schotter und Eis ausgefüllt war, gelangte ich, bald nur noch von Kahema gefolgt, auf einen Felsengrat, der, seinerseits steil ansteigend, auf das überhöhende Kernstück des Berges zu führte. Das war ein an-

deres Klettern als auf den sanften Kibo. Jeden Stein, den man mit der Hand umfassen oder dem man den Fuß anvertrauen wollte, galt es genau zu prüfen, viele lösten sich, zentnerschwere Blöcke rollten abwärts. Der Grat, dem wir aufwärts folgten, war vielfach durchbrochen und zerrissen, er wurde immer schmaler, seine Wände fielen zu beiden Seiten in Abgründe von abenteuerlicher Tiefe.

Je höher wir kamen, um so großartiger wurde die Welt von Eis und Felsen um uns her. Schon zitterten mir von Zeit zu Zeit die Glieder von der ungewohnten Anstrengung und von dem beständigen Blick in die blauschwarze Tiefe unter mir und auf die senkrechten Dolomitentürme über mir. Kahema war aschfahl geworden. Mit einem unsäglich törichten, verlegenen Lächeln in dem sonst so kühnen, männlichen Gesicht gab er's auf und bat mich, Gott nicht weiter zu versuchen.

Vor mir lag eine schmale, stark geneigte Fläche Firnschnee, an ihrem unteren Ende stürzte die Wand über tausend Meter ab. Dieses Feld suchte ich an seinem oberen Ende zu überqueren. Vorsichtig schob ich einen Fuß vor den anderen, es ging, nur wenige Schritte fehlten noch bis zum festen Gestein — da glitt ich aus und fuhr ab, auf den bodenlosen Abgrund zu. Platt an den Boden gepreßt, mit dem ganzen Körper bremsend, konnte ich die Abfahrt eben noch so lenken, daß ich mit ausgestrecktem Arm einen aus dem harten Schnee zollhoch hervorragenden Stein erreichte. Er hielt, und ich war gerettet.

Auf einem Umweg kletterte ich, von Kahemas angstvollen Blicken begleitet, weiter. Der Grat wurde zur schmalen Rippe zwischen den gähnenden Abgründen. Auf allen vieren kriechend oder rittlings schob ich mich vorwärts, bis die Rippe in den senkrechten Gipfelturm überging. Nur noch hundert Meter nach

meiner Schätzung starrte die höchste Spitze über mir. Eine zeitraubende Umgehung, um vielleicht eine Möglichkeit des weiteren Aufstiegs zu finden, wagte ich nicht mehr. Es war neun Uhr. Die Abgründe unter mir hatten sich in der letzten Viertelstunde dicht mit Wolken gefüllt. Mit unheimlicher Schnelligkeit drangen ihre wallenden grauen Schleier zu mir empor, nun griffen sie schon nach dem Gipfel und hüllten ihn im Nu ein, flatterten vorüber, neue dichtere quollen nach — ein gespenstisches Treiben, unheimlich, da es mir mit jeder Minute den Rückweg zu verlegen drohte.

So ließ ich ab und trat den Abstieg an. Alles um mich her war verändert. Es ging in den Tartaros hinab. Im Nebelwogen lebte der spukhafte Berg. Abenteuerliche Fratzen tauchten himmelhoch über mir, neben mir, vor mir huschend aus dem Grau. Unterwelten klafften auf und schlossen sich, ehe der Blick die schwindelnde Tiefe noch ganz erfaßt hatte. Kahema hockte mit starren Augen dort, wo ich ihn verlassen hatte, und schloß sich mir schweigend an. Es war mehr eine Flucht als ein Abstieg. Wir wußten beide nicht, wie wir heruntergekommen waren, und eilten in einem Zuge weiter, bis wir gegen Abend über 4000 Meter tiefer die heimische Boma erreicht hatten.

So lieb einem dieses Afrika bei längerem Aufenthalte wird, eins vermißt man, je länger je schmerzlicher, das ist der Wechsel der Jahreszeiten, der in der Heimat Körper und Seelen der Menschen jung erhält. Da ist gewiß kein Afrikaner, der sich nicht zuzeiten heftig nach dem deutschen Winter und den „Tagen der tausend Wunder" im Frühling sehnte. Auch wer sonst das Heimweh nicht kennt, in dieser Form überkommt's ihn doch. Bei den hohen Festen des Jahres, die natürlich draußen ganz wie in der Heimat gefeiert werden, ist man nur mit halbem Herzen dabei. Es ist, als ob sie dort ihres tieferen Sinnes entkleidet wären. Denn wie soll einem Deutschen die rechte Osterstimmung kommen ohne erstes Knospen, ohne Anemonen und Himmelschlüssel? Was ist uns Pfingsten ohne Maiwuchs, was Weihnachten ohne Schnee?

Unterm Äquator fehlt dieses belebende Auf und Nieder nicht ganz. Aber es herrscht dort immer Sommer. Nur daß es in bestimmten Monaten ein verregneter Sommer ist. Trockenzeiten und Regenzeiten, so gliedert sich in Afrika das Jahr. Die Wirkungen dieses Wechsels sind in ihrer Art nicht minder einschneidend als in Europa. Die große Regenzeit preist vor allem der Pflanzer als die gesegnete Zeit des Säens und Pflanzens. Ohne sie wäre Afrika Wüste. Das kommt einem jedes Jahr aufs neue zum Bewußtsein, wenn die Trockenzeit sich ihrem Ende zuneigt.

Denn dann zeigt die Steppe — und Steppe ist fast das ganze Land, Buschsteppe, Baumsteppe, Grassteppe — ein trostlos häßliches Bild. „Khaki mit Rußflecken." Alles dürr und tot, gelbbraun versengt von der Sonne und auf ungeheure Strecken schwarz gekohlt von den Steppenbränden. Von jedem Marsch, von jedem Pirschgang kommt man bis an den Helmüberzug mit Ruß und Asche verschmiert ins Lager. Der größte Teil von Innerafrika mag um diese Zeit so aussehen. Denn die Steppe zu verbrennen ist überall Brauch, sei es um mit dem Wust abgelebter Vegetation für jungen Nachwuchs aufzuräumen, sei es um Milliarden von Ungeziefer und Schlangen zu vertilgen. Der Steppenbrand, der sich qualmend und prasselnd in breiter Front durch die Ebene wälzt, Gräben überspringt, Hügel emporklimmt und nur vor Wasser und dichtem Walde haltmacht, gehört einfach in das Landschaftsbild des afrikanischen Hochsommers.

Noch einer anderen Naturerscheinung will ich gedenken, die der Trockenzeit eigen ist. Das sind die Wanderheuschrecken. Eine dicke Wolke steigt über den Steppenhügeln am Fuße des Kilimandjaros auf, bald gelblich, bald schmutzig dunkel wie der Rauch einer Feuersbrunst. Rasch verändert sie ihre Gestalt und strebt eilig vorwärts. Schon wirbelt es über Moschi wie ein dichtes Schneegestöber von sehr großen, gelben Flocken, den Himmel schwach verdunkelnd. Nicht weit von Moschi fallen sie ein. Wenn man nach Neu-Moschi hinunterreitet, fliegt es über den weiten Busch wie ein grober, goldgelber Staub, so weit man sieht. Die ganze Straße vor einem bewegt sich von hüpfenden, flatternden, schwirrenden Heuschrecken. Hunderte von Dschaggafrauen stehen im Busch und sammeln die Tiere in Säcke — ein biblischer Leckerbissen. Alles Grün verschwindet im Umsehen, wo die Land-

plage sich niedergelassen hat. Mit dem ersten Regenfall aber sind die Legionenschwärme wie weggeblasen.

Wie die afrikanische Nacht den Tag fast ohne Übergang ablöst, so setzt auch die Regenzeit unvermittelt mit ihren Wassergüssen und Gewittern ein. Schon nach kurzer Zeit erkennt man das Land kaum wieder. Was noch vor wenigen Wochen verdorrte und verkohlte Wüste war, ist jetzt ein strotzend grüner Teppich, verschwenderisch mit weißen und bunten Blumen gemustert, oft von so fabelhafter Üppigkeit, daß man sich fragt, wo der Boden nur die Kräfte hernimmt, diese Masse von Leben aus sich herauszufördern. Es ist aber auch unglaublich, welche Wassermengen eine richtige Regenzeit über das Land ausschüttet. Man muß das im Freien, auf Safari, mit erlebt haben. Am besten im Gebirge.

Tag für Tag und Nacht für Nacht gießt es, wenn auch mit Pausen. Früh kriecht man schauernd aus dem Feldbett und fährt in die feuchten Sachen. Die Träger kommen verklammt durch das nasse, kalte Gras geschlichen und verpacken das vom Wasser

ſchwere Zelt. Mit Unbehagen wird der Marſch in Wolken und Nebel angetreten. Man klemmt ſich fröſtelnd auf den naſſen Sattel oder ſtreicht zu Fuß durch den triefenden Buſch. Im Handumdrehen iſt man bis auf die Haut durchnäſt, unten vom Gras, oben vom Regen. Pladdernde Wolkenbrüche wechſeln mit ſtundenlangem, nachdrücklichem Landregen. So ein Tropenguß hat etwas ſchlechthin Überzeugendes. Nur Anfänger verſuchen es mit ſchwächlichen Einwendungen, wie Schirm und Mantel. Am beſten wär's, man zöge ſich völlig aus, denn durchweicht wird man doch. Der einzige, der unterm Regenſchirm wandelt, iſt der Boy. Aber nur der Repräſentation wegen. Es gehört zu den heiligſten Vorrechten des Boys, unterm Regenſchirme ſeines Herrn, wie unter dem Banner der höheren Kultur, zu wandeln. Jeder Weiße bringt einen Schirm mit nach Afrika, und keiner trägt ihn, weil die Unzulänglichkeit ſolcher Abwehr gegen die überwältigende Übermacht afrikaniſcher Naturgewalten nur allzu raſch offenbar wird. Geht man zu Fuß, ſo ſchleppt man mit jedem Schritt einen beachtlichen Bruchteil der Kolonie an den Stiefeln mit. Jeder Gegenſtand zieht Waſſer an. Das Brot ſchimmelt. Die Zigarre brennt nicht. Das Meſſer roſtet in der Taſche und das Geld im Portemonnaie.

Nie im Leben habe ich ſo bitterlich und andauernd gefroren wie im tropiſchen Afrika zur Regenzeit.

Heiter wird die Sache, wenn Waſſerläufe den Weg kreuzen. In jeder Schlucht, wo vordem ein kümmerliches Gerinnſel hinſchlich, ſchäumt jetzt ein wütender Strom zu Tal. Auf Brücken rechne man ja nicht, gleichviel ob der Weg ein entlegener Jägerpfad oder eine Hauptverkehrsſtraße des Bezirks iſt. Bald klettert man auf halb überſchwemmten Felsblöcken von Ufer zu Ufer, bald watet man bis über die Hüften oder bis an den Hals durch

den reißenden, kalten Strudel, oder man seiltänzert auf der glitschigen Rinde eines quergestürzten Baums hinüber, der gerade noch mit ein paar Ästen seiner Krone die jenseitige Böschung erreicht. Man muß oft staunen, mit welcher Sicherheit die Träger mit ihren schweren Lasten auf dem Kopfe solche Hindernisse nehmen. Manchmal kann man ihnen helfen, indem man ein Seil über den Fluß spannt, an dem sie sich durchs Wasser entlang tasten. Das Schwierigste ist es, das Reittier über solche Gießbäche zu bringen. Da wird stundenlang nach einer passenden Stelle gesucht, und schließlich gibt es doch eine halsbrecherische Balgerei mit der Strömung und dem geängstigten Tiere.

Es kommt aber vor, daß alle Mittel versagen und nur noch eins übrigbleibt: abwarten. Oft kommen nämlich nach heftigen Regengüssen die Wassermassen mit einem Male vom Gebirge heruntergepoltert, nehmen Brücken, Blöcke, Baumstämme in ihrem unwiderstehlichen Anprall mit und sind nach einigen Stunden oder Tagen verlaufen. Sonst ganz harmlose Flüßchen können so für kürzere oder längere Zeit jeden Verkehr völlig aufheben. Da stauen sich dann die Karawanen an seinen Ufern, und auf den Stationen wartet man tagelang auf die Post oder auf die Butter.

In tieferen Lagen verwandeln sich ganze Landschaften in Sumpf und Morast. Die Straßen, auf denen sonst die Burenwagen fahren, sind unpassierbare Schlammbahnen. Meilenweite Seen entstehen, wo sich einen Monat zuvor noch die Erdkruste vor Dürre spaltete, und die Karawane platscht stundenlang bis an die Knöchel oder bis an die Knie im Wasser.

Trockenzeit ist Jagdzeit. Das Steppenwild schart sich in großen Herden zusammen und zieht nach den Wasserstellen. Auf weite Entfernung sieht man die Tiere auf den verkohlten Flächen

stehen, wo sie die feinen Hälmchen des nachwachsenden Grases äsen. In der Regenzeit zerstreuen sie sich über das ganze Land, da sie überall Wasser und Äsung finden. Außerdem ist das Gras so hoch und dicht, daß Antilopen, ja Elefanten darin verschwinden. Mit der Jagd ist es da vorbei.

Um so mehr hat der Naturfreund Gelegenheit, sein Augenmerk auf die Schönheiten des kleinen Tierlebens zu richten. Entzückend sind die Schmetterlinge. Irgendwo am Wegrande sitzen einige hundert Falter aller Farben und Größen auf engem Raume zu einem prachtvollen Bukett vereinigt. Wie ein bunter Feuerwerkszauber stieben sie beim Nahen des Menschen auf. Und die Vögel! Man hört manchmal daheim, die afrikanischen Vögel sängen nicht. Ich kann das nicht bestätigen. Vom frühen Morgen an erfüllt ihr vielstimmiges Konzert den Busch. Besonders Duette hört man häufig. Das Männchen beginnt eine melodiöse Strophe, das Weibchen setzt sie so genau und harmonisch fort, daß ich erst nach Monaten durch einen Zufall entdeckte, daß es sich um zwei verschiedene Sänger handelte. Ein sehr häufiger, kuckucksartiger Vogel läßt ein glasglockenreines „Du Du Du" ertönen. Das Weibchen pfeift dazu eine Quart höher „Tü". Und aus diesen Tönen setzt das Pärchen die anmutigsten Zwiegesänge zusammen.

Von großer Mannigfaltigkeit sind die Wohlgerüche der Steppe und des Busches um diese Zeit. Fast jede Pflanze strömt ihren eigenartigen, würzigen Duft aus. Folgt auf Regengüsse Sonnenglut, so fluten schwere, schwüle Duftwogen über den Busch, fremdartig, oft geradezu berauschend. Noch in der Erinnerung leben diese starken Würzgerüche als das eigentliche Aroma der afrikanischen Regenzeit.

An die hundert Kilometer Steppenland trennen den Kilimandjaro von seinem ungleichen Bruder, dem Meru. Auch dieser einst vulkanische Riese blickt auf ein werdendes Städtchen nieder, das sich in wundervoller, gesunder Höhenlage zu seinen Füßen schmiegt. Aruscha steckte noch ganz in den Kinderschuhen wie Neu-Moschi, alles war neu, unfertig, auf Zuwachs berechnet und befand sich bis zum Kriege in flotter, verheißungsvoller Entwicklung.

Das Land um den Meru war nicht minder dicht von Weißen besiedelt als um den Kilimandjaro, nur überwog die Viehfarm den Pflanzungsbetrieb.

Merkwürdigerweise hatte auch der stürmische Aufschwung unseres Kolonialwesens im letzten Friedensjahrzehnt noch immer nicht ganz im deutschen Vaterlande mit den Leutchen aufgeräumt, die das Spießbürgerwort „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" für der Weisheit letzten Schluß halten und in jedem, der nach Afrika geht, einen Abenteurer wittern oder einen Menschen mit einem dunkeln Punkt in der Vergangenheit, günstigenfalls den Helden eines tragisch endenden Romans. Ein Ritt rings um den Meru würde solchem Stubenhockeraberglauben rasch heimgeleuchtet haben. Das deutsche Volk hatte von allen seinen Kräften, aus allen Stämmen und Schichten das Material geliefert, aus dem sich draußen im Ringen mit einer reichen und doch so

spröden Natur die Charakterköpfe unserer Afrikaner entwickelten.

Da saß der alte Schutztruppenoffizier neben dem Schutztruppenunteroffizier. Sie hatten sich, als ihre Zeit um war, nicht losreißen können von dem verwünschten geliebten Affenlande, das sie einst miterobert und befriedet hatten. Nun rackerten sie sich, statt einen behaglichen Ruhestand in der Heimat zu genießen, auf ihren Farmen ab und nutzten ihre Afrikaerfahrungen weiter zum Segen der Kolonie. Marineoffiziere, die nach einem reichen Seemannsleben keine Lust mehr hatten, sich in die Enge der heimischen Verhältnisse zu fügen, suchten und fanden hier Gelegenheit zu großzügiger, schöpferischer Betätigung.

Vor seinem Blockhause grüßte mich der oberbayerische Bergbauer, der langbärtige Hüne mit den Adleraugen, die Pfeife im Mundwinkel, seine prächtigen Buben zur Seite. Ihm war daheim das Weib gestorben, da hatte ihn der Wandertrieb gepackt, nun wollte er's „da heroben derzwingen". Sein goldenes Lachen hatte er wiedergefunden. — Weiter oben im Urwalde hauste sein Nachbar, ein stilles, altes Männchen. Als Jüngling war er, ein norddeutscher Bauernsohn, nach der Neuen Welt ausgewandert, und als er nach einem Menschenalter Frondienst in der Fremde sich so viel verdient hatte, daß er sein eigner Herr war, da hatte er aufgepackt und sich am Meru angekauft. Ein Grab auf deutschem, eigenem Grund unter Urwaldzedern war sein letzter Wunsch. Er ist ihm erfüllt worden.

Nicht ganz klein war die Zahl derer, die aus reiner Kolonialbegeisterung nach Afrika gegangen waren. So mancher deutsche Beamte, Pfarrer, Großkaufmann, der sich nicht mit einem Jahresbeitrag zum Kolonialverein genugtun konnte, hatte seinen Sohn nach einer mehrjährigen Ausbildung auf der Witzenhause-

ner Kolonialschule hinübergeschickt, damit er als Farmer oder Pflanzer tätig mitarbeite an dem Größeren Deutschland. Was für Männer wurden in kurzen Jahren aus diesen Kindern der Studierstuben und Kontore! Sollte man nicht meinen, sie, die in der Jugend gelernt hatten, verfeinerte Ansprüche ans Leben zu stellen, hätten sich da draußen nie glücklich fühlen können? Täglich vor neue Schwierigkeiten gestellt — schuften von früh bis abend —, Ärger und Verdruß aller Art —, keine Zerstreuung außer vielleicht einem Pirschgang, einem nachbarlichen Besuch, einem Stündchen daheim überm Faust —, und doch hab' ich keinen unter ihnen gefunden, der zurückverlangt hätte: Die Mannesluſt des Schaffens wog alles auf.

Andere Bilder: Auf dem Bergsträßchen durch den Urwald nähert sich das Klappern trabender Hufe, Kinderstimmen klingen dazwischen. Hurra, da kommen Hänsel und Gretel auf ihren Maskateseln angeschackert, die Schulranzen auf dem Rücken. Der Junge berichtet strahlend, daß Papa heute nacht einen Leoparden in der Falle gefangen hat; darüber hätten sie heute früh fast die Schule vergessen. Sie grüßen artig und eilen auf ihren trappelnden Eseln weiter zur Mission, wo sie mit anderen Kindern aus der Umgegend ihren täglichen Unterricht erhalten. — Der Vater erwartet mich an der Grenze seiner Farm. Wir galoppieren auf seinen schönen Pferden in die Steppe hinaus. Soweit das Auge reicht, ist alles sein, Urwald und See, Busch und Grasland. Antilopen in Unzahl, Büffel und Nashörner hegt er als Standwild in seinen Grenzen; es bleibt noch übergenug Raum für sein Vieh. In der Abenddämmerung sitzen wir auf der Steinbank vor seinem großen Viehhof und sehen zu, wie seine Rinderherden, sein Stolz, von der Weide kommen und in ihr Nachtquartier einrücken. Zwanzig Massaihirten leiten das Ganze wie

eine Armee und halten strenge Ordnung in den andrängenden Trupps der Bullen, Kühe, Färsen und Kälber. Der Oberhirt, ein Prachtkerl von Massai, steht am Tore, zählt und prüft jedes Stück. Dann geht das Melken an. Jeder Hirt ruft laut den Namen einer Kuh. Die Gerufene scheint nur auf die Stimme ihres Hirten gewartet zu haben. Sie drängt sich, so verwunderlich es klingt, augenblicklich aus der großen Herde heraus und kommt auf ihn zu. Er holt ihr Kalb, das er natürlich ebenso genau kennt, aus dem Kälberkral, legt es der Mutter für einen Augenblick ans Euter und melkt dann in Gegenwart des Kalbes weiter. Auf breiten Parkwegen durch den Urwald kehrten wir nach seinem Herrenhofe zurück, und als die Gläser zusammenklangen, erklärte er, nicht für ein pommersches Rittergut gäbe er seinen jungen afrikanischen Besitz her. –

Ähnliche Worte bekam ich aus dem Munde eines anderen Farmers zu hören. Dem hatten's als Jungen die Indianergeschichten angetan, und als er heranwuchs, litt es ihn nicht in der väterlichen Fabrik, er zog aus, sein Ideal, ein männliches Leben in freier, ursprünglicher Natur, zu verwirklichen. Ganz Amerika durchwanderte er in Nord und Süd, um enttäuscht die Binsenwahrheit einzusehen, daß es dort mit der Lederstrumpfpoesie gründlich vorbei ist. Dann kam er nach Afrika, und hier, am Meru, hatte er die Erfüllung seines Knabentraums gefunden. Es hatte in der Tat etwas von der Prärieromantik Karl Mays, als wir von seiner jungen Farm mit ein paar erprobten Schwarzhäuten zur Jagd in die von Gnu- und Zebraherden belebte Grassteppe hinausritten.

Die Reihe unserer deutschen Kolonialtypen ließe sich ins Endlose vermehren. Auch das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen trug sein Teil dazu bei. Zwar die schwäbischen Klein-

bauern aus dem russischen Kaukasus kamen nicht recht voran, weil sie, aus allzu engen Verhältnissen hervorgegangen, nicht das nun einmal erforderliche Mindestmaß an Kapital und selbständigem Unternehmungsgeist mitgebracht hatten. Bei ihnen herrschte Armut und Verdrossenheit, und nie verstummte ihr Schrei nach der helfenden, stützenden Hand der Regierung. Um so besser stand es um die deutschen Paläſtinenser. Ihnen kamen ihre Erfahrungen in der subtropischen Landwirtschaft der syrischen Küste hier im tropischen Berglande trefflich zustatten. Sie probierten fleißig alles aus. Ihre Weizenfelder und Kartoffeläcker, ihre Obst- und Gemüsegärten waren verheißungsvolle Ansätze dazu, die Weißen im Lande immer mehr von der kostspieligen Einfuhr der gewöhnlichsten Nahrungsmittel unabhängig zu machen.

Selbstverständlich fehlte es auch unter den Deutschen nicht an traurigen Bildern des Mißerfolgs. Mangel an Selbstzucht und Willenskraft, Alkohol, Krankheit, Geldnot und anderes Mißgeschick ließen manche Existenz rasch und jämmerlich zusammenbrechen und schufen Raum für nachdrängende, tüchtigere Elemente. Mancher auch fristete jahrelang im Schatten übler Nachrede ein dunkles Dasein, man wußte nicht recht wovon. Das sind Erscheinungen, die im Bilde keines Neulandes fehlen. Sie bildeten in Deutsch-Ostafrika verschwindende Ausnahmen.

Fast durchweg waren es scharfumrissene Charaktergestalten, denen man begegnete. Herdenmenschen sind selten in Afrika, schon weil es keine Menschenherden gibt. Es ist ein Land der Originale. Aus der gedämpften Helle Europas in die Lichtfülle der tropischen Sonne versetzt, leuchtet jeder Gegenstand farbiger und wirft schärfere, tiefere Schatten. So prägen sich auch die Wesenszüge der Menschen — im Guten wie im Bösen — dort

draußen sehr bald bestimmter und urwüchsiger aus und fügen sich oft zu Gesamtbildern von knorriger Eigenart.

Daß aber Eigenart nicht allzusehr in Rauheit und Eigenbrötelei ausschläge, dafür sorgte im ganzen der Einfluß der Frauen. Schon lebten Hunderte von deutschen Hausfrauen auf den Pflanzungen und Farmen Ostafrikas, ganz besonders in den gesunden Hochländern von Usambara, am Kilimandjaro und am Meru. Ihre Schwestern im Vaterlande machen sich kaum eine Vorstellung davon, was die Farmersfrau im Busch entbehren muß, und was von ihr gefordert wird. Nur warmherzige, glückliche Frauen, gesund an Leib und Seele, tapfere, unverdrossene, unverwüstliche Naturen gehören dort hinaus als die Kameraden der Kolonisten. Ihr Leben ist Kriegsdienst auch im tiefsten Frieden. Aber wenn sie für draußen geeignet sind, so blüht ihnen auch eine Befriedigung wie nur wenigen Frauen im Schoße der heutigen europäischen Kultur. Selbst ein bescheidener afrikanischer Haushalt mit Landwirtschaft, Vieh und schwarzem Gesinde ist ein kleiner Staat für sich, dessen Leitung viel Umsicht, Findigkeit und Willenskraft erfordert. Welche Lust ist es da für eine rührige Frau, um die Wette mit ihrem Gatten, für das Gedeihen ihres kleinen Königreichs zu wirken. Ist der Hausherr krank oder auf Reisen, so liegt oft wochenlang der ganze Wirtschaftsbetrieb, der ganze Ärger mit dem schwarzen Arbeitervolk allein auf den Schultern der Frau. Das Gefühl der Einsamkeit und Ratlosigkeit darf sie nie übermannen. Pflichttreue muß ihr ganzes Wesen sein. Dafür weiß sie aber auch, was sie getan hat, wenn sie sich abends zur Ruhe niederlegt, und sieht die Früchte ihrer Arbeit unter ihren Händen sich von Monat zu Monat mehren. Zugleich wachsen ihr mit der Größe der Aufgaben ihre Kräfte. Ich habe manches Frauchen,

dem es daheim niemand zugetraut hätte, dort draußen Bewundernswertes leisten sehen.

Das Köstlichste aber ist die Atmosphäre von anheimelnder Behaglichkeit, die jede rechte Hausfrau um sich zu verbreiten weiß. Der Junggeselle wird draußen im Busch nur allzuleicht ein wenig zum Hinterwäldler und verliert unmerklich den Sinn für die nette, zivilisierte Aufmachung des Lebens, die uns in der Heimat selbstverständlich ist und die mit tausenderlei unwägbaren Dingen stündlich auf unsere Gemütsverfassung zurückwirkt. Wo die deutsche Frau das Haus bestellt, da kann der gefährliche Keim der Verwilderung nicht gedeihen, da ist die Herrschaft deutscher Sitte begründet. Wie viele Inseln deutscher Häuslichkeit waren so von tüchtigen, sonnigen Frauen draußen geschaffen worden. Ihr wohltuender Einfluß machte sich bisweilen weit über die Grenzen der Besitzung hinaus geltend.

Erobern und kolonisieren wird immer Männersache bleiben. Wo es aber gilt, das Neuland zur Heimat zu machen, da darf die Mitarbeit der Frau nicht fehlen.

Es wurde schon früher angedeutet, welche harten Prüfungen während des Krieges auch den deutschen Frauen draußen auferlegt wurden. Fast alle waren jahrelang von ihren Männern getrennt, ohne ein Sterbenswort von ihnen zu hören. Allein auf ihren Besitzungen sich durchquälend oder in Sammellager verpflanzt, harrten sie aus bis zur letzten fürchterlichsten Enttäuschung. Und doch, so viele ihrer ich auch gefragt habe, als sie nach Friedensschluß Transport auf Transport in Deutschland eintrafen, nicht eine war unter ihnen, die nicht ohne Besinnen geantwortet hätte: „Wenn ich nur könnte, noch heute kehrte ich nach Afrika zurück."

ASKARIS

In Aruscha lag eine der dreizehn Feldkompanien der Schutztruppe in Garnison. Außerdem gab es im Bezirk die schon erwähnten Polizeiaskaris, die meist aus der Schutztruppe hervorgegangen waren.

Oh, diese drahtigen, schwarzen Gesellen, wie gerne bin ich mit ihnen durch die Wildnis gezogen! Ihre kalte Verachtung der Gefahr und ihre übermütige Tatenlust hab' ich manches Mal erprobt, wenn wir dem Löwen oder dem Nashorn gegenüberstanden oder der Schweißfährte des angeschossenen Büffels folgten. — Für sie stand es fest: es gibt nichts Schöneres auf Erden als Soldat sein, im Khakirock des deutschen Kaisers, den Tarbusch mit dem fliegenden Adler auf der Stirn. Mit welcher Geringschätzung blickten sie auf ihre Stammesgenossen herab, die drüben bei der englischen Truppe Dienste genommen hatten, aber nach ihrer Meinung gegen sie nur halbe Soldaten waren. Niemand in Afrika trug den Kopf höher als der deutsche Askari. Sorglos und guter Laune waren sie meist und immer willig. Man hört oft sagen, auf Schwarze sei nie Verlaß. Jussuffiri, Karunde, Salimu, hört ihr's? Wir wissen es besser. Wer euer Herz gewonnen hat, wer euch zu nehmen und zu führen weiß, für den geht ihr ebenso durchs Feuer wie der blondeste Germane. Das verstand sich schon zu Wissmanns Zeiten von selbst. Als die kaum erst gegründete Schutztruppe beim Sturm auf das Bu-

schirilager ihre Feuertaufe erhalten hatte, belobte Wissmann seine schwarzen Kompanien wegen ihrer glänzenden Tapferkeit. Da trat ein alter Sudanese vor, der schon unter englischen und ägyptischen Fahnen gekämpft hatte, und erklärte: „Es ist nicht schwer, tapfer zu sein, wenn man von deutschen Offizieren geführt wird." So war der Geist unserer Schutztruppe geblieben. Jeder Leutnant wußte und fühlte das. Der Krieg hat's tausendfältig bestätigt.

Unter den Askaris gehörte es zum guten Ton, Mohammedaner zu sein. Der Islam liegt dem Neger. Die ihm angeborene Gleichgültigkeit vertieft sich darin zum überzeugten Fatalismus. — Eines Nachts ritt ich in Gesellschaft eines Naturforschers an der Spitze meiner Karawane, zwischen Aruscha und Moschi, durch ein waldiges Hügelland. Den Askari Nderema hatte ich eine Stunde früher allein vorausgeschickt, um im nächsten Lager Verpflegung bereitzustellen. Der Himmel war mit Wolken bedeckt. Es war stichdunkel, etwa drei Stunden vor Sonnenaufgang. Ich erzählte gerade meinem Reisegenossen die gruseligsten Löwengeschichten, die sich in dieser Gegend zugetragen hatten. Da taucht vor uns am Wege ein kleines Feuer auf. Wie wir herankommen, springt der vorausgesandte Askari in den Lichtschein, knallt die Hacken zusammen und schnarrt, Gewehr bei Fuß, seine Meldung: „Soldat Nderema zur Stelle. Bin hier von fünf Löwen angegriffen worden. Einen hab' ich erschossen. Hier liegt er." Wahrhaftig, da lag eine starke Löwin im Grase. Die Träger setzten ihre Lasten ab und drängten sich klappernd vor Angst zusammen. Meine übrigen Askaris beglückwünschten ihren Kameraden und begannen die Löwin abzubalgen. Unterdessen mußte Nderema ausführlich erzählen.

Schon auf dem ganzen Wege vom Lager bis hierher hatte er Löwen brüllen hören. Ein richtiger Askari läßt sich dadurch nicht

imponieren. Wozu hat er ſeinen beſten Freund, das Dienſtgewehr Modell 71, bei ſich! Plötzlich ſtehen drei Löwen vor ihm. Er zieht ſich rückwärts ſchreitend langſam ein paar Schritt zurück und überlegt. In ihm kämpft der Naturmenſch mit dem Askari. Ausreißen? Auf einen Baum klettern? Ich, ein „Mann der Regierung"! Nein! Wie ſollte ich dann meinem Herrn wieder unter die Augen treten! Alſo ſchießen. Schwaches Mondlicht ſchimmert durch die Wolken. Nderema hebt das Gewehr. Aber es iſt unmöglich, zu zielen. Alſo näher heran, wieder auf fünfzehn Schritt. Donnerwetter, jetzt ſind es ja fünf Löwen. Die vorderſten zwei liegen zum Sprunge geduckt und knurren unheildrohend. Ihre Augen leuchten im Dunkeln. Nderema hat nur eine Kugel im Lauf. Die muß ſitzen. Er kniet nieder, zielt lange und drückt ab. Eine der Beſtien fliegt ſeitwärts ins Gras und ſchlägt verreckend mit den Pranken. Die übrigen hat die Nacht verſchluckt. Der Schuß ſaß dicht überm linken Auge.

Nderema glühte noch von seinem Erlebnis. „Sag mal, hast du dich gar nicht gefürchtet?" fragte ich ihn. Seine Antwort hätte dem Propheten Ehre gemacht: „Gott hat mir nur einen Sterbetag geschrieben, nicht zwei oder drei. Hat Gott geschrieben, ich soll morgen sterben, so kann mir heute der Löwe nichts tun." Der alte Karunde aus Usukuma, der dem Glauben seiner Väter treu geblieben war, fügte die tiefsinnige Betrachtung hinzu: „Gott sprach: Sieh mal, du bist hier ganz allein, und dort sind fünf Löwen. Ich will dir helfen. Deine Kugel soll treffen. Wären wir alle zusammengewesen, wir hätten alle zusammen vorbeigeschossen. Aber ein einzelner Mann schießt nicht vorbei." Wie wir noch so sprachen, erhoben sich, eine nach der anderen, im Umkreise vier gewaltige Stimmen und steigerten sich gegenseitig im Wechselgebrüll: „Uuach! Uuuuach! Uch, uch, uch! – Uch, uch! – Och!" eine wütende Totenklage um die erschossene Königin. Meine Askaris fieberten vor Abenteuerlust. Sofort meldeten sich alle freiwillig, mit mir auf die Stelle zuzugehen, wo der tiefste Baß rohrte. Aber es war umsonst. Zwei Stunden lang brüllte uns der Alte aus dem pechschwarzen Dickicht an, beim ersten Büchsenlicht verschwand er wie ein nächtlicher Spuk.

Ein einziges Mal habe ich die Unerschrockenheit meiner Leibaskaris in die Brüche gehen sehen. Das war im Goldbergwerk von Sekenke. Erst hatten sie alle um die Erlaubnis gebettelt, mit einzufahren. Ihre Neugier war groß, die Geheimnisse der Goldgrube mit eigenen Augen zu sehen. Man mußte auf Leitern in einem engen Schacht in die Tiefe steigen. Ich tappte mit der Grubenlaterne voraus. Die Askaris folgten. Die Leiter war wacklig und glitschig. Wie ich beim ersten Absatz aufblickte, sah ich gerade noch vom letzten die gamaschenumwickelten dünnen Beine mit schlotternden Knien aufwärts klettern und verschwin-

den. Als ich nach Besichtigung des Werks selber wieder ans Tageslicht kam, waren meine Helden sehr betreten. Endlich fand Karunde die Sprache wieder und hielt folgende Entschuldigungsrede: „Vom Feind erschossen zu werden, ist eines Mannes würdig. Vom Nashorn zertrampelt zu werden, ist eines Mannes würdig. Vom Löwen gefressen zu werden, ist eines Mannes würdig. Aber in dem schwarzen Loche von der Leiter zu fallen und den Hals zu brechen, großer Herr, ist das vielleicht eines Mannes würdig?"

Eines Tages bekamen wir hohen Besuch. Prinz Leopold von Bayern, den ich wenige Jahre später in Rußland als Generalfeldmarschall und Oberbefehlshaber der Ostfront wiedersehen sollte, durchstreifte auf einer Jagdreise den Bezirk. Ihm zu Ehren veranstaltete die Kompanie von Aruscha eine Felddienstübung. Eine Anzahl Askaris hatten den Feind darzustellen. Sie vertauschten die Uniform mit dem Kriegsschmuck eines wilden Negerstammes und belagerten unter fürchterlichem Gebrüll eine Missionsstation, die nur von wenigen Leuten verteidigt wurde. Der Rest der Kompanie eilte zum Entsatz herbei, griff die Rebellen mit Hurra an und zerstreute sie. So und ähnlich dachte man sich ja damals überhaupt die alleinige Verwendung der Schutztruppe.

Wie viele von euch braven Kerls haben seitdem auf ihren heimatlichen Schlachtfeldern ihr Blut für Deutschland hingegeben. Vom kategorischen Imperativ hatte keiner von euch eine Ahnung. An Gelegenheit, die Deutschen in ihrer schweren Bedrängnis im Stich zu lassen und mit dem übermächtigen Feinde zu gehen, hat's nicht gefehlt. Aber ihr habt die deutsche Sache zu eurer eigenen Sache gemacht und habt der ganzen Welt bewiesen, daß man auch als schwarzer Mann freudig für die deutschen Farben in den Tod gehen kann. Das wollen wir euch nicht vergessen.

Durch die feierliche Stille der Steppe klingt ein fremder Lärm. Peitschen knallen. Räder knarzen und kreischen. Heisere Männerstimmen brüllen: „He! Osse! Osse! He!" Jetzt taucht es aus der wallenden Staubwolke auf: riesige Planwagen kommen in langem Zuge dahergeschwankt, jeder von sechs, acht bis zwölf Paar Ochsen gezogen. Eine Burenkarawane.

Man kann sich das Steppenland im Norden des Schutzgebiets gar nicht mehr ohne den Burenwagen denken. Der ganze Güterverkehr von den Farmen tief im Innern des Landes nach der Eisenbahn und umgekehrt wird von den Burenwagen besorgt. Durch Gras und Dornbusch, durch Flüsse und über Felsgeröll rumpeln die Wagenungetüme in wochenlangen Reisen Hunderte von Kilometern durchs Land. Wo sie oft genug gefahren sind, entsteht die „Padd", die afrikanische Landstraße. Verschlossen sind ihnen nur solche Gegenden, wo die Tsetsefliege schwärmt, die mächtigste Feindin aller Kulturentwicklung in Afrika, deren Stich dem Zugvieh die tödliche Tsetsekrankheit beibringt. In solchem Gebiet bleibt die urafrikanische Trägerkarawane das einzige Verkehrsmittel, bis Eisenbahn und Automobil ihren Weg dorthin gefunden haben.

Den Ochsenwagen eingeführt zu haben, war die wertvollste Kulturleistung, die wir den Buren in unserem Schutzgebiet dankten. Sie haben ihn aus ihrer südafrikanischen Heimat mit-

gebracht. Nach dem Burenkriege sind sie in Scharen aus dem Transvaal und dem Oranjefreistaat nach Deutsch-Ostafrika ausgewandert. Als erfahrene Praktiker afrikanischer Wirtschaftsweise willkommen geheißen, wurden sie hauptsächlich an den Steppenflüssen um den Meru angesiedelt, wo sie ähnliche Lebensbedingungen fanden wie in ihrer Heimat. Freiheit suchten sie hier, Freiheit vom englischen Joch. Aber darüber hinaus die Freiheit, die der Bur meint, die Freiheit Abrahams im Gelobten Lande. Des Buren Traum ist, unabhängig von jeder strafferen Staatsgewalt, nur gebunden durch die altbäuerische Sitte und den strammen Bibelglauben der Väter, Alleinherr der Steppe zu sein, soweit der Ochse treckt und die Büchse reicht. Schwer fällt es ihm, sich einem geordneten Staatsganzen einzufügen, wo dem einzelnen Pflichten und Beschränkungen zum Wohle der Allgemeinheit auferlegt werden müssen.

Viele der Einwanderer sind denn auch bald wieder von der Bildfläche verschwunden, nachdem sie in dem einst gewaltigen Großwildreichtum jener Gegenden haben aufräumen helfen. Die Mehrzahl ist seßhaft geworden und hatte angefangen, sich in die Verhältnisse einer deutschen Kolonie einzugewöhnen. Allerdings ohne einen Fußbreit ihres Burentums preiszugeben, das wie ein stehengebliebener Rest einer längst versunkenen Kulturperiode anmutete. Alter Groll gegen England lebte noch in manchem fort, und noch kurz vor dem Kriege wurde mit Fingern auf solche gezeigt, die im Freiheitskampfe ihres Volkes mit dem Landesfeinde gegangen waren. Und doch bezeichneten sich die Gebildeteren mit Vorliebe als britische Untertanen und versuchten gern, natürlich erfolglos, sich der deutschen Behörde gegenüber der englischen Sprache zu bedienen.

Bei den Buren hat alles einen ausgesprochenen, zäh bewahr-

ten nationalburischen Anstrich. Ihre Höfe, die stundenweit auseinanderliegen, sind echte Bauernhöfe, ihre Stuben echte altholländische Bauernstuben. Mag die Klitsche sonst noch so jämmerlich sein, nie fehlt ein Gärtchen mit Blumenbeeten vorm Hause. Auf diesen Höfen sitzen Familien von alttestamentlicher Kopfzahl. Drei Generationen sind fast immer vertreten: Die Alten knorrige Erscheinungen wie aus alten Bibelholzschnitten; die Jüngeren ein derbes, handfestes Geschlecht mit tiefgebräunten Gesichtern; dazu ein weizenblonder, pfirsichbackiger Enkelsegen, wie man seinesgleichen suchen muß. Schwiegersöhne und Anverwandte werden als „Beiwohner" mit durchgefüttert; man fragt sich oft, wie das kleine Anwesen eine solche Menge Menschen ernähren kann.

Die Männer pflegen nicht Khaki zu tragen wie sonst die Weißen in Afrika, sondern sind wie europäische Bauern gekleidet. Die Frauen, in Rubensscher Leibesfülle prangend, schmücken sich mit der unförmigen Holländerhaube. Selbst das schwarze Gesinde, die „Kaffern", haben einen Stich ins Burische bekommen, tragen die abgelegten Hosen und Röcke ihres „Bas" und kauderwelschen Holländisch mit ihrer Herrschaft und mit ihren Ochsen.

Kleinfarmer sind die meisten, und zwar auf einer sehr niedrigen Stufe der Lebenshaltung. Ich stelle mir vor, daß es bei unseren deutschen Bauern im Mittelalter etwa so einfach und rauh zugegangen sein mag wie bei diesen kleinen Buren. Die Eingeborenen machten einen großen Unterschied zwischen Buren und Deutschen. „Sie haben keine hübsche Art zu essen", sagte mir mal ein Schwarzer. „Wenn sie auf Reisen gehen, haben sie keine Küchenlast mit Tellern, Messer und Gabel, sie essen auf ihren Wagen oder im Grase, nicht wie du, sondern wie wir." Das

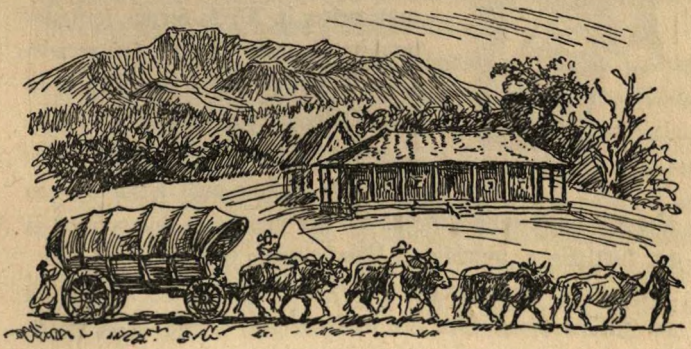
rastlose Streben nach vorwärts, das fast alle Deutschen im Lande, auch die ärmsten und einfachsten, kennzeichnete, ist der schwerfälligen Sinnesart dieser Kleinbauern fremd. Feld und Weidevieh liefern ihnen das Nötigste zum Leben, mit Frachtfahren verdienen sie sich das erforderliche Bargeld. Es gibt aber auch einige reichere Höfe, wo der Anfang gemacht war, mit planmäßiger Rinder-, Pferde- und Straußenzucht höhere Kulturarbeit zu leisten.

Die Jagd ist die nationale Leidenschaft der Buren. Das steckt ihnen im Blut. Nur haben sie leider keinen Begriff von dem, was der deutsche Weidmann unter Weidgerechtigkeit versteht. Wo der Bur jagen kann wie er will, da ist dem Wildstande das Todesurteil gesprochen. Aber niemand kennt das Wild so wie sie. Die „wilden Tiere" aus Ostafrika in den Zoologischen Gärten der ganzen Welt sind großenteils von Buren gefangen worden. Am Meru wohnte ein vortrefflicher alter Schafzüchter, der den Tierfang als Nebenerwerb betrieb. Wie er's schilderte, ist es ein tolles Geschäft, zu dem ein ganzer Mann gehört, auch wenn sich's nicht um wehrhaftes Wild handelt. Tage zuvor wird der Standort eines Rudels, sagen wir Giraffen, ausgemacht. Dann ziehen der Jäger und seine Gehilfen mit dem Ochsenwagen hinaus. Er selbst reitet auf einem ruhigen, schnellen Pferde zunächst im Schritt, dann im scharfen Trabe auf das Rudel zu. In der Hand hat er einen langen Stab, an dessen Spitze eine Schlinge befestigt ist. Das Wild fürchtet, wie ja auch unser deutsches Wild, den Reiter weniger als den Fußgänger. Meist läßt es ihn bis auf wenige hundert Meter herankommen, bis es flüchtig wird. Jetzt geht die Hatz los, was die Riemen halten. Wehe, wenn der Gaul sich auf dem oft abscheulich unebenen Steppenboden vertritt. In wenigen Minuten muß die Sache erledigt

sein. Die jüngeren Tiere bleiben hinter den älteren zurück. Der Jäger preſcht an eins von ihnen heran und legt ihm, in windender Fahrt neben ihm herraſend, langſam die Schlinge um den Hals. Nun ein Ruck! Herunter vom Gaul, das Tier wird gepackt, gebunden, narkotiſiert, in Decken gewickelt und auf den Wagen geladen. Wenn es wieder zu ſich kommt, iſt es bereits im ſicheren Kraal. Die nächſten Stunden oder Tage entſcheiden darüber, ob es infolge der wahnwitzigen Flucht und Aufregung an Herz- oder Lungenſchlag eingeht oder mit dem nächſten Sammeltransport, von Maſſaihirten geleitet, den Marſch zur Bahnſtation antritt. —

Licht und Schatten wechſeln ab, wenn man verſucht, ein Bild der Burenkolonien Oſtafrikas zu zeichnen. Ihr ſtärkſter Zug war unſtreitig ihr vorbildlicher nationaler Zuſammenhalt. Soweit ihre Siedlungen auch über das Land zerſtreut waren, ſo hart ihre Dickköpfe bisweilen zuſammenſtießen, für den Außenſtehenden bildete dieſes rauhe, ungefüge Volk eine einzige, geſchloſſene Familie wie das auserwählte Volk Iſrael, mit dem ſie ſich gern vergleichen. Die wenigen deutſchen Farmer, die, weit voneinander getrennt und ziemlich iſoliert, ſich zwiſchen ihnen angeſiedelt hatten und durch Vorwärtsſtreben und Vorwärtskommen augenfällig von ihnen abſtachen, waren ihnen meiſt ein Dorn im Auge. Dieſe Deutſchen ſtanden ſich nicht gerade ſchlecht mit ihren Nachbarn, denn die Buren brauchten ſie. Jeder Deutſche war der Advokat ſeiner umſitzenden buriſchen Klientel, half ihr Schriftſtücke namentlich im Verkehr mit den Behörden aufſetzen und lernte dafür von den erfahrenen Praktikern der afrikaniſchen Viehzucht allerhand für die eigene Wirtſchaftsführung. Aber das Gefühl einer tiefen Weſensverſchiedenheit, das immer wache Mißtrauen der Rückſtändigen gegenüber den höher Kultivierten,

ſchloß ein engeres Verhältnis faſt überall aus. Wechſelſeitige Heiraten kamen nur ganz ſelten vor. So war es ganz ausgeſchloſſen, daß der einzelne Bur oder das heranwachſende Geſchlecht in dem ſie umgebenden Deutſchtum des Schutzgebiets aufging. Nur die allerübelſten Elemente konnten nicht darauf rechnen, einen Rückhalt an dieſer patriarchaliſchen Familie zu finden; da konnte es ſogar vorkommen, daß die Buren ſelbſt anregten, einen gemeingefährlichen Tunichtgut ihres Stammes aus dem Lande auszuweiſen. „Denn ſiehſt du, Edler, Achtbarer", erklärte ein beſorgter Vater in öffentlicher Gerichtsſitzung, nachdem ſein Sohn eben mit knapper Not freigeſprochen worden war, „ein Böſer verdirbt alle Guten. Habe ich eine Kanne mit friſchem Waſſer und ein Glas mit fauligem Waſſer und ſchütte ſie zuſammen, was habe ich dann? Eine Kanne voll fauligen Waſſers. Ärgert dich aber eins deiner Glieder, ſo iſt es beſſer, du reißt es aus und wirfſt es von dir."



MASSAI

Mancher, der Afrika nicht kennt, denkt: Schwarzer ist Schwarzer, einer gleicht dem anderen, und all die wimmelnden Eingeborenenvölker haben geschichtslos und gleichförmig dahinvegetiert, bis die ersten Strahlen europäischen Lichts den dunkeln Erdteil trafen. Betritt man dann zum ersten Male afrikanischen Boden, so wundert man sich, wie rasch man lernt, die einzelnen schwarzen Menschen, mit denen man zu tun hat, nach ihren Gesichtszügen und ihren persönlichen Eigenschaften zu unterscheiden. Und kommt man weiter in Afrika herum, so staunt man immer mehr über die fast verwirrende Mannigfaltigkeit von Stämmen und Völkern eigenartigster Prägung. Eigenart besitzen heißt aber immer eine Geschichte haben, auch wenn sie von niemand aufgezeichnet ist und sich nur verworren und verzerrt in der kurzlebigen, mündlichen Überlieferung spiegelt.

Eines der merkwürdigsten Völker Ostafrikas sind die Massai am Kilimandjaro. Mit der wollhaarigen, wulstlippigen Rasse

der Bantuneger, die die Hauptmasse der Bevölkerung Mittelafrikas bilden, hat dieses stolze Hirten- und Kriegervolk nichts zu tun. Ihre Urheimat ist nördlicher zu suchen; in den Ländern des Nils oder noch weiter, in Arabien, der Urheimat Abrahams. In ferner Vergangenheit begannen sie, sich südwärts in Bewegung zu setzen, eine afrikanische Völkerwanderung. Sie brachten alles mit, was ihre Stärke und Eigenart ausmachte, ihre riesigen Herden von Buckelrindern, ihre langen Speere, ihre einzigartige Verfassung, den Glauben an einen Gott und den Hochmut eines auserwählten Herrenvolkes.

In drei Wellen überflutete ihr Völkerstrom die Grasländer Äquatorial-Ostafrikas, der Schrecken und die Bewunderung der Bantuneger. Gegen diese wilden Eindringlinge waren sie machtlos. Gott hat die Rinder für seine Söhne, die Massai, geschaffen, so lehrt die Massaimutter ihre Knaben. Aber er schuf ihrer zu viel, die Heimat der Massai faßte ihre Menge nicht. Da gab er einen Teil der Rinder den anderen Völkern der Erde zu Lehen. Nun findet der Massai, wohin er auch wandert, in den Händen der Barbaren das ihm von Gott bestimmte Eigentum. Es ist kein Raub, es ist sein heiligstes Recht, Besitz davon zu ergreifen, wo er es antrifft. Mit seinem gefürchteten Speer vollstreckt er den Willen seines göttlichen Vaters.

Die drei Wellen der Massaiflut fanden jede ihr besonderes Schicksal. Der erste Schub verlor durch Seuchen seinen Viehbesitz und damit alles. Unfähig, in den Bantuvölkern aufzugehen oder ihre seßhafte Lebensweise anzunehmen, sanken sie von der Höhe ihres Herrentums auf die niedrigste Stufe herab. Das sind die Wandorobbo, die elendesten, heruntergekommensten Menschen in Ostafrika. Als schweifende Jäger führen die wenigen, die es noch gibt, selber dem Wilde gleich, ein verstecktes

Leben im Busch. Statt des ehrlichen Speeres ist der heimtückische Giftpfeil ihre Waffe. Haben sie selbst kein Jagdglück, so schleichen sie dem Löwen nach, um sich von den Resten seines Fraßes zu sättigen. In den Dörfern der Neger lungern sie bettelnd und bieten wilden Honig zum Tausch gegen andere Lebensmittel an. Ein Zufall ließ mich einmal auf der Jagd einen Schlupfwinkel der Wandorobbo entdecken. Mitten im Dornbusch, an einer ganz unauffindbaren Stelle lag ein Hümpel winziger Grashütten, selbst auf zwanzig Schritt Entfernung kaum vom Gebüsch zu unterscheiden. Aus ihren Lücken und Spalten quoll der Rauch des Feuers. Es war das Kläglichste, was ich je an menschlichen Behausungen gesehen habe. Aber die für die Massai charakteristische Bauform war auch in diesen erbärmlichen Hütten erhalten.

Der nächste Trupp der Massaieinwanderung schuf sich ein besseres Los. Auch ihren Viehreichtum raffte die Pest dahin. Aber sie bequemten sich zum Ackerbau und vermischten sich allmählich mit den einheimischen Stämmen. Als Wakuafi bekannt, betonen sie immer noch mit Stolz, reinblütige Massai zu sein, der Unterschied sei nur der, daß die anderen bloß Rinder weideten, während sie außerdem jede Art von Feldfrüchten zu bauen verständen.

Endlich die dritte Sturmwelle, die eigentlichen Massai, hatte eben ihr Schreckensregiment in den weiten Ebenen des Kilimandjarogebiets aufgerichtet, da besetzten die Deutschen und Engländer das Land. Das herrische Nomadenvolk sah sich binnen kurzem von überlegenen Gewalten in eine deutsche und eine englische Hälfte auseinandergerissen, aus einem Teil ihrer Weidegründe verdrängt und in große Reservate eingeschlossen. Dort leben sie mit ihrem nach Hunderttausenden zählenden Viehbesitz,

zäh an ihren Stammesüberlieferungen festhaltend und jede freiwillige Anpassung an die veränderten Verhältnisse bisher starrköpfig ablehnend.

Schon ihr Äußeres läßt die Massai als Aristokraten gegenüber den Negervölkern erscheinen. Sie sind prachtvoll gewachsene Menschen, ihre Gesichter sind vielfach auch für europäische Augen sympathisch, mit schmalen Nasen und schmalen Lippen. Ihr Haar verkleben sie mit Lehm zu einer festen Perücke, die am Hinterkopfe in einem kurzen Zopf endet. Die Ohrläppchen sind durchbohrt und zu unglaublicher Länge ausgeweitet, sie hängen mit metallischem Schmuck beschwert, oft bis über die Schultern herunter. Den ganzen Leib, von dem meist nur die eine Seite durch ein Fell oder einen Lappen verhüllt ist, färbt der Massai mit rötlicher Tonerde, und wenn er vollends seinen phantastischen Kriegsschmuck angelegt hat, so erinnert er stark an die Rothäute Nordamerikas.

Die Massaifrau bringt der Mode in ihrer Art nicht minder schwere Opfer an persönlicher Bequemlichkeit als die Frauen so mancher anderen Länder auch. Ihre zierliche Gestalt verschwindet in einer steifen, knatternden Ochsenhaut. Um den Hals trägt sie einen breiten Teller von spiralförmig zusammengedrehtem, dickem Kupferdraht und um die Unterarme hohe, schwere Drahtmanschetten. Man glaubt, eine metallische Parodie auf die spanische Hoftracht zu Velasquez' Zeiten vor sich zu sehen; nur daß die Massaifrau ihre Halskrause und ihre Armpanzer, nachdem sie ihr einmal angenietet sind, bis zu ihrem letzten Stündlein Tag und Nacht nicht wieder ablegen kann.

Mitten in der offenen Grassteppe liegen die Krale. So ein Massaikral ist etwas vollkommen anderes als eine Negeransiedlung. Innerhalb eines riesigen, ringförmigen Dornenwalls, der

das Ganze gegen Raubtiere schützt, stehen gleichmäßig verteilt im Kreise herum ein paar Dutzend längliche, kaum mannshohe Hütten. Sie sind aus Holzgeflecht gebaut, oben rund gewölbt und mit einem harten Bewurf von Rindermist verkleidet, ihr Aussehen erinnert an umgestürzte Pontons. Auf dem großen, runden Platz, den diese Hütten umgeben, lagern nachts die Rinder, und ganz in der Mitte, in einem konzentrischen Dornverhau, wird das Kleinvieh untergebracht. Etwas Einfacheres, Übersichtlicheres und Zweckmäßigeres kann man sich nicht denken. Über dem Ganzen schwebt eine Atmosphäre von Rindermist mit Millionen von Fliegen. Noch stundenweit vom Kral verfolgt den Wanderer eine Wolke von Fliegen, die sich ihm wie eine schwarze Kruste auf Schultern und Rücken niederschlägt.

Zur Trockenzeit, wenn die Flüsse versiechen und die Steppe meilenweit bis auf den roten Staub kahl geweidet ist, sieht man das Nomadenvolk mit all seinem Besitz von Wasserstelle zu Wasserstelle ziehen. Bilder aus den Tagen der Erzväter. Schlanke Jünglinge, auf den blitzenden Speer gelehnt, und nackte Knaben, schön wie Michelangelos David, hüten die ungeheuren Scharen von Rindern und Ziegen. Ritterlich und gemessen grüßen sie aus der Ferne zu uns herüber.

So lebt dieses reisige Volk aus dem Norden scheinbar noch ganz, wie seine Väter taten. Aber ihr Lebensnerv ist durchschnitten. Denn ihr Lebensnerv ist der Krieg, das heißt das wohlorganisierte, zum Daseinszweck erhobene Überfallen und Berauben der umwohnenden Negerstämme. Noch halten sie an ihrer seltsamen, nur auf den Krieg berechneten Stammesverfassung fest. Die jungen Männer hausen etwa vom achtzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahre als Krieger, als „Elmoran", aller Daseinssorgen ledig, in den Kriegerkralen, zusammen mit den jungen

Mädchen. Erst später, wenn sie sich älter werden fühlen, nehmen sie sich Ehefrauen, ziehn in die Krale der Verheirateten und widmen sich ausschließlich der zweiten Nationalbeschäftigung, der Viehzucht. Indes diese überlieferte Organisation ist sinnlos geworden. Dem ewigen Kriege nach dem Herzen der Massai hatten die europäischen Regierungen ein Ende gemacht. Gelegentliche Überfälle auf die Rinder eines weißen Farmers oder eines schwarzen Nachbarstammes kamen den Räubern teuer zu stehen, und an der Kette sitzen die stolzen Steppensöhne nicht gern. Schon ist der altgeheiligte Brauch nicht mehr durchzuführen, daß jeder Jüngling erst einen Feind erschlagen haben muß, ehe ihm die Würde eines Kriegers zugesprochen wird. Selbst die weise Regel, die den jungen Männern bis zu ihrer Verheiratung den Genuß berauschender Getränke verbietet, gerät allmählich in Vergessenheit. Mit Lungern und Nichtstun, Tanzen und Ochsenfressen vergeuden diese Rassemenschen ihre besten Jahre. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, da wird auch über ihnen der Stern aus Mitternacht aufgehen: Arbeit.

Ein Stück der afrikanischen „guten alten Zeit" versinkt vor unseren Augen.

Es war einmal ein Weißer in Afrika, der nahm auf Reisen nur einen Träger mit. Alles, was er unterwegs brauchte, machte eine einzige Last aus. Noch Jahre danach erzählten sich die Schwarzen von diesem rätselhaften Sonderling und zogen ernstlich in Frage, ob dieser „Herr Ein-Koffer", wie sie ihn nannten, wirklich ein echter Weißer gewesen sei. Für so selbstverständlich gilt es dortzulande, daß der reisende Europäer stets den langen Schweif einer ganzen Trägerkarawane hinter sich herzieht. Jede Reise ist ein kleiner Feldzug. Je weiter das Ziel, desto länger der Troß.

„Fertig zum Abmarsch!" meldet der dienstälteste Polizeiaskari. Die Lasten sind sorgfältig in langer Zeile aufgereiht. Jeder Träger hockt bei seiner Last. Auf dem Flügel sind die Askaris in Linie angetreten. „Morgen, Askaris!" – „Morgen, Herr!" – „Morgen, Träger!" – „Guten Morgen, schön guten Morgen, Herr!" – „Lasten auf! Marsch!" – Die Kolonne setzt sich in Bewegung. Voran ein Askari mit dem landeskundigen Führer; dann ich auf dem Maultiere. Mit einigem Abstande folgt der Stab der Karawane, die schmuckgekleideten Boys, einige Askaris und Trägerführer – eine bewegte Gruppe, großspurig, ewig lachend und plaudernd. Der dicke Koch fühlt sich als Hauptperson und gibt mit seinem Baß den Ton an. Wieder mit gemessenem Abstande kommt die Trägerkolonne, Last auf Last, eingefaßt von Askaris.

Alles geht im Gänsemarsch, auch wenn der Weg ein Nebeneinandergehen mehrerer Leute gestatten würde. Aber meist erlaubt er das nicht. Der Negerpfad gleicht dem Wildwechsel. Fußbreit schlängelt er sich in tausend zwecklosen Krümmungen durch Gras und Busch, häufig so schmal, daß man beim Gehen die Füße nicht auswärts setzen kann. Das Auge kann ihn, vollends bei Dunkelheit, oft überhaupt nicht erkennen; nur der Fuß findet ihn dann, indem er schurrend unter dem hohen, filzigen Grase dorthin tastet, wo er auf den geringsten Widerstand stößt. Ist gestern ein Baumstamm über den Weg gefallen oder eine Pfütze entstanden, so wird die Stelle von heute ab ein Menschenalter lang im großen Bogen umgangen, auch wenn der Baum längst verschwunden, die Pfütze längst eingetrocknet ist; es ist eben eine Windung mehr entstanden. Der Neger, dem jedes Gefühl für Zeit abgeht, kennt scheinbar gar nicht das Bedürfnis, von einem Punkte in möglichst gerader Linie zum anderen zu kommen. Aber auch wir Weißen lernen Geduld in Afrika.

Zu der mit Sekunden geizenden Lebenshetze Europas kann es keinen größeren Gegensatz geben als solch einen afrikanischen Karawanenmarsch — Schritt für Schritt, Tag für Tag, Woche um Woche im gleichen stetigen Schneckengang. Und das angesichts einer Natur, deren Wesen großzügigste Weiträumigkeit ist. Nur ganz allmählich wandelt sich das Landschaftsbild. Zumal in den offenen Grasländern. Da sieht man oft viele Tage lang dieselben flimmernden Flächen, dieselben großartig einfachen Gebirgsformen mit geringen täglichen Verschiebungen im Umkreise von hundert, zweihundert Kilometern um sich her. Im zarten Blau steht vor mir ein steil aus der Steppe aufragender Gipfel. Langsam rückt er heran, Tag für Tag näher, bis ich an seinem Fuße raste. Und langsam rückt er wieder ferner, Tag für Tag

ferner ins zarte Blau. Heute wie gestern singt der Steppenwind in den Flötenakazien das gleiche Lied, das er vor Jahrtausenden hier gesungen hat. Was ist der Mensch in dieser starren Unendlichkeit! Man lernt begreifen, wie Steppen- und Wüstenvölker zu ihrer nüchternen, ernsten, fatalistischen Lebensauffassung gekommen sind. Und doch ist es auch wieder, als wüchse in dieser großen Natur der Mensch über sich selbst hinaus. Ganze Erdperioden lang hat sie stumm für sich dagestanden, und nun kommt der Kulturmensch, der bleiche Nordländer, und sie beginnt gewaltig zu ihm zu reden. Aber nicht sie ist es, die redet. Sein eigenes Herz und Hirn belebt diese gleichgültigen Flächen und Formen, sein Auge leiht ihnen erst die erhabene Schönheit, die ihn entzückt. Sein vernünftiger Wille erschließt und beherrscht ihre spröde Kraft. Das schlafende Dornröschen hat seinen Prinzen gefunden.

Die höchste Feierstunde ist die Zeit um Sonnenaufgang. Ein Gewitter hat über Nacht die Luft gereinigt. Nun liegt eine Klarheit über dem Lande, von der sich keine Vorstellung geben läßt. Dieses Afrika wirkt fast immer mit so unsäglich einfachen Mitteln. Auch in den Farben. Das ist das Großartige daran. Matt gelbgrün die unendliche Ebene. Schwarzgrüne Striche von Schirmakazienbeständen im Mittelgrunde. Veilchenfarben in allen Abtönungen der Gebirgsrahmen.

Vertrauter als sonst ist das Wild um diese Stunde. Die Todesangst der Nacht ist wieder einmal überstanden. Dort, am Rande des umbuschten Bachbetts, ist noch der Schauplatz eines blutigen Dramas zu sehen, das sich vor wenigen Stunden abgespielt hat. Der Löwe hat einen Straußenhahn gerissen. Das Gras ist zerwühlt und mit Blut beschmiert. Zerfetzte Federn, Eingeweide und Kot liegen herum. Eine blutige Schleifspur

führt hundert Schritt weiter. Unter einem Buſche, wohlgeſchützt gegen die Blicke der Aasgeier, liegt noch einer der mächtigen Läufe des Straußen, das zweite Frühſtück des Löwen. — Gnus und Zebras äſen in friedlichen Rudeln. Trappen krächzen: „Nu grade, nu grade!“ Kronenkraniche mit prachtvollen Federdiademen ſtreichen ab und laſſen ihr klangvolles „Hoang, ho — ang!“ ertönen. Und überall Gazellen. „Sieh dort!“ ruft ein Askari dem anderen zu. „Eine Mama, ſie lernt ihr Kind an. ‚Achtung‘, ſagt ſie, ‚Menſchen!‘“ Und alles lacht, wie das Kälbchen, immer mit allen vieren gleichzeitig ſich in die Höhe ſchnellend, der Ricke nachhopſt, während der Bock in ſtöckrigem Trabe folgt.

Der Tag wird heiß. Die Luft wird dunſtig und ſteht zitternd vor Glut über der Ebene. Der Himmel lacht nicht mehr. Seine eherne, blaue Kuppel laſtet ſchwer auf dem Grasozean. Die Träger ſchleichen ſtumm und matt mit eingeknickten Knien hin. Es wird Zeit, daß wir ein Lager beziehen. Hauptſache iſt, daß man Waſſer findet. Da hapert's nun freilich in der Steppe oft gewaltig. Der in der Karte eingezeichnete Flußlauf iſt ausgetrocknet. Irgendwo in der Nähe ſoll noch ein Tümpel ſein. Aber wo! Patrouillen werden nach allen Seiten ausgeſandt. Wildfährten werden verfolgt. Jede Erdſpalte, jede grüne Buſchgruppe wird unterſucht. Das Singen der Flötenakazien täuſcht der waſſerlechzenden Phantaſie das Murmeln einer Quelle vor. Stundenlang wartet die erſchöpfte Karawane in der prallen Sonne. Endlich ſehe ich von ferne einen Askari den Tarbuſch ſchwenken. „Maji!“ ruft er, „Waſſer!“ Das elektriſiert wie das „Thalatta!“ die zehntauſend Griechen Xenophons. Freilich eine ganz ungetrübte Freude iſt das endlich gefundene Naß nicht immer. Bald ſieht es aus wie Milchſchokolade, bald wie Milchkaffee, bald wie ſchwarzer Tee. Läßt man's auch ſorgfältig filtern

und abkochen, alle Speisen schmecken danach – aber nicht nach Schokolade.

Allein diesmal haben wir Glück und schlagen das Lager am Steppenrande auf, an einem klaren Flüßchen mit tief eingeschnittenem Bett, das von schattigem Galeriewald umsäumt ist.

Was für ein Leben sich doch immer gleich entwickelt, wenn ein ersehntes Lager erreicht ist. Hundert Dinge müssen gleichzeitig geschehen. Dieses Durcheinanderlaufen, -rufen, -kommandieren, bis alles in seine hergebrachte Ordnung kommt. Bald flattert der schwarzweißrote Wimpel vom Giebel meiner stattlichen Zeltvilla. Feuer werden angezündet. Meine immer fidelen Landsknechte sitzen lachend und singend vor ihren niedrigen Askarizelten. Am Fuße eines alten Baumes hat der Koch seine Küche eingerichtet. Für das Maultier ist eine Laube in einen Busch hineingehauen worden. In anderen Büschen hat sich das Trägervolk eingenistet, streng in Landsmannschaften geschieden. Ich höre den Spaßmacher der Karawane zum hundertsten Male eines seiner geistvollen Stegreiflieder zum besten geben. „Heute war's heiß – wir essen! Wir haben zweimal gerastet – wir essen! Unser Herr ist zu Mittag ins Lager gekommen – wir essen! Er hat ein großes Stück Wild geschossen – wir essen!" Auf der ganzen Reise hat er nur den einen Rundreim: „Wir essen!" Aber das ist dem Völkchen aus der Seele gesprochen. Alles kocht und bräkelt, schwatzt und aalt sich. Ein rasch errichteter Dornenkral umschließt das bunte Lageridyll zum Schutze gegen Raubzeug.

Die Jungen decken mir unter dem breiten Vordache meines Zeltes den Tisch, wie sie wissen, daß ich's liebe. Die gestickte Decke aus der Heimat wird aufgelegt, und Blumen dürfen nicht fehlen. Überhaupt, sie verwöhnen mich um die Wette. Der Koch würde

sich's nie verzeihen, wenn er seinem Herrn nicht in der gottverlassensten Wildnis täglich ein Frühstück und ein Diner hinzauberte, wie es dem Klub in Daressalam zur Zierde gereichen würde. Alles Nötige dazu hat sich dieser gewiegte Reisepraktiker immer irgendwie rechtzeitig verschafft. Und Hamis betrachtet es als Ehrensache, stets im entscheidenden Augenblick einen Regenmantel, frische Wäsche, trockene Stiefel, eine warme Jacke, eine bequeme Mütze, Zigaretten, Schreibzeug, Lesestoff, kurz, was ich gerade brauche, zum Vorschein zu bringen.

Aber noch ehe das gebratene Perlhuhn oder die Gazellenlende auf dem Tische erscheint, ruft eine wichtige, tägliche Pflicht: ich muß Poliklinik halten. Ein halbes Dutzend Träger wollen verarztet sein. „Krank, ach, so krank!" jammern sie und benehmen sich — das kann der Neger unübertrefflich —, als müßten sie in der nächsten Viertelstunde sterben. Einer hat sich blutig gelaufen. Ich wasche die schmutzigen Mohrenfüße mit essigsaurer Tonerde und verbinde sie säuberlich. „Was fehlt den anderen?" — „Kopf!" — „Brust!" — „Bauch!" wimmern sie lakonisch. Nun baue einer damit eine Diagnose auf. Aber ich kenne meine Pappenheimer. Sie haben sich an meinem letzten Wasserbock überfressen. „Soll ich deinen Leib öffnen oder schließen?" frage ich jeden und gebe ihm die entsprechenden Tabletten mit einer wortreichen Belehrung über ihren Gebrauch und ihre Wirkung. Die Arznei und das umständliche Schauri sind die Hauptsache für ihre abergläubischen Gemüter. Dem letzten fehlt offenbar gar nichts, er ist ein Drückeberger und will nur seine Last auf einen Tag loswerden. Natürlich heult er am lautesten. Ich zucke die Achseln: „Alterchen, dir kann nur Gott helfen." Da kommt die echte Negerantwort, dummschlau berechnend: „Die Weißen — in ihrer Sprache die ‚Weisen' — sind alle gleich Gott."

Der Abend ſinkt. Der Nachthimmel ſchlägt ſeine funkelnden Augen auf. Im Lager wird's ſtiller. Aber draußen in der Steppe beginnt das allnächtliche, tauſendſtimmige Konzert. Zuerſt ſetzen die Maſſenchöre der Grillen und Unken ein. Das widerliche Lachen und Jaulen der Hyänen miſcht ſich dazwiſchen. Gnus blöken. Zebras bellen. Schakale quäken wie hungrige Säuglinge. Jetzt ein heiſerer Schrei, gellende Pfiffe, Schnaufen, Grunzen und Mauzen. Auf und ab ſchwillt das Orcheſter. Angſtvoll trappelnde Hufe klopfen den Boden. Die ganze Steppe iſt außer Rand und Band. Nur eine Stimme hat noch gefehlt. Horch! Ein ſtoßweiſes Brummen im tiefen, allertiefſten Baß, dumpfgrollend von fern, dann näher und lauter, ſchließlich ein Brüllen von dröhnender Urgewalt. Die tauſend Stimmen ſind verſtummt. Schaudernd ſcheint die Steppe den Atem anzuhalten. Der Löwe allein hat das Wort.

Ich liege ſchon behaglich im Bett und blinzle mit wohligem Gruſeln hinaus zur offenen Zelttür, wo am Pfoſten der Büchſenlauf im Mondlicht blitzt. Gefahr iſt keine. Nur ſelten erkühnt ſich der Löwe, ein dornenverwahrtes Lager mit vielen Menſchen und brennenden Feuern anzugreifen. Aber ich möchte jetzt kein krankes Zebra draußen im Buſch ſein.

Unter Löwengebrüll ſchlafe ich in meinem Zelte wie in Abrahams Schoße ein. Mein Zelt iſt meine Burg. Bei langen Reiſen entwickelt ſich ein wahres Heimatgefühl für das kleine bewegliche Haus, das man auf den Köpfen ſeiner Träger von Lager zu Lager mit ſich führt. Wie oft, wenn man völlig mürbe von der Hitze oder Kälte, durchnäßt von Schweiß oder Regen, hungrig, ſtumpfſinnig, mit wunden Füßen ſich kaum mehr fortſchleppen konnte, iſt man neu aufgelebt, wenn man endlich bei Tage den Wimpel, bei Nacht die Laterne des Zeltes grüßen ſah. Nun hatte man

doch ein Dach, trockene Kleider, ein Bett, einen Tisch, hatte Essen, Licht, Ruhe, kurzum, eine Häuslichkeit. Das Zelt nimmt der Wildnis ihre Schrecken. Mit dem Zelte trotzen wir Europäer der afrikanischen Natur. Und um die Zeltflagge spielt die ganze Poesie des afrikanischen Wanderlebens.

Der deutsche Jäger, der im heimischen Forst auf den roten Bock oder den Brunftthirsch weidwerkt, wundert sich nicht weiter, wenn er auf einem Dutzend Pirschgängen so gut wie nichts an Wild zu sehen bekommt. Hat er an einem Tage beim Abpirschen seines ganzen Reviers zusammen zwanzig bis dreißig Stück beobachtet, so preist er mit Recht sein Weidmannsheil. Auch in Afrika kann es einem passieren, daß man tagelang meilenweit umherschweift und „keinen Schwanz" zu Gesicht bekommt. Aber dafür wird man in anderen Gegenden durch einen Wildreichtum entschädigt, der ins Märchenhafte geht. Es ist gar nichts Seltenes, daß man von einem Steppenhügel aus mit einem Blick Hunderte und Tausende von Tieren zugleich sieht, und zwar auf einmal die verschiedensten Arten, Giraffen, Zebras, Gnus, Elen- und Kuhantilopen, Thomson- und Grantgazellen, Warzenschweine und Strauße. Beim Marsch durch die Serengeti sah ich binnen zwei Tagen nach äußerst vorsichtiger Schätzung über hunderttausend Stück größeres Wild; auf Meilen hinaus schien die tischebene, kurzgrasige Steppe wie mit dünnem Buschwerk bestanden, bei näherem Zusehen erkannte man, daß das alles Wild, nichts als Wild war.

Eine unerschöpfliche Quelle des Genusses ist es für den Tierfreund, zu beobachten, wie sich die gesellig lebenden Tiere zueinander verhalten. Unter den Rudeln und Herden der gleichen

Gattung herrscht selbstverständlich strammer Korpsgeist. Oft machen die Bewegungen eines Rudels den Eindruck wie wohleingeübte Manöver einer durchgebildeten Schwadron. So beobachtete ich einmal eine Herde von über dreißig unserer graziösesten Antilopen, der Schwarzfersen, lauter Ricken, die von einem einzigen Bock, einem Prachtexemplar, exerziert wurden. Fast eine Viertelstunde lang schwenkte die Truppe, eng zusammenhaltend, bald rechts, bald links, im Schritt und Trab, wie der Bock sie mit unbeschreiblicher Würde und Anmut dirigierte. In der Ruhe werden von allen Steppentieren Wachen ausgestellt. In der Flucht herrscht ein einziger Wille, der Richtung, Tempo, Atempausen für alle bestimmt. Häufig sieht man, wenn verschiedene Wildarten bunt durcheinander geäst haben, im Augenblick der erkannten Gefahr gleich und gleich sofort zusammenschließen; sämtliche Tiere der einen Gattung sondern sich wie auf Kommando aus dem Durcheinander aus und werden in geschlossenem Zuge flüchtig, während die andere Gattung noch eine Weile verhofft, um dann in etwas anderer Richtung abzugehen. Bei einem starken Rudel wilder Hunde konnte ich sogar einmal ein vollkommen planmäßiges Zusammenarbeiten nach Wolfsart bei der Jagd beobachten. Die Masse der Meute, etwa vierzig Stück, von einem Rüden geführt, raste geschlossen hinter der gehetzten Antilope her. Zwei einzelne Hunde liefen weit halbrechts und halblinks vorwärts gestaffelt voraus und schnitten dem flüchtigen Wilde jeden Versuch, zur Seite auszubrechen, ab.

Auch zwischen Tieren verschiedener Art ist ein kameradschaftliches Verhältnis etwas ganz Alltägliches. Wiederholt sah ich zum Beispiel einen einzelnen alten Gnubullen, der augenscheinlich als Ehrenmitglied in eine Herde der zierlichen, kleinen Thomsongazellen aufgenommen war. Vermutlich hatte er von

wegen hohen Alters den Anschluß an seinesgleichen verloren. Unter den Thomson konnte er sich geborgen fühlen. Wie ein schwarzer Riese unter lichtem Gezwerg hielt er sich stets in der Mitte seiner kleinen Freunde, die in weitem Umkreis um ihn zerstreut herumwimmelten und ihn auf jede nahende Gefahr rechtzeitig aufmerksam machten.

In der Regel mag es einem Todesurteil gleichkommen, wenn ein Herdentier aus der Gemeinschaft seiner Artgenossen ausgestoßen wird. Es geschieht dies wohl hauptsächlich bei überalterten, kranken und angeschossenen Stücken, die für das Rudel ein gefahrbringender Ballast wären. Am Engare Nairobi traf ich einen solchen vereinsamten Zebrahengst. Das schöne Tier lahmte auf einem Vorderlauf und machte, als ich mich ihm zu Pferde näherte, nur geringe Versuche, vor mir zu fliehen, es mochte in dem Reiter einen entfernten Verwandten vermuten. Bis auf zwei Schritt ritt ich seitlich heran. Erst als ich es ansprach und die Hand nach ihm ausstreckte, wandte es den edlen Pferdekopf nach mir herum und sah mich mit einem gequälten Gesichtsausdruck an, der mir durch und durch ging. Höchste Nervosität und schmerzlichste Hilflosigkeit flackerte in den sprechenden, wilden Augen. Nie habe ich mich der Seele eines Tieres brüderlich näher gefühlt. Ich konnte mich nicht zum Fangschuß entschließen. Auch der Löwe tötet rasch und sicher, und ganz ausgeschlossen schien mir bei der wunderbaren Lebenskraft der Wildnistiere eine Genesung nicht.

Wiederholt war ich selbst Zeuge, wie ein krankes Tier aus der Herde ausgestoßen wurde. Ich schoß auf einen Gnubullen, der in einem größeren Rudel stand. Auf den Knall wurde das Rudel im Galopp flüchtig, das schwerkranke Stück suchte sich seinen Kameraden anzuschließen, blieb aber rasch zurück. Als die übri-

gen nach wenigen hundert Gängen verhofften, bemühte ſich der Kranke, in kurzem Galopp nachzukommen. Da ſprengt ihm aus der Herde der Leitbulle entgegen. Mit drohend geſenkten Hörnern galoppiert er in ſcharfem Bogen dicht an dem Wunden vorbei und ſprengt, ohne ſich aufzuhalten, zur Herde zurück, wobei er ein paar mächtige Luftſprünge macht, mit den Hinterläufen ausſchlägt und ſich mehrmals nach dem Abgewieſenen umſieht. Dieſer hat mit hängendem Kopf regungslos dageſtanden und ſieht die Herde unter Führung des Leitbullen ſich ein Stück weiter entfernen. Wie ſie abermals ſtehenbleibt und alle Tiere die Front nach ihm nehmen, ſetzt er ſich mit müden Bewegungen in Trab und verſucht noch einmal, ſie einzuholen. Aber ſchon kommt der Leitbulle mit wildgeſchwungenem Schweif wieder herangefegt. Diesmal macht er Ernſt. Er verſetzt dem Kranken zwei, drei wuchtige Hornſtöße in die Seite, ſo daß der arme Burſche taumelt und zuſammenbricht. Dann trabt der Geſtrenge zum Rudel zurück und reißt es mit fort, auf Nimmerwiederſehn.

Meine ſchwarzen Begleiter erklärten, das ſei allgemeiner Brauch unter den Wildnistieren. Blut könnten ſie nicht ſehen, einen blutenden Genoſſen vertrieben ſie unerbittlich aus ihrer Mitte. Ich fand es noch öfter beſtätigt. In einem wahren Wildparadieſe am Uſchutoſee ſtanden vier Kuhantilopen, zwei Bullen und zwei Tiere, zuſammen. Die Bullen kämpften, anſcheinend im Spiel, indem ſie wie Ziegenböcke gegeneinander aufbäumten, dann aber ruhig einander gegenüber ſtehenblieben. Meine Kugel faßte den einen etwas kurz Blatt. Er wollte ſofort zu den übrigen hinlaufen, wurde aber von ſeinem Spielgenoſſen äußerſt energiſch verjagt. Nun flüchtete er in entgegengeſetzter Richtung auf ein buſchiges Hügelgelände zu. In der Nähe ſtand ein Rudel Zebras. Die ſchönen Tigerpferde trappelten neugierig heran und

besahen sich den armen, lahmen Kerl. Dann umringten sie ihn und schlossen sich in gemächlichem Trabe seiner Fluchtrichtung an. Von jetzt ab hatte ich auf der Verfolgung stets eine dichte Nachhut von Zebras zwischen mir und der Antilope, während diese immer von den vordersten Zebras umgeben blieb. War die ganze Schar über eine Hügelwelle meinen Blicken entschwunden, so konnte ich sicher sein, daß ein paar Hengste, gut hinter Büschen gedeckt, regungslos auf mich warteten und mich bis auf hundert Meter oder näher herankommen ließen, um dann den Flüchtenden nachzusprengen.

Dieses — darf man sagen ritterliche? — Verhalten von Zebras konnte ich wiederholt beobachten. In der offenen Grassteppe am Manjarasee dicht am Abhang eines bebuschten Hügelzugs stand eine starke Gnuherde. Ich pirschte mich, wie es wohl auch der Löwe tut, in der Deckung von oben heran. Auf einem Vorsprung des Abhangs im hohen Grase liegend, genoß ich, wie in der Balkonloge des Theaters, lange das wundervolle Bild dicht zu meinen Füßen. Mehrere hundert Gnus ästen friedlich weit zerstreut oder lagen wiederkäuend am Boden, ganz wie eine Rinderherde. Dazwischen verteilt, mehr aber an den Rändern der Herde sich haltend, standen Zebras. Die kraftvollen, prallen Gestalten dieser Wildpferde, ihre verhältnismäßig großen Köpfe auf schön gebogenen, starken Hälsen mit gesträubten Mähnenkämmen erinnern mich immer lebhaft an die Pferdchen des Parthenonfrieses. Während die Gnus vor mir im Gefühle ihrer Sicherheit den Eindruck behaglichen Stumpfsinns machten, zeigten sich die Zebras immer lebendig, immer wachsam; man konnte glauben, sie seien sich bewußt, daß ihnen von ihren plumperen Steppenkameraden die alleinige Verantwortung für die Sicherheit der ganzen Weidegenossenschaft übertragen sei.

Als endlich mein lange zurückgehaltener Schuß von der Höhe krachte, warf mit einem Ruck die ganze Herde auf, sicherte aufgeregt umhertretend nach allen Seiten, wußte aber noch nicht, woher das Unheil kam. Nur der getroffene Bulle raste, mit dem Schweife peitschend, wie wahnsinnig im Kreise umher, von den Nächststehenden verständnislos angeglotzt. Auf den zweiten Schuß quirlte das Ganze wie toll durcheinander, es gab ein wildes, planloses Hinundherrasen, und dann stürmte die ganze Herde, sich rasch zu einer Front ordnend, gegen den Wind davon, in die endlose ebene Steppe hinaus. Ich setzte nach, was ich laufen konnte. Nach etwa sechshundert Meter Galopp ging die Herde in Schritt über. Es war ein seltsames Schauspiel. Wie der „abziehende Feind" im Manöver bewegte sich die Hauptmasse der Gnus in einer einzigen breiten, fast schnurgerade ausgerichteten Linie vor mir her, immer in dem gleichen starken Schritt. Mein kranker Bulle folgte, sichtlich mit Mühe, einige hundert Meter dahinter. Aber diesmal wurde er nicht verjagt. Im Gegenteil. Zwei besonders starke Bullen nahmen ihn, dicht an seiner Seite schreitend, in die Mitte. Zwei Zebrahengste gesellten sich dazu und bildeten mit den drei Gnus eine enggeschlossene Gruppe. Die übrigen Zebras aber übernahmen die eigentliche Rücken- und Flankendeckung der sich davonwälzenden Herde. Einzeln und in kleinen Trupps folgten sie mit größerem Abstand der Linie der Gnus. Aber nicht im Schritt. Vielmehr hielten sie, nach mir äugend, bis ich auf nahe Entfernung heran war. Dann schwenkten sie in Zügen im Galopp rechts und links ab, stürmten mit hochgeworfenen Schweifen der Herde nach, hielten dann wieder wie versteinert mit dem Blick nach mir und wiederholten dieses Spiel fortgesetzt. So bildeten sie einen regelrechten, überaus beweglichen Kavallerieschleier.

Von Zeit zu Zeit verhoffte der angeschossene Bulle eine Zeitlang, stellte sich breit und äugte nach dem Verfolger zurück. Seine Begleiter hielten aufgeregt neben ihm aus. Die beiden Zebras trappelten mir wohl auch ein Stück entgegen. War ich aber in gefährliche Nähe aufgerückt, so warfen sie herum, preschten an die Samaritergruppe heran und rissen sie rechtzeitig mit vorwärts. Über eine Stunde weit ging diese spannende Verfolgung in die unendliche Steppe hinaus, bis es mir endlich gelang, einen weiten Fangschuß anzubringen. Jetzt erst, als der zähe Bursche verendend zusammenbrach, verloren sich seine treuen Kameraden in der davontrampelnden Masse.

„HALLI" UND „HALLO"

Nun mag aber die jugendliche Leserin, die den Schilderungen vielleicht bis hierher geduldig gefolgt ist, das Buch nicht unwillig zuklappen und denken: „Männersache! Uns Mädchen war dies ganze Paradies des Schweifens durch die abenteuerreiche Wildnis doch verschlossen." Ganz und gar nicht. Jungen Engländerinnen konnte man schon von alters her in der weiten Welt, auch in wilden Ländern, begegnen, wie sie an der Seite des Gatten, Bruders oder Freundes unternehmungsfroh die Reiselust des Schauens und Erlebens bis auf die Neige der Tigerjagd in Indien und der Löwenjagd in Afrika auskosteten. Aber auch deutsche junge Mädchen fanden in letzter Zeit öfters den Weg nach Afrika und konnten, wenn sie Mut und Glück hatten, alle Zauber des afrikanischen Wanderlebens mitgenießen. Um dies an einem Beispiel zu zeigen, seien ein paar köstliche Safaritage aus der Afrikareise von „Halli" und „Hallo" geschildert.

Eigentlich hießen sie Hildegard und Helene und wurden von ihren beiden Brüdern, zu deren Besuch der Vater sie hinausgeschickt hatte, Hilla und Hella genannt. Als sie aber ihren Einzug im Kreise der „Moschikaner" hielten, stellten sie sich selbst als „Halli" und „Hallo" vor. Kein Wunder, daß bald, dankbar für den Hauch von Heimatluft und Jugendfrische, den sie an unseren weißen Berg unterm Äquator mitbrachten, alle Welt wetteiferte, das empfängliche Schwesternpaar in die Zauber des

eigentlichen, wilden Afrikas einzuführen, die selbst manchem alten Afrikaner in seinem einförmigen Stationsleben verschlossen bleiben. Und so wurde im Familien-Schauri beschlossen, „Halli" und „Hallo" sollten in Begleitung ihres Bruders Otmar an der nächsten „Richterfahrt" teilnehmen, die durch interessante Gebiete führte und in die sich leicht ein abenteuerlicher Abstecher einfügen ließ.

Freilich, um sich würdig auf eine solche Safari vorzubereiten, genügt es nicht, das Kursbuch und ein paar Seiten Baedeker zu studieren. Wochenlang wurden jeden Morgen vorm Dienst die zuverlässigsten Tiere aus unserm Marstall vorgeführt, und es begann ein scharfer Reitunterricht auf dem Zirkel und im Gelände, der manchen Seufzer kostete. Jeden Nachmittag ging's auf den Schießstand; da wurde nicht lockergelassen, bis die unermüdlichen Rekruten Spiegel schossen, daß die diensttuenden Askaris Augen machten. Nebenher wurden die Grundbegriffe deutscher Weidgerechtigkeit eingeprägt und afrikanische Reise- und Jagdschriftsteller gelesen, um den innern Sinn für die künftigen Erlebnisse zu öffnen. Kleinere Ausflüge in die nahe Steppe gaben Gelegenheit, die Künste des Fährtenlesens und Pirschens und das Ertragen von Strapazen zu erlernen.

So fand der Tag des Aufbruchs wohlvorbereitete, vor Erwartung brennende Jüngerinnen.

Zwischen Moschi und dem dienstlichen Reiseziel des Richters lag die wildreiche Steppe Angadongischu, die vom Flusse Kikuletwa begrenzt wird. Schon der Anmarsch verlief nicht ereignislos. Ich hatte die stattliche Trägerkarawane vorausgeschickt, um an einem ungefähr bezeichneten weitentfernten Wasserlaufe das Lager aufzuschlagen. Wir vier Europäer hatten uns bei einer gastlichen Farmerfamilie aufgehalten und folgten später nach.

In dem Glauben, es führe ein getretener Pfad bis zu dem Lagerplatze, ritten wir fröhlich darauf los. Aber nach mehreren Stunden schien uns die Richtung doch nicht geheuer. Irgendwo mußte die Karawane von dem Pfade abgebogen sein. Wir ritten, die Nase am Boden, eine Stunde weit zurück, aber das ausgetrocknete, knochenharte Erdreich an den Rändern des Pfads verriet nichts. Indes irgendwo in der weiten weglosen Steppe mußten die wegweisenden Fährten doch zu finden sein. „Echt Wildwest!" meinten unsere jungen Afrikanerinnen fröhlich und stellten ihre Luchsaugen mit Feuereifer in den Dienst der schwierigen Aufgabe. Endlich nach langem Suchen und Schwärmen fanden sich Abdrücke von Sandalen und nackten Füßen. Stammten sie von unserer Karawane? „Hier! Kein Zweifel!" rief Hilla und zeigte triumphierend auf die Spur eines genagelten Kommißstiefels, der nur einem Askari gehören konnte. Nun folgten wir mit größter Spannung der undeutlichen Spur, die sich oftmals teilte, wand und ganz verlor. Schon neigte sich der Tag. Auf einer sanften Höhe hielten wir inne, um das herrliche Land zwischen Kilimandjaro und Meru, in dem wir mitten inne standen, im Farbenfeuerwerk des Sonnenabschieds zu überblicken. Ein prachtvoll sattes Goldrot überflutete die ganze Landschaft. Hinter uns der Kibo rosasilbern lächelnd, vor uns der Meru violett drohend, seitwärts die Massaiberge am Kikuletwa im zartesten Hellblau hinsterbend. So schnell wechselten die Färbungen und Stimmungen in dem ungeheuern Panorama mit der rasch sinkenden Sonne, daß wir, in kurzen Pausen uns um die eigene Achse drehend, bei jeder Wendung eine neue Überraschung von unbeschreiblicher Schönheit wahrnahmen. Allein wir mußten uns losreißen, die plötzlich heraufziehende Nacht trieb uns zur Eile. Schon wurde es von Minute zu Minute schwerer, die

schwachen, seltenen Abdrücke am Boden zu erkennen, und dann war die Nacht da und zerriß den dünnen Faden ganz, der uns mit dem unbekannten Lagerplatze verband. Ein breiter Steppenbrand wälzte sich durch die Dunkelheit wie eine glühende Brandung, wie eine endlose Reihe phantastischer, wildbäumender Pferdchen mit Feuermähnenkämmen hinter uns her und erhöhte das Gefühl der Verlassenheit in der Wildnis. Aber da erklangen ferne Schüsse, das Zeichen, daß unsere besorgten Askaris uns entgegenkamen, und eine Stunde später saßen wir geborgen um die Zeltlampe beim Abendbrot.

Der nächste Morgen brachte uns mitten in die gesegneten Jagdgründe der Angadongischu. Bald waren wir, querfeldein marschierend, mitten im Wild, und die angehenden Jägerinnen sahen mit Erstaunen, daß die Wirklichkeit nicht hinter unseren märchengleichen Schilderungen zurückblieb. Zebras und Strauße, Antilopen und Gazellen verschiedener Arten, meist in ansehnlichen Rudeln, belebten beiderseits unserer Marschkolonne die weithin übersehbare Ebene. Im Grase huschten Perlhühner und Frankolinhühner. Wenige Schritte vor uns sprang ein Straußenhahn auf. Er schleppte sich schwerfällig, mit hängenden Flügeln und eingeknickten Ständern vorwärts, taumelte, strauchelte, fiel zu Boden, raffte sich mühsam auf und schleppte sich weiter. „Er ist krank! Der Leopard wird ihn verwundet haben", rief Hella und galoppierte ihn an. Noch eine Strecke weit setzte der Riesenvogel sein seltsames Gebaren fort, dann richtete er sich mit einem Male hoch auf und stürmte kerngesund auf seinen Siebenmeilenstelzen von dannen. Der Zweck des Manövers war leicht zu erraten. Der brave Straußenvater hatte gebrütet und wollte uns von seinem Gelege ablenken, ganz ähnlich, wie es in der Heimat bei Rebhühnern beobachtet wird. An der Stelle, wo

er aufgestanden war, lagen dreißig große Eier auf dem kahlen Erdboden, der größere Teil davon in der Mitte dicht zusammengedrängt — nur sie werden bebrütet —, der Rest regellos im Kreise zerstreut; diese „Außenseiter" sind bestimmt, den ausgekrochenen Kücken als erste Nahrung zu dienen. Als wir näher hinzutraten, regte sich etwas: neben einer zerbrochenen Schale lag ein kleines, graues Federklümpchen, das erste der Straußengeschwister, das eben das Licht der afrikanischen Sonne erblickt hatte.

Wir ließen das Gelege unberührt und ritten weiter. In großer Entfernung tauchte ein starkes Rudel Thomsongazellen auf. „Halli! Hallo! Jetzt wird's ernst! Jetzt gilt's zu zeigen, was wir gelernt haben!" Es war ausgemacht, daß die Schwestern abwechselnd zu Schuß gebracht werden sollten. Hilla war zuerst dran. Hella und ihr Bruder marschierten mit den Maultieren und der Karawane weiter, hielten dann hinter einer flachen Bodenwelle und beobachteten gedeckt mit den Gläsern den ersten Jagdgang der Schwester. Diese ging, nicht ohne Herzklopfen, in flottem Schritt mit mir auf einen Punkt einige hundert Meter seitlich des Rudels los. Die Gazellen hatten die Karawane längst bemerkt und beobachteten diese, äugten aber auch nach uns. „Nicht hinsehen, immer ruhig weitergehen!" Als wir in gleicher Höhe mit dem Rudel waren, sprang es ab, beruhigte sich aber rasch wieder. „Nun im Bogen herum!" Wieder kamen wir, immer stetig ausschreitend und die Büchsen senkrecht am Körper haltend, seitlich auf dreihundert Schritt heran, wieder sprang es ab, diesmal aber nicht so weit. Noch zweimal wiederholte sich der Tanz. Unser Bogen wurde immer enger. „Jetzt sind es knapp zweihundert Schritt. Der einzelne Bock am weitesten rechts — Achtung, wenn er den Kopf herunter nimmt! ... So! Jetzt!"

Gleichzeitig sinken wir hinter einem Grasbüschel in die Knie. Das Rudel wird flüchtig. Der Bock wirft auf. Zwei Schüsse knallen. „Hurra, er liegt!" – „Halli! Halli! Weidmannsheil!" rief's da auch schon von der fernen Bodenwelle her. Die Geschwister und ein Dutzend Schwarze eilten herbei, das zierliche Gehörn und die aparte Zeichnung des Tierchens wurden bewundert, dann wurde das Wild im Nu zerwirkt, auf die Lasten verteilt, und der Marsch ging weiter.

Die Steppe war von Wildwechseln geädert. Nashörner, Hyänen, auch Leoparden spürten sich. Hella, die nun an der Reihe war, brannte auf ihre Feuertaufe. „Wie wär's mit einem von den drei Grantböcken, die dort drüben äsen?" Eine Bodenfalte ermöglichte es, geduckt unterm Winde näher zu kommen. Nun noch zweihundert Schritt wie Schlangen am Boden gekrochen. Wahrhaftig kein Kinderspiel unter den wütenden Strahlen der Mittagssonne. Hände und Knie werden wund, der Puls schlägt Trommelwirbel im Hals und in den Ohren. Kochgar und krebsrot liegen wir endlich nebeneinander hinter einer kleinen Krüppelakazie. Die Böcke sind unruhig geworden, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Ich flüsterte: „Einen Augenblick verschnaufen! Gewehr vor! Entsichern! Dann rasch aufgekniet und Dampf gemacht! – Los!" Hella reißt alle Willenskraft zusammen. Es knallt. Auf den Schuß schnellt das prachtvolle, hochgehörnte Tier mit allen vier Läufen in die Höhe, macht ein paar rasende Fluchten und liegt mausetot im Grase, ehe die jubelnde Jägerin zur Stelle ist.

Als einige Stunden später die Strecke noch um eine Kuhantilope vermehrt war, hieß es: Hahn in Ruh für heute! Die Karawane erhielt Befehl, nach kurzer Rast bis zu einer Stelle am Kikuletwa zu marschieren, die unter dem Namen „Leoparden-

lager" bekannt war. Wir vier ritten, von einigen Schwarzen begleitet, auf einem Umwege dahin, um uns noch mehr in unserm Jagdrevier umzusehen. Müde und hungrig von neun Stunden Marsch und Pirsch trafen wir am Spätnachmittag an dem verabredeten Platze ein. Es war der idyllischste Lagerplatz, den man sich denken kann. Schon von weitem hatten wir einen schmalen, saftiggrünen Waldstreifen gesehen, der sich, soweit das Auge reichte, in Windungen durch die sonst baumlose Grassteppe hinzog. In dem ewigen Schatten dieses „Galeriewaldes" verborgen floß der Kikuletwa. An einer scharfen Krümme, wo sich an den hohen Baumbestand nach der offenen Prärie zu Buschgruppen anschließen und malerische kleine Wiesen bilden, war das „Leopardenlager". Eine Furt in der Nähe und ein phantastischer, quer über den Fluß gestürzter Baum bildeten die Wahrzeichen dieser Stelle. „Hier ist gut sein! Hier laßt uns Hütten bauen", erklärten die Schwestern entzückt, und es war ihnen wohl nachzufühlen, daß sie in diesem weltverlorenen, traulichen Winkel gern wochenlang verweilt und sich als verwunschene Prinzessinnen in einem Zaubergarten gefühlt hätten.

Aber vergeblich suchten und riefen wir nach unserer Karawane. Diesmal mußte sie sich verirrt haben. Wir legten uns in den Schatten am Ufer des Flusses, dämmerten bei seinem Rauschen hin, suchten für den ärgsten Heißhunger die letzten zerkrümelten Keks, die letzte von der Glut zerschmolzene Schokolade in unseren Taschen, warteten und ratschlagten, wie wir schlimmstenfalls die Nacht hier ohne Zelte und ohne Verpflegung hinbringen wollten. Als es dunkel wurde, zündeten wir draußen im Freien die Steppe an, und endlich sahen wir im verflackernden Schein des Brandes wie einen Gespensterzug die hellen Lasten über dem hohen Grase heranschwimmen. Nun kam Leben in unseren Winkel. Im Hand-

umdrehen waren die beiden Zelte, das „Herrenhaus" und die „Kemenate", aufgebaut, und als das Mahl gerüstet war, herrschte im ganzen Lager eitel Lust und Fröhlichkeit. Die Beute des Tages, drei Stücken Wild in der Größe eines Rehbocks, eines Damhirsches und eines Rothirsches, genügte, unser Völkchen alles Ungemach vergessen zu lassen. Vorm Schlafengehen machten wir die Runde im ganzen Lager. Die Maultiere, in einer natürlichen Laube verstaut, fraßen schnurpsend ihren Mais. In jedem Busche hatte sich ein Grüppchen unserer Leute sein Nest hergerichtet, und in jedem Neste schmunzelte uns aus den gutmütigen Gesichtern Behagen und Zufriedenheit entgegen. Der Tagesbefehl für morgen wurde ausgegeben, und bald lag alles in tiefem Schlaf.

Mit „Halli! Hallo!" wurde geweckt. „Halli! Hallo!" echote es aus der Zeltkemenate. Nicht lange, da erschienen die Amazonen frisch und tatenlustig am Frühstückstisch, im kleidsamen, langschößigen Khakikostüm mit Breeches und Gamaschen, das Fernglas manövermäßig umgehängt, auf dem Tropenhut ein schmuckes Arrangement von Kilimandjaroblumen.

„Heute ein Gnu!" war die Parole, und wieder ging's hinaus in die herrliche Steppe. Fernher blauten in gleicher reiner Glorie der Kilimandjaro und der Meru, als majestätische Zeugen unseres Tuns. Mit Worten läßt sich kein Begriff von der wonnigen Frische des Steppenmorgens geben. Ein Hochgefühl königlicher Freiheit dehnt die Brust der Glücklichen, die das genießen dürfen, und erfüllt sie mit unauslöschlicher Dankbarkeit gegen das gütige Geschick, das ihnen vor Tausenden solche Seligkeit beschert hat. Als wir zu Mittag ins Leopardenlager zurückkehrten, war ein heißerkämpfter Gnubulle, eine Schwarzferse und ein Schabrackenschakal unsere Beute.

Einen behaglichen Nachmittag in unserem idyllischen Lager

hatten wir uns schon verdient. Tisch und Langstühle wurden an den schattigsten Uferplatz gerückt, da lagen wir, schliefen und träumten im Wachen. Unsere Mohren, auch die ungehobelten Träger, zeigten den immer freundlichen, fröhlichen weißen Damen gegenüber eine behutsame, ehrfürchtige Zutraulichkeit und Aufmerksamkeit, die man ihnen kaum zutrauen sollte. Saidi storchte mit der Angel vor uns im Flusse herum und brachte aller halben Stunden strahlend einen Fisch. Hamis kochte und bräkelte neben uns im Busche das Abendbrot, und Ramasan und Moses deckten die Tafel im Freien, schmückten sie festlich und trugen auf: Antilopensuppe, Kikuletwafische, Gnusteake, Omelett mit Bananenfüllung und Kilimandjarokaffee.

Mit keinem König hätten wir getauscht.

Beinahe wehmütig nahmen wir am folgenden Morgen Abschied von unserem traulichen Winkel und zogen weiter dem Meru zu. Das Weidmannsheil ging treulich mit. Wir hatten uns vorgenommen, auf dieser Reise von jeder Wildgattung nur ein starkes männliches Stück zu erlegen, und blieben trotz der uns stündlich umwimmelnden Versuchung unserem Vorsatze treu. Stellenweise tauchten zwischen den Wildmengen, aus der Ferne von Gnus kaum zu unterscheiden, Rinderherden der Massai auf. Wir stießen auf einen Kriegerkral und ließen uns von den Elmoran mit saurer, sehr saurer Milch bewirten, ohne mit einer Wimper zu zucken. Ein Massai führte ein ganz junges Zebrafohlen herbei und bot es den Damen zum Kauf an; die Mutter sei vom Löwen geschlagen, das verwaiste Fohlen habe sich unter die Rinder geflüchtet. „Fritzchen" war ein allerliebster Kerl; kaum zwei Wochen alt, zutraulich und zärtlich wie ein Hundchen. Er folgte uns beim Weitermarsch brav und willig und war bald der verzogene Liebling von Weiß und Schwarz.

Als wir uns den besiedelten Gebieten am Meru näherten, bezogen die Geschwister ein Standlager. Der Richter trennte sich von ihnen, um von Pflanzung zu Pflanzung reitend Amtsgeschäften obzuliegen und einen mehrtägigen Gerichtstag in Aruscha abzuhalten. Der Rückmarsch sollte wieder gemeinsam angetreten werden. Vorher aber sollte ein Vorstoß ins Innere des Merukraters die Reise krönen. Zu diesem Zwecke vereinigte sich die Reisegesellschaft bei der Serumstation hart am Ostabfall des Merumassivs. In dem Prunkraume der erst vor kurzem geschaffenen wissenschaftlichen Station, einem indischen Fürstenzelte, umfing uns einen fröhlichen Abend lang die warme, bajuwarische Atmosphäre, die der von Herzen liebenswürdige Leiter um sich zu verbreiten wußte.

Unser Vorhaben schien ein Wagnis. Die Schleier des Geheimnisses lagen über dem Kraterinnern. War es überhaupt schon von Weißen erforscht? Niemand wußte etwas darüber zu melden. Nur unbestimmte, schauerliche Fabeln waren im Umlauf. Eingeborene Führer gab es natürlich nicht, Karten erst recht nicht. So erhielt unser Unternehmen alle Reize einer afrikanischen Entdeckungsfahrt.

Unser Plan war einfach. Die den Kraterkessel rings umfassende Wand war an der Ostseite in breiter Ausdehnung völlig eingebrochen, hier also mußte ein Einstieg ins Innere möglich sein. Alles weitere würde sich finden. Wir nahmen nur die allernötigsten Träger, immerhin vierzehn Mann mit verminderten Lasten, einen Koch, zwei Boys und zwei tüchtige Askaris mit und ritten an der Spitze dieser kleinen Karawane am Morgen guten Muts bergan.

Der Meruwald grüßte uns mit seinem feierlichsten Morgengruß. Über uns in den hohen, grünen Wipfeln sprangen Kolobus-

affen, die schönsten Tiere des Urwalds. Um den tiefschwarzen Körper fliegt eine Mantille von langem, schneeweißem Seidenhaar, und hinter ihnen her weht ein buschiger, weißer Schweif, so lang wie ihr Körper. Ihr Springen ist mehr ein Schweben und Fliegen von Ast zu Ast. Dann hocken sie still und schauen mit alten, grämlichen Menschengesichtern, umrahmt von weißen Bärten, auf uns hernieder. Dann huschen sie wieder, einer nach dem andern, wie schwarzweiße Gespenster durch das lichtfunkelnde Grün der Baumkronen und sind verschwunden. Plötzlich ertönt in der Ferne ihr gurgelnder, nasaler Morgengesang. Von allen Seiten wird er aufgenommen, es ist, als hallte das ganze Gebirge davon wieder — ein mit nichts zu vergleichendes Naturkonzert. Und dann mit einem Ruck ist es verstummt.

Durch Buschgelände und über Hochweiden, hier und da Schluchten umgehend oder durchquerend, kamen wir ohne besondere Schwierigkeiten vorwärts. Eine alte Nashornkuh mit kapitalen Hörnern wurde sichtbar und stieg, ohne uns zu sehen, eine lange Strecke vor uns her; ihr Kalb zottelte wie ein großes Schwein mit drollig hochgeringeltem Schwänzchen hinter ihr drein. Etwa in 2600 Meter Höhe erreichten wir an der Nordostecke des Kraters die Stelle, wo die Umfassung am tiefsten eingebrochen war, und sahen, auf der Schwelle haltend, eines der großartigsten und düstersten Naturtheater vor uns.

Zu unseren Füßen dehnte sich die kreisrunde Bodenfläche des Kraters von drei bis vier Kilometer Durchmesser. Senkrecht himmelan steigende, blauschwarze Felswände türmten sich auf drei Seiten um das riesenhafte Rund und verzackten sich in schwindelnden Höhen zu einer phantastischen Silhouette gegen das warme Himmelsblau. Gerade uns gegenüber, zweitausend Meter scheitelrecht über dem Grunde schwebend, stach die höchste

Spitze in den Zenit. Ihr tiefer Schatten deckte schon am frühen Nachmittage das kolossale Kraterverließ mit frostiger Dämmerung. Mitten aus dem Grunde aber erhob sich ein vollkommen ebenmäßig geformter, kahler Aschenkegel; für sich allein ein gewaltiger Berg annähernd von der Höhe des Vesuvs, aber inmitten des stellenweise doppelt so hohen, ungeheuerlichen Mauerrings, dessen äußerste Zinnen seinen Gipfel noch um einen Adlerflug überragten, wirkte der eingeschlossene Riese fast wie ein Zwerg.

Schauerlich tot und öde lag das gigantische Panorama vor unseren Blicken wie ein Höllentraum homerischer oder dantescher Phantasie. Erdrückt von der Wucht des Anblicks stiegen wir über die Felsenschwelle, die uns von der grünen, lebendigen Welt da draußen trennte, in die Unterwelt hinab.

Der Kraterboden war vielfach zerrissen und zerklüftet. Um Schluchtenränder türmte sich zyklopisches Steingeröll. Der größte Teil der Fläche war mit einem toten Zerrbild von Pflanzenwuchs bedeckt. Über eine mannshohe, schwarzgraue Schicht dichten Gestrüpps ragten in weiten Abständen hohe Zedernstämme heraus. Ihre spärlichen, kahlen Äste starrten waagerecht gleich Rahen in die Luft, und dichte, weißgelbe Flechtenbärte hingen wie Eiszapfen daran herunter; so gewannen die Stämme das Aussehen wie Masten im Polarmeer vereister Segelschiffe. Es mußte einmal ein furchtbarer Brand über das Kraterinnere hinweggegangen sein. Man stelle sich vor: der ganze Riesenkessel ein brausendes Feuermeer, aus dem die hohen Zedern wie neronische Fackeln hervorlodern — ein grandioses Inferno! Alles war verkohlt, erstorben, schwarz und grau, kein Leben, kein Grün dazwischen. Kein Lufthauch regte sich, kein Vogelschrei unterbrach die lauernde, atembeklemmende Stille.

In dieſer Totenwelt wollten wir die Nacht und den nächſten Tag verbringen. Vorausgeſetzt, daß wir Waſſer fanden. Von der gegenüberliegenden Felswand leuchtete uns ein ſenkrechter Streifen entgegen – glitzernd weiß wie ein ſchäumender Waſſerfall. Mit unſäglicher Mühe quälten wir uns über Felſentrümmer und durch Geſtrüpp dahin, um endlich, im Dornenwuſt buchſtäblich ſteckenbleibend, zu erkennen, daß unſer Waſſerfall nichts als eine von Steinlawinen ausgefahrene Schurre war. Alſo zurück. Die Geſchwiſter raſteten mit den Reittieren und der Karawane an einer offenen Stelle. Ich machte mich allein mit Juſſuffiri weiter auf die Suche. Mit Gewalt zwängten wir uns durch den zähen Dornbuſch, kletterten halsbrecheriſche Schluchtenwände hinunter und herauf, durchſtöberten jeden Winkel, wo ſich ein Anflug von Grün zeigte – nichts! Nichts! In der Regenzeit mochte hier überall Waſſer gefloſſen ſein, jetzt war alles vertrocknet. Schon drohte die Nacht uns zu überraſchen. Noch ein letzter Verſuch in der Richtung, wo eine tiefe Schlucht in der Südoſtecke den Kraterwall zu durchbrechen ſchien. Und richtig: dort unten, tief zu unſeren Füßen, murmelte es. Da hatten wir nun Waſſer und hatten doch keins. Denn wie wir's auch anſtellten, nirgends war an der ſenkrechten Felswand in die Sohle des Abgrunds hinunterzugelangen.

Juſſuffiri rief die Karawane herbei, mir ließ die Sorge keine Ruhe, ich verſuchte durch eine große Umgehung einen anderen Zugang weiter unten zu der Quelle zu finden. Aber kaum war ich ein paar hundert Schritte gegangen, da watete ich ſchon im Waſſer. Auf einer kleinen Lichtung ſtanden mehrere große, von Waſſerlinſen durchwachſene Tümpel. Eine Unmenge Spuren zeigten, daß Büffel, Nashörner und Elefanten hier zur Tränke gegangen waren.

Nun atmeten wir alle auf. Als der Vollmond sich über die Gipfelzacke der schwarzen Ringwand heraufschob, loderten ihm die Lagerfeuer auf unserer Elfenwiese entgegen. In flachen Manöverzelten verbrachten wir die Nacht. Als wir uns bei Sonnenaufgang fröstelnd aus unseren Schlafsäcken herauswanden, waren die Zelte, die Wiese, die Zederngalgen umher, alles dick bereift. Die nackten Gipfel aber leuchteten rot angestrahlt über der bläulichen Dämmerung unseres Kerkers.

Unser Ziel war nunmehr die Spitze des Aschenkegels. Es war ein schweres Stück Arbeit, schier ein Ankämpfen gegen die Gesetze der Natur. Die weiche Lavaasche, die die Flanken des Berges ringsum bedeckte, bot dem Fuße nirgends Halt. Jeder Schritt nach oben mußte unter Ausrutschen und Abwärtsgleiten erkämpft werden. Je höher wir kamen, je grausiger der Blick rückwärts in die Tiefe wurde, um so entmutigender wirkte der heimtückische Widerstand, mit dem der stets nachgebende Berg uns narrte. Ein gereiztes Gefühl der Hilflosigkeit wollte sich der Gefährten bemächtigen. Es war, als flösse der ganze Berg, als suchten uns höhnische Gewalten mit verborgenen Klauen die unheimlich steilen Lehnen hinunterzuzerren. Der Aufstieg auf den Glasberg im Märchen kam uns in den Sinn. Aber Geduld und entschlossener Wille siegten; und am Nachmittag standen wir auf der felsigen Spitze des Kegels. Die Mühe hatte gelohnt. Mehr noch als der einzigartige Umblick in die öde Tiefe des Kraters und der weite Ausblick über die Einbruchsstelle im Osten hinaus auf die sonnige Steppe bis zum Kibo war es etwas anderes, was uns erhob und beglückte. Wir hatten durch unseren schwer errungenen Sieg die lastenden Eindrücke dieser schauerlichen Welt überwunden und hatten die Hölle zu unseren Füßen gelegt.

GERICHTSTAG

In jungen Kolonialländern herrschen im Anfang meist primitive Rechtszustände. Die spärlichen Kolonisten schlagen sich auf eigene Faust durch und fühlen sich mehr oder weniger wohl dabei. Ihre Rechtsbeziehungen zur Umwelt regeln sich in der Hauptsache nach der tatsächlichen Macht der Beteiligten, ihre Interessen wahrzunehmen und ihren berechtigten oder unberechtigten Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Hilf dir selbst! ist die Losung des einsamen Kolonisten. Begeht er Unrecht, so wird er die natürlichen Folgen davon zu tragen haben oder sie aus eigener Kraft abwenden. Das geschriebene Recht, das irgendwo an der fernen Küste oder in der überseeischen Heimat auch für ihn mit gesetzt wird, hat nur wenig oder gar keine praktische Geltung für ihn, und er sieht wohl auch mit Geringschätzung darauf herab. Zwar besagt irgendeine rote oder blaue Linie auf den amtlichen Karten, daß auch für ihn ein Richter zuständig ist, aber dieser Richter sitzt Hunderte von Kilometern entfernt, seine helfende oder strafende Hand reicht nicht bis zu ihm. So trägt der Hinterwäldler eine Zeitlang allein die ganze Last der Rechtsunsicherheit und genießt dafür auch die Freiheit vom Paragraphenjoch.

Aber die Verhältnisse ändern sich. Die Besiedlung wird dichter. Die Rechtsbeziehungen vervielfältigen sich. Allerorten stoßen sich die Interessen. Das Bedürfnis nach geordnetem Rechtsschutz wächst zusehends und macht das Vorhandensein eines wirklich

erreichbaren Gerichts notwendig. Aber es ist nur zu verständlich, daß dennoch das erste Fußfassen des Richters im Hinterlande mit geteilten Gefühlen begrüßt wird, und zwar vielfach gerade von den kraftvollsten, selbständigsten Elementen; denn damit ist die erste freie Sturm- und Drangperiode der kolonialen Entwicklung, das „Heroenzeitalter", wie es gern mit einem bissigen Untertone genannt wurde, unwiderruflich abgeschlossen. Jetzt fallen zunächst die unausbleiblichen Unbequemlichkeiten, die auch die elastischste Anwendung eines fertigen Rechtssystems auf unfertige Verhältnisse mit sich bringt, in aller Augen. Mit einer leidenschaftlichen Teilnahme, die in der Heimat so gut wie ganz unbekannt ist, wird jeder Rechtsgang verfolgt, jeder Spruch im ganzen Gerichtsbezirk und in der Presse verbreitet und begutachtet. Auch die Unbeteiligten haben das Gefühl: tua res agitur, und so gewinnen die meisten Entscheidungen sofort über den Einzelfall hinaus grundsätzliche, richtunggebende Bedeutung. Nach einer Übergangszeit hat sich alle Welt auf die neue Einrichtung umgestellt. Der Richter kann gar nicht mehr genug belehren und helfen, er wird, unablässig seinen Bezirk bereisend, zum allgemeinen Berater, und allmählich lebt sich mit dem wachsenden Vertrauen zum Gericht in allen Kreisen das Bewußtsein ein, daß auch für eine jugendliche, werdende Gesellschaft die unantastbare Hoheit des Rechtes ihre sicherste Grundlage bedeutet.

Dieser Art waren auch die Erfahrungen des jungen Bezirksgerichts Moschi. Die eigentliche Schwierigkeit, zugleich aber auch der größte, immer neue Reiz der Richtertätigkeit lag darin, daß sie sich nicht in den ausgefahrenen Gleisen der heimischen Rechtspflege bewegen konnte und durfte. Die eigenartigen wirtschaftlichen Verhältnisse, das Zusammenleben von Menschen

der verschiedenartigsten Rassen, Nationen und Kulturstufen brachten es mit sich, daß jeder nicht ganz gewöhnliche Rechtsfall Fragen aufwarf, denen mit den Paragraphen des deutschen Rechts nicht beizukommen war, ohne den Dingen Gewalt anzutun. Daraus ergab sich ein weiter Spielraum für das freie richterliche Ermessen, der eine schwerwiegende Verantwortung in sich schloß. Es galt in zahlreichen Fällen nicht nur Recht anzuwenden, sondern Recht zu schaffen.

Der neugebildete Gerichtsbezirk Moschi umfaßte noch immer ein Gebiet etwa von der Ausdehnung Bayerns. Eine große Beweglichkeit des Gerichts war daher selbstverständliches Erfordernis. Neben der laufenden Arbeit in den Amtsstuben der Feste Moschi mußten fortgesetzt, je nach dem Bedürfnis, an den Verkehrsmittelpunkten der dichter besiedelten Gebiete Gerichtstage abgehalten werden, auf die sich vor allem die öffentlichen Sitzungen zusammendrängten. Und darüber hinaus war es nötig, daß der Richter von Zeit zu Zeit auch in den entlegeneren Teilen seines riesigen Sprengels auftauchte, um einzelne Amtshandlungen vorzunehmen.

Die häufigsten Gerichtstage fanden naturgemäß in Neu-Moschi, der Miniaturhauptstadt des Kilimandjarogebiets an der damaligen Endstation der Usambarabahn, statt. So ein Gerichtstag war stets ein großes Ereignis für das ganze Land. Schon am Tage zuvor treffen zu Fuße, zu Roß, zu Wagen, mit und ohne Karawanenbegleitung, die Parteien, Zeugen und Zuschauer in Scharen ein. Die Eisenbahn bringt Anwälte und sonstige Beteiligte von der Küste herauf. Alle Gasthäuser sind gefüllt und hallen wider von dem feuchtfröhlichen Betrieb, der sich immer entwickelt, wenn Afrikaner zusammenkommen.

Die geräumige Festhalle des Kilimandjarohotels ist als Ge-

richtssaal eingerichtet, und beim Beginn der Sitzungen von einem vielköpfigen, schaulustigen Publikum besetzt. Askaris und schwarze Gerichtsboten regeln den Verkehr. Der Richter mit seinen Laienbeisitzern nimmt Platz, und das Schauspiel beginnt. Strafsachen und Zivilsachen lösen in buntem Wechsel ab und entrollen oft in dramatischer Weise farbenreiche Bilder von den Menschen und Zuständen im Innern. Alle Typen treten auf, neben dem deutschen Pflanzer und Kaufmann der burische Frachtfahrer, der griechische Gastwirt, der goanesische Schneider, der indische Krämer, der schwarze Pflanzungsarbeiter, die verschämte Massaimaid. Europäische, afrikanische, asiatische Sprachen klingen ans Ohr. So viele Rassen, so viele grundverschiedene Temperamente, und jedes will anders genommen sein.

Tagelang, oft bis spät in die Nacht hinein, dauerten die Gerichtstage. Wahre Schlachten der Arbeit. Woran dem rechtsuchenden Publikum gelegen war, das war vor allem schnelle Justiz. Mit schleppenden Prozessen war da draußen, wo sich alles im Fluß befand, noch viel weniger gedient als in den stetigeren Verhältnissen der Heimat. Um diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen, ergab sich für das junge Gericht ganz von selbst ein Verfahren, das der englischen Gerichtspraxis ähnelte. Die umfangreichsten Rechtsstreitigkeiten, die sich nach der deutschen Prozeßordnung in eine unabsehbare Kette von Verhandlungs-, Verkündungs- und Beweisterminen aufgelöst hätten, wurden auf einen einzigen Termin zusammengedrängt, zu dem nach sorgfältiger Vorbereitung alle Beweismitel auf einmal herbeigeschafft wurden. So nahmen auch Zivilklagen — wie in England — oft einen theatralischen Verlauf wie Schwurgerichtsprozesse, mit zusammenfassenden Schlußplaidoyers der Anwälte, und die Urteile konnten im unmittelbaren Anschluß daran, wenn

auch manchmal erst um Mitternacht, herausspringen. Eine Folge dieser prompten Justiz war es wohl auch, daß Berufungen an das Obergericht in Daressalam so gut wie nie vorkamen.

In mancher Hinsicht hatte die Tätigkeit des Richters im Innern etwas mit der des Arztes gemeinsam. Nicht nur, daß er in seiner Gerichtstags-Poliklinik die einzelnen vor ihn gebrachten kranken Rechtsbeziehungen jeder Art zu heilen und einzurenken hatte. Die wichtigste Aufgabe des Arztes war, solche Volkskrankheiten, die die allgemeine Wohlfahrt besonders beeinträchtigten, systematisch zu bekämpfen. Auch vom Richter mußte gefordert werden, daß er vor allem die Grundlagen für eine gedeihliche Entwicklung des Landes schützte und befestigte und allen Schädigungen dieser Grundlagen mit besonderem Nachdruck zu Leibe ging.

Der Bezirk war zum größten Teile Viehzuchtgebiet. Die Rinderherden im Besitze der Weißen und Schwarzen zählten nach Hunderttausenden, aber dieser reiche Besitz konnte, wie gerade dort die Erfahrung gelehrt hatte, durch Seuchen im Umsehen vernichtet werden. Jede Verletzung der Viehseuchengesetze gefährdete also die Allgemeinheit in ungleich höherem Maße als zum Beispiel ein noch so frecher Diebstahl oder Betrug. Hier war drastisches Vorgehen gegen die Übertreter geboten. Einen Schatz von unermeßlichem Werte stellten ferner die Wildmengen des Landes dar; diesen Reichtum der Nachwelt zu erhalten, war das Ziel der strengen Jagdgesetze der Regierung. Mit aller Schärfe war daher gegen die unsinnige Vernichtung dieser Schätze durch schießwütige oder gewinnsüchtige Jagdfrevler einzuschreiten. Aber die allerwichtigste Grundbedingung für jede gesunde Entwicklung war eine verständige, menschliche und gerechte Behandlung der Eingeborenen, und wenn es in diesem

Punkte jemand an der nötigen Einsicht und Selbstbeherrschung fehlen ließ, so war rücksichtslose Ahndung die beste Kur für ihn und das wirksamste Schutzmittel für die Gesamtheit.

Auf allen derartigen Gebieten einen eindrucksvollen, weithin wirkenden Anschauungsunterricht zu erteilen, aufklärend, erziehend, abschreckend zu wirken, das gehörte zu den fruchtbarsten Aufgaben dieser öffentlichen Gerichtstage.

Die Schwarzen hatten sofort herausgefunden, daß auch ihre Rechte einen kräftigen Schutz beim Gericht fanden, und die Klagen der Eingeborenen gegen Weiße bildeten einen beträchtlichen Bestandteil auf den Terminzetteln der Gerichstage. Es war eine hohe, menschliche Genugtuung für die deutschen Richter in Afrika, zu sehen, in welchem Maße sich ihnen das Vertrauen der Neger zuwandte. Freilich gehörte meistens sehr viel Geduld dazu, in dem verworrenen Wortschwall, den die Schwarzen unbeholfen und übereifrig in allen möglichen Sprachen und Mundarten hervorsprudelten, sich zurechtzufitzen und den belangreichen Kern herauszuschälen; aber ihre kindliche Freude, sich endlich verstanden zu wissen und Hilfe zu bekommen, belohnte reichlich.

Es ist wohl kein Wunder, dem Richter pflegte der Kopf nicht schlecht zu brummen, wenn solch ein Gerichtstagswirbel hinter ihm lag. Endlich ist die letzte Sitzung geschlossen, die letzte Auskunft erteilt; draußen ist die Trägerkolonne mit den Reiselasten schon angetreten, denn es soll gleich abmarschiert werden, um hundert Kilometer weiter den nächsten Gerichtstag abzuhalten. Eben habe ich das Maultier bestiegen und will den Befehl zum Abmarsch geben. Da kommt schweißtriefend im Laufschritt eine Horde von fünfzig Negern angestürmt, die ganze Arbeiterschar einer weitentfernten Pflanzung. Sie haben gehört, der Bwana Hakimu, der Richter, ist da und wollen ihren Herrn wegen

einer Lohnstreitigkeit verklagen. Hinterdrein kommt der Pflanzer selbst und erklärt händeringend, dieser plötzliche Generalstreik, jetzt mitten in der Pflanzzeit, wäre sein Ruin. Richter, hilf! Also los! Die glühend heiße Straße wird zum Tribunal, und eine halbe Stunde später lehrt ein Händedruck des Weißen und ein fröhliches „Leb wohl, Herr!" aus fünfzig schwarzen Kehlen, daß die Mühe gelohnt hat und der Friede wiederhergestellt ist.

Wie in ein stärkendes Bad tauche ich endlich in die einsame Wildnis unter. Allmählich beruhigen sich die im Schädel tanzenden Gedanken. Man ist wieder Mensch, nur Mensch in der großen Natur. Die geliebte Steppe nimmt mich an ihr Herz.

Tag für Tag wird marschiert, beobachtet, gepirscht; jeden Abend aber, wenn's kühler wird, holt Hamis mit ehrfürchtiger Scheu aus der Aktenkiste die geheiligten „Bücher der Regierung" und legt sie auf den Zelttisch unter einem alten Affenbrotbaum oder einer Schirmakazie, stellt das Reisetintenfäßchen und die Teetasse dazu, und dann wird der Ertrag des Gerichtstags zu Papier gebracht. Bis spät in die Nächte brennt die einsame Lampe, während draußen im Busch Hyänen heulen oder fernher Elefanten trompeten. Und jeden Morgen eilt ein Schnelläufer mit einer leichten Fracht im Wachstuchbeutel nach Moschi zurück, dem Gerichtsbüro die fertigen Protokolle, Urteile, Beschlüsse, Arrestbefehle und dergleichen zur weiteren Bearbeitung zu überbringen.

Wochenlang und monatelang ritt so der Richter durchs Land, wie einst die altdeutschen Königsboten in der Zeit Karls des Großen, überall nach Bedarf Thing abzuhalten und sich mit Wesensart und Lebensverhältnissen seiner Gerichtseingesessenen vertraut zu machen. Von den Entfernungen kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die einfache Reise vom Gerichtssitz bis zu der entferntesten größeren Europäerniederlassung an der Bezirksgrenze zwei bis drei Wochen reiner Marschzeit in Anspruch nahm und durch die wildesten und großartigsten Steppen- und Gebirgslandschaften führte.

Der Reiz der Ursprünglichkeit umgab diese Stegreif-Richterpraxis in der Wildnis. Bald stellt die Wohnstube eines einsamen Farmerhauses, bald das Laubdach uralter Schattenbäume, bald das Zelt in offener, sonniger Steppe den Gerichtssaal dar, und immer ist hier für eine kurze Zeitspanne der Brennpunkt für das umgebende Land. Askaris eilen nach allen Richtungen, um die Anwesenheit des Richters bekanntzumachen und Parteien und Zeugen ins Lager zu entbieten. Allmählich kommen sie von den Farmen weit und breit, zu Fuß und zu Roß. Boten melden sich, speertragende Massai, die Tagereisen weit gewandert sind, um einen Brief, eine Einladung, einen Gruß, einen Blumenstrauß von ihrem Herrn zu überbringen. Die Häuptlinge der Umgegend schicken Gesandtschaften mit Verpflegungslasten.

Mancher stellt sich ein, nur um das Neueste zu hören und sein Herz auszuschütten. Da gibt's alle Hände voll zu tun. Irgendein Biedermann, und wenn's nicht anders geht, eine Farmerin, wird, um der Form zu genügen, als Gerichtsschreiber verpflichtet, und wenn den Amtspflichten Genüge getan ist, folgt ein fröhliches Beisammensein auf der Pirsch oder beim Whisky-Soda.

Aber auch wenn der Richter auf dem Weitermarsche längst in der Steppenunendlichkeit untergetaucht ist, muß er gewärtig sein, daß ihn ein Berittener einholt, der in Eilmärschen seiner Fährte gefolgt ist, um einen dringenden Antrag anzubringen. Da wird im Sattel verhandelt und entschieden, und ein bekritzeltes Notizbuchblatt wird zur schwerwiegenden, gerichtlichen Urkunde.

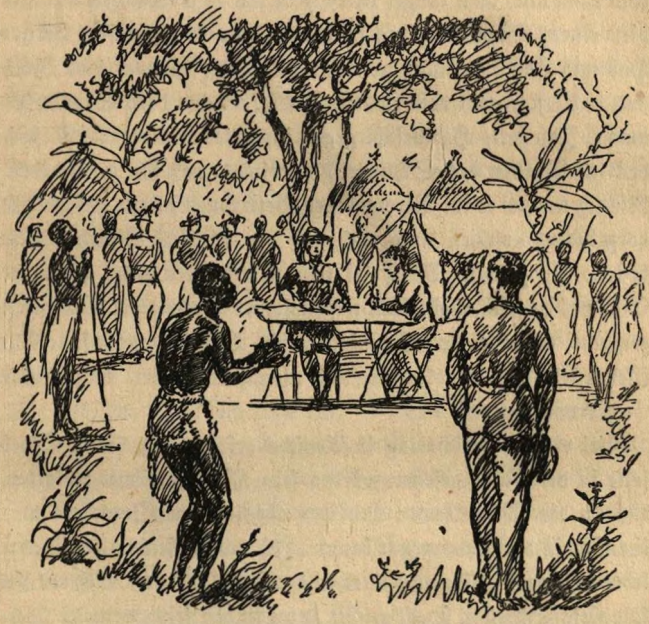
Bei solcher Praxis bildet sich von selbst ein freierer Stil, der die notwendigen gesetzlichen Förmlichkeiten zwar nicht außer acht lassen darf, sie aber nach Möglichkeit geschmeidig macht und den gegebenen Umständen anpaßt. Ein formstarrer, kommissiger Betrieb würde die Gerichtsbarkeit unter Hinterwäldlern aller Volkstümlichkeit und lebendigen Wirkung berauben. Vor allem zeigte sich wie einst in den jungen Kolonien des amerikanischen Wildwest, daß dem Bedürfnis der Bevölkerung mehr der Friedensrichter entsprach, der, wo immer möglich, Versöhnung stiftet, als der kühle Jurist, der exakte Entscheidungen fällt.

Zwei Nachbarn haben sich überworfen. Jahrelang waren sie Herzbrüder gewesen und hatten alle Nöte einer schweren Anfängerzeit zusammen getragen. Endlich hatte die allzugroße Busenfreundschaft den üblichen Erfolg gehabt, sie verkrachten sich um Nichtigkeiten und suchten sich nun ernstlich in der neuen Rolle als Todfeinde gegenseitig um guten Namen, Brot, Familienglück, kurz „alles was dein Nächster hat", zu bringen. Zum

mindesten glaubte das jeder vom anderen. Beleidigungen, Strafanzeigen, Zivilklagen herüber und hinüber, ein ganzer Rattenkönig von Prozessen. Statt sie zu verhandeln, lud ich meine beiden Pappenheimer, die ich recht gut kannte, zum Dämmerschoppen in mein Lager. Sie erschienen, Dolche im Blick, dicke Aktenmappen unterm Arm. Eine Stunde lang rollten die rhetorischen Phrasen des einen und raschelte der atemlose Redefluß des anderen. Ich hörte geduldig zu, brach nur den vergiftetsten Pfeilen die Spitze ab und sorgte bei den Kraftstellen, daß die redewütigen Kehlen nicht vertrockneten. Endlich war der aufgespeicherte Vorrat an Gift und Galle verspritzt, und ich konnte die Vernunft, die dem Humor so verwandt ist, zu Gehör bringen. Eine halbe Stunde später hatte ich die Todfeinde beim schallenden Lachen — über ihre eigene Torheit. Waffenstillstand, bald darauf Friedensschluß, „Du" und „Du" und „Prost" herüber und hinüber, die verfitzten Knoten waren entwirrt, Name, Brot, Familienglück gerettet, Kosten und Prozeßärger gespart, und der Richter mußte die neubesiegelte Freundschaft begießen helfen, bis seinen Gästen zu dem vergangenen Hader auch alle übrigen Sorgen und Schmerzen dieser Welt im Meere der Vergessenheit versanken.

Die Frauen von zwei angesehenen Pflanzern waren ins Netz der Kreuzspinne „Buschklatsch" geraten. Klage und Widerklage lief beim Kadi ein. Die eine sollte über die andere dies, die andere über die eine das gesagt haben. Ein formeller Prozeß, mit allem Drum und Dran in öffentlicher Sitzung durchgeführt, würde, wie er auch ausging, ärgerliches Aufsehen erregt und recht peinliche Folgen für die tüchtigen Ehemänner gehabt haben. Also wurde im „Hotel" ein feierlicher Sühnekaffee gerichtet. Hoch zu Rosse im schicken Reitdreß kam die eine der Damen angesprengt,

in eleganter Heimattoilette folgte die andere. Man nahm am blumengeſchmückten Tiſche bei Kaffee, Biskuits und Cherry Brandy Platz und plauderte erſt mal ein Weilchen — es gibt ja ſo viel zu plaudern —, man kam gar nicht ſo recht in Stimmung, die viele mitgebrachte ſittliche Entrüſtung an den Mann



zu bringen, und ſchließlich verewigte das Protokoll, daß alles nur Irrtum und Mißverſtändnis geweſen und daß die liebenswürdigen Gegnerinnen einander gern aufs neue ihre ungeſchmälerte Hochachtung verſicherten.

Zu manchem ſeltſamen Stück Richterpraxis gaben die Buren den Anlaß. Der Wali, der ſchwarze Bürgermeiſter, eines weit

im Innern gelegenen Ortes war schwer verschuldet. Da schickte ihn der wohlwollende Bezirksamtmann mitsamt seiner Rinderherde, die noch immer ein stattliches Vermögen darstellte, nach Aruscha; dort bei den hohen Viehpreisen sollte er verkaufen und so seine Schulden regeln. Der gute, etwas dusselige alte Mohr kam denn auch nach langer Reise glücklich in Aruscha an und fiel hier einem Burenjüngling in die Hände, der ihm sein ganzes Hab und Gut für nichts abschwindelte. Der Gauner hieß Roetz und hatte sich nach vollbrachter Tat sofort aus dem Staube gemacht. Ich hatte Haftbefehl gegen ihn erlassen und alle Behörden im Norden des Schutzgebiets ersucht, auf ihn zu fahnden. Richtig tauchte er im Bereich einer Bezirksnebenstelle auf, wurde vorgeladen, erschien auch und gab ein dreistes Märchen zum besten: der gesuchte Roetz sei sein Vetter, ein ganz gewiegter Bursche, er selbst habe ihm wegen seiner Betrügerei Vorwürfe gemacht, dann sei der Schwindler ins Britische verduftet. Die Nebenstelle ließ ihn laufen, und monatelang hörte man nichts wieder von ihm.

Bei einem Gerichtstag in Aruscha erfuhr ich zufällig, Roetz solle in der Nähe gesehen worden sein. Nun kam mir zustatten, daß ich die Winkelburen und ihre abgelegenen Quartiere weit draußen in der Steppe gut kannte. Ich wußte, seine alte Mutter lebte in einem einsamen Hüttchen dreißig Kilometer entfernt am Oldoinjo Sfambu. Dort mußte er zu finden sein, wenn er überhaupt in der Nähe war. Also hin. Höchste Eile tat not. Marschierte ich brav wie ein ordentlicher Kaiserlicher Beamter da hinaus, so war der Bursche, ehe ich ankam, längst gewarnt und geflüchtet, und um den ganzen Meru herum hätten die Buren dem Richter lange Nasen gemacht. Also ließ ich Zelt und Karawane zurück, schnallte die Parabellumpistole um den Uniform-

rock, sattelte den besten Hengst von Aruscha, ließ mir von der Schutztruppenkompanie zwei gut berittene Abessinier mitgeben, und fort ging's. Es war schon Nachmittag, ich war von einem bewegten Gerichtstag reichlich abgespannt, und nun dreißig Kilometer meist Trab und Galopp auf nassem, glattem Steppenpfad in der Regenzeit.

Die Sonne wollte gerade untergehen, als wir nach scharfem Ritt vor dem dürftigen Häuschen der Witwe Roetz abseits des Weges eintrafen. Unter dem Vordache räkelte sich, die Hände in den Hosentaschen, die Zigarette im Munde, ein junger Mann. Neben ihm standen, neugierig stierend, zwei tropisch entwickelte Mädchen. Die Askaris sprangen ab, ich ritt heran. „Guten Abend! Sind Sie Roetz?" – „Ja." Dreist und verdutzt sah er mich an. „Ihr Vorname?" – Henrik Aberjan." – Stimmte. „Haben Sie einmal von einem Schwarzen Vieh gekauft?" – „Nein, niemals!" – „Gibt es noch einen anderen Roetz?" – „Nein, ich bin der einzige." In seiner grenzenlosen Überraschtheit fiel ihm hier keine Lüge ein. – „Sie sind verhaftet."

Jetzt riß er aber die Augen auf. Seine Schwestern starrten mich feindselig an. In diesem Augenblick trat seine Mutter, unter einer schwarzen Holländerhaube, aus dem Hause. Ich begrüßte sie und ließ ihr durch ihren Sohn verdolmetschen, er sei Gefangener und solle sich auf eine längere Abwesenheit einrichten. Sie nahm es stumpf auf. Inzwischen hatte er sich so weit gefaßt, daß er erklärte, er sei krank und könne nicht mit nach Aruscha kommen. Ich schärfte ihm ein, das Haus nicht zu verlassen, stellte die Askaris als Doppelposten auf, und ritt ab, ein Unterkommen für mich zu suchen. Denn noch heute mit meinem Fang nach Aruscha zurückzukehren, war in der stockdunklen Nacht für Mensch und Tier unmöglich.

Es begann in Strömen zu regnen. Ich ritt durchnäßt durch die ſchauerliche Nacht, über ſchwarze Flächen, durch tiefe Schluchten, bis ich in der einſamen Schule bei einem deutſchen Lehrer ſorgliche Aufnahme fand. Nach wenigen Stunden Schlaf brach ich im Morgengrauen wieder auf und ritt zurück, das Reittier meines Gaſtfreunds am Zügel führend. Wird der Vogel noch im Bauer ſein? Wie ich über die letzte Höhe vor dem Roetzſchen Hauſe komme, höre ich plötzlich Gewehrfeuer, mehrere Schüſſe raſch hintereinander, die Kugeln ſauſen in einiger Entfernung an mir vorbei. Sollte der Kerl verſuchen ...? Buren ſelber hatten mir erzählt, der Taugenichts habe ſchon auf Weiße geſchoſſen. Ich ſprenge alſo, auf alles gefaßt, heran, den Knopf der Piſtolentaſche geöffnet. Hundert Schritt vor dem Häuschen der Witwe Roetz ſtand ein Zelt und davor ein Treckbur, breitſpurig und grinſend. „Morgen!" – „Morgen!" – „Was war das eben für eine Schießerei?" – „Ach Gott, ich habe ein bißchen mit meiner Frau Scheibe geſchoſſen, das machen wir jeden Morgen." – „Na, warum auch nicht! Übung macht den Meiſter. Morgen." – Es geht doch nichts über den Spaß, den gefährlichen „Sherlock Holmes" mal tüchtig zum beſten zu haben.

Musje Roetz ſtand gemütlich vor ſeinem Hauſe und bot mir mit Biedermannsmiene ein „Koppje" Kaffee an. Ich dankte freundlich, unterſuchte ſeine Taſchen, er nahm ohne viele Worte Abſchied von Mutter und Schweſtern und beſtieg das Maultier des Lehrers. Stumm trabten wir nach Aruſcha zurück. Er ſaß auf dem Tier wie eine Wäſcheklammer, die Beine lang nach vorn geſtreckt, wie die Buren alle reiten, eine Hand in der Hoſentaſche, mit einer Miene, als ginge ihn alles nichts an. Die beiden Abeſſinier folgten mit geladenen Gewehren.

In Aruscha war das Staunen groß, als die seltsame Kalvakade einzog. Herr Roetz wurde eingesperrt. Eine Nacht in der Zelle tat Wunder. Am folgenden Morgen legte er ein umfassendes Geständnis ab und gab noch ein halbes Dutzend andere Buren als Mittäter und Hehler an. Und auf dem nächsten Gerichtstage hat es der ganzen Gesellschaft von Kulturpionieren arg in die Bude gehagelt. Mir aber wurde von besorgten Gemütern geraten, künftig nicht mehr allein durch die Burengegenden zu reiten.

Monatelang beschäftigte das Gericht ein böser Wucherprozeß. Das Gouvernement selbst hatte mir den Verbrecher zur Bestrafung angezeigt und einen Aktenband voll Erörterungen heraufgeschickt; aus seinen Blättern fügte sich Zug an Zug zu einem schwarzen Bilde von empörender Gemeinheit. Dieser Mensch hatte die Neger in seiner Umgebung unter Ausnutzung ihrer Notlage und ihres Unverstands gewerbsmäßig aufs schändlichste ausgewuchert. Es war eigentlich alles so klar und vollständig, daß nur die Frage übrigblieb, wieviel Jahre Zuchthaus dem Burschen gebührten, ehe er per Schub aus der Kolonie hinausflog. Ich machte mich also auf, mir den Schädling, der seit einiger Zeit mutterseelenallein auf einer der entlegensten Farmen saß, erst einmal persönlich anzusehen. Schon die erste Begegnung machte mich stutzig. Ein schmächtiger junger Mann trat mir entgegen, zart, bescheiden und feingebildet, mit dem leidenden Zug und dem springenden Temperament des Lungenkranken. Nachdem er die Scheu überwunden, öffnete er dem Richter sein Herz. Er war ein Pfarrerssohn und hatte studiert, war dann aber seiner Lunge wegen nach Afrika gegangen und hatte sich eine kleine Pflanzung geschaffen. Hier hatte es Verwicklungen und Differenzen gesetzt, und um allem Ärger zu entgehen, hatte er

die Pflanzung, in der sein bißchen Vermögen stak, aufgegeben und sich als Farmangestellter ans Ende der Welt geflüchtet. Hier in der vollkommensten Einsamkeit hoffte er in gesunder Arbeit zu genesen. Da kam ihm dieser fürchterliche Prozeß über den Hals, der seine Existenz zu vernichten drohte.

Etwas anders hatte ich mir den Wucherer aus den Akten vorgestellt. Eine gründliche Untersuchung ergab denn auch bald ein anderes Bild und förderte eine unselige Verkettung widriger Umstände zutage: verhängnisvolle Mißverständnisse aus Sprachunkenntnis, aufgebauschter Klatsch konkurrenzneidischer Nachbarn, gereiztes Aufbegehren des überempfindlichen Kranken gegen vermeintliches Unrecht und jungenhafter Männerstolz vor Amtsthronen, als Gegenhieb schärfste Handhabung der Amtsgewalt gegen den phantastischen Nörgler und Besserwisser — und auf allen Seiten die gründlichste, ehrlichste Überzeugung von der sittlichen Verworfenheit des Gegenparts.

Nach Abschluß der Erörterungen suchte ich unangemeldet wiederum jene Farm auf. Er kam gerade aus dem Rinderkral, als ich eintritt. Vornübergebeugt, unterm Khakischlapphut, mit verschlossenem Gesicht, stand er da und ließ mich herankommen. Plötzlich erkannte er den Richter. „Ach Sie!" und seine großen, hellblauen Augen leuchteten warm auf. Noch einen halben Tag lang vernahm ich ihn, zerpflückte ihn wie im Beichtstuhl, bis endlich die unerschütterliche Überzeugung feststand, die der Richter dem Gesetz und seinem Gewissen gegenüber zu vertreten hat: Unschuldig. Und als ich ihm den Beschluß verkündete: „Das Verfahren wird eingestellt", da umklammerte er unter Tränen meine Hand und brachte mir Dank stammelnd zum Bewußtsein, welches Glück es auch einmal für den Richter sein kann, ein Menschenschicksal in die Hand zu bekommen.

Es war ein „großer Fall". Bei den Eingeborenen am Meru munkelte man, wildernde Buren hätten am Longido, einem Berg in der Nähe der englischen Grenze, eine Menge Elefanten geschossen. „Wird schon stimmen!" meinte der älteste Beamte des Bezirks. „Jahr für Jahr sickern Gerüchte von solchen heimlichen Elefantenschlachten durch. Aber herauszukriegen ist nie etwas. Wilderer und Hehler lassen sich nicht beikommen. Am besten, Sie schreiben die Sache gleich zu den Akten."

Indes so gering die Aussichten auf Erfolg auch waren, das junge Bezirksgericht mußte den Versuch unternehmen, diesem ewigen Jagdfrevel, der mit reißender Schnelligkeit zur Ausrottung unsres stolzesten Großwildes führte, entgegenzutreten. Eilig wurden in weitem Umkreise alle in Betracht kommenden Straßen durch Askariposten besetzt, um keinen verdächtigen Transport durchzulassen. Dann begab ich mich auf Reisen, um weitere Anhaltspunkte aufzuspüren.

Ich nahm meinen Weg durch eine Gegend, wo Mitwisser und Hehler der Wilderer zu vermuten waren. Die Ausbeute meiner Nachforschungen war gering, doch hatten sich immerhin einige Fingerzeige für weitere Mutmaßungen ergeben. So lud ich mir schließlich nach Aruscha einen Buren vor, auf den ein gewisser Verdacht fiel, die Seele des Unternehmens gewesen zu sein.

Pünktlich erschien Luis van Rooyen, eine schlanke, männliche

Erſcheinung in den Vierzigern mit tiefdunkelbraunem Geſicht und ſchwarzem Haar und Spitzbart. Sein harmloſer Gruß und ſeine erſte Frage zeigten, daß er nicht ahnte, warum ich ihn ſprechen wollte. „Sie haben vor vier Wochen am Longido acht Elefanten geſchoſſen", ſagte ich ihm auf den Kopf zu. Das Blut ſchoß ihm ins Geſicht, er wand ſich ein wenig, aber die Überraſchung war zu groß. „Ja. Aber nicht am Longido, ſondern ein Stück weiter, am Oldoinjo Erok im britiſchen Wildreſervat." — „Wer war mit dabei?" Widerſtrebend nannte er zwei andere Buren. — „Wo ſind die Zähne?" — Jetzt wollte er nicht mit der Sprache heraus. „Sie ſind vergraben", ſagte ich, auf die Richtigkeit meiner Vermutungen bauend. Er gab es zu. — „Wo?" — „Weit von hier, im Britiſchen." Nun fiel mir ein, daß van Rooyen ebenſo wie der eine ſeiner Genoſſen auf einer entlegenen Farm wohnte, die als ein Stelldichein abenteuernder Buren galt. Es war ganz unwahrſcheinlich, daß die Wilderer ſich ohne zwingenden Grund den weiten beſchwerlichen Weg nach der Grenze zweimal auferlegt hätten. Ich entgegnete daher: „Nein, diesmal weichen Sie von der Wahrheit ab. Hier in der Nähe liegen ſie vergraben." Er ſchwieg ſichtlich betroffen. — „Hören Sie, van Rooyen, die Zähne liegen auf der Farm Ihres Schwiegervaters de Groot." Da gab er den Widerſtand auf. „Das ſtimmt." — „Satteln Sie, wir reiten ſofort hinaus."

Im Nu wurde das Bezirksamt verſtändigt. Wenige Minuten ſpäter galoppierte ich mit van Rooyen davon. Der Abend näherte ſich. Ich befürchtete noch immer, wenn ich ihn zur Beſinnung kommen ließe, würde er ſeinen Schatz noch Gott weiß wie in Sicherheit bringen. Nach einer Stunde hielt ich auf dem ſchnaufenden Hengſt vor de Groots Hauſe. Van Rooyen war zurückgeblieben. Der alte de Groot ſtand vor der Tür. „Guten Abend,

Herr de Groot." – „Guten Abend, Richter." – „Wo ist das Elfenbein, das Sie verborgen halten?" – Wie angedonnert sah er mich an. „Elfenbein? Ich? Ich habe kein Elfenbein." – „Können Sie das beschwören, Herr de Groot?" – „So wahr Gott im Himmel . . ., ich habe kein Elfenbein." – „Überlegen Sie sich's wohl! Weder in Ihrem Hause noch auf Ihrem Grundstück vergraben?" – „Was ich weiß . . ." – „Gut, folgen Sie mir, Sie werden sehen."

Er ging mit. Inzwischen war van Rooyen herangekommen. Fünfzig Schritt vom Hause entfernt war ein kleines, dichtes Gebüsch. Van Rooyen ließ mich nicht lange suchen. An einer Stelle war das Gras verwelkt, die Sträucher etwas beschädigt. „Hier?" – „Jawohl, hier liegt's." Er tat selbst den ersten Spatenstich. Schwarze gruben weiter. Der alte de Groot, immer noch sprachlos, hielt die Pferde. Einen halben Meter tief hatten sie gegraben, da blinkte etwas Weißes. Ein Zahn nach dem anderen kam zum Vorschein, bis der ganze Schatz von sechzehn Zähnen gehoben war. De Groot blieb wie versteinert. Sein ganzes Kafferngesinde mußte mir die Beute bis zum nächsten Flusse schleppen. Dort war inzwischen der Bezirksamtmann mit Askaris und Trägern eingetroffen. Jeder Träger nahm einen Zahn über die Schulter, und so zogen wir in der Dunkelheit befriedigt mit unserem Fang in Aruscha ein.

Damit war aber die Sache erst halb getan. Es blieb noch die Frage: Waren die Elefanten auf deutschem oder auf englischem Gebiet geschossen? Daß van Rooyen in diesem Punkte, der für seine Bestrafung den Ausschlag gab, sich herauszureden suchte, war ihm schließlich nicht zu verdenken. Die Zeugen, die ich am nächsten Tage vernahm, machten es recht wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Annahme, die Tat sei am deutschen Longido

geschehen, doch zutraf. Es gab nur ein einziges Mittel, die Wahrheit festzustellen. Die Kadaver mußten noch zu sehen sein. Van Rooyen selbst sollte sie mir zeigen.

Schnell war eine Karawane für diese seltsame Reise ausgerüstet und einen starken Tagemarsch von Aruscha, bei der Schule Oldoinjo Sfambu am äußersten Rande der Kultur, bereitgestellt. Ein deutsches Schulmeisterlein, der schnurrigste Kauz im Lande, hauste dort am Ende der Welt und langweilte sich zu Tode mit seinen fünf Schulkindern von dem einzigen benachbarten Burenhofe.

Zur verabredeten Stunde stellte sich van Rooyen ein, in seinen besten Sachen, fast elegant, auf einem schönen Schimmel. Der Marsch sollte eben angetreten werden. Da kamen ihm Bedenken. „Ich wage viel", äußerte er. „Wer bürgt mir, daß nicht die englischen Behörden inzwischen telegraphisch benachrichtigt sind und mich an der Grenze verhaften? Ich wäre ein willkommener Fang für sie." — „Und wer bürgt mir," entgegnete ich, „daß ich aus der berüchtigten Wildnis am Erok, in der nur Sie Bescheid wissen, heil zurückkomme?" Er versprach mir, mich nach bestem Können zu führen, ich versicherte ihm, daß ihm keine Falle gestellt sei, und dann bekräftigten wir, im Sattel sitzend, diesen sonderbaren Vertrag zwischen Richter und Wilddieb durch Handschlag.

Drei Tage lang zogen wir durch die wasserlose Steppe der Grenze zu. Anfangs ritten wir schweigend vor unserer langen Trägerkolonne her. Aber der Zauber der Steppe, die er nicht minder liebte als ich, löste ihm rasch die Zunge, und bald ging er rückhaltlos aus sich heraus. Sein offenes, ruhiges Auftreten mußte für ihn einnehmen. Und er war ein interessanter Kerl. Stundenlang erzählte er in seiner bescheidenen männlichen Art

von seinem reichbewegten Leben. Den Krieg in Südafrika hatte er von Anfang bis Ende mitgemacht, hatte zwei Jahre lang nicht unter Dach und Fach geschlafen und alle Schrecken und Schönheiten des Steppenkrieges ausgekostet. Über die Fehler seines eigenen Volkes urteilte er ebenso ruhig und kritisch, wie es längst die Geschichte tut. Aber der tiefe Haß gegen England war noch nicht erloschen. „Reich waren wir nicht, aber wir hatten gut zu leben. Als der Krieg vorbei war, besaß meine Familie noch zehn Schilling. Alles übrige war vernichtet. Darum habe ich seither auch den Engländern wieder abgenommen, soviel ich ihnen nur nehmen konnte." Er spielte damit auf seine häufigen Raubzüge in das britische Wildreservat an.

Und wie verstand er sich auf Wild und Jagd hierzulande. Sein Steppenblick suchte im Reiten unablässig den Horizont ab, nichts entging ihm.

Im Lager schlug er sein Feldbett unter freiem Himmel auf und schlief in den Kleidern, sein Pferd dicht neben dem Bett. Eine Teekanne, ein Beutelchen Tee, ein Sack Hartbrot, Trockenfleisch und Zucker, das war seine ganze Küchenausrüstung. Die Blechtasse trug er unterm Rock am Gürtel. Den Koch machte er selbst.

Wir umgingen den Longido und bezogen am 23. Dezember das Lager hart an der englischen Grenze, an einem kleinen vom Erok herunterkommenden Flüßchen. In diesem einsamen idyllischen Winkel hatten nach van Rooyens Angabe auch die drei Buren seinerzeit mit ihren Ochsenwagen gelagert, um von hier aus ihren Jagdzug zu beginnen. Der Löwe hatte ihnen damals einen ihrer Ochsen im Lager geschlagen. Während ich auf Schwarzferfen und Schraubenantilopen pirschte, streifte van Rooyen die Grenze ab und stellte zu seiner Beruhigung fest, daß außer uns

kein Mensch in dieser Einöde war. Wir machten nun unseren Plan für morgen. Ich hatte beschlossen, als Privatmann, ohne Waffen und ohne Askaris hinüberzugehen. Nur drei besonders stämmige Träger und meine Parabellumpistole sollten uns begleiten. Van Rooyen schüttelte sehr bedenklich den Kopf. Mit den Leoparden sei im Erok nicht zu spaßen, und von Nashörnern wimmle es dort. Aber er mußte sich fügen. „Na, schließlich bin ich so viele Jahre in Afrika heil davongekommen", gab er zu, „so wird's ja wohl auch diesmal gut gehen."

Vor Sonnenaufgang brachen wir auf. Ein Askari meldete sich feldmarschmäßig zur Stelle. „Hast du Befehl, mitzugehen?" — „Nein, Herr!" — „Was willst du dann?" — „Mein Herz treibt mich, du darfst nicht ohne Schutz mit dem Buren in diese Wildnis gehen." Als ich ihn dennoch bleiben hieß, war sein schwarzes Herz schwer gekränkt. Die drei Träger waren so leicht wie möglich bepackt. Eine Zeltbahn und ein paar Decken für die Nacht, etwas Tee, Brot und Fleisch und van Rooyens alte Teekanne, das war das ganze Reisegepäck.

Wie oft hatte ich vom Westkilimandjaro aus den Oldoinjo Erok fern herüberdräuen sehen. Wie die riesige Festungsmauer eines englischen Grenzforts blaute er am Horizont. Und nun erstürmten wir ihn. Äußerst steil ging's bergauf. Aber wir wären in dieser felsigen, struppigen Gebirgswildnis wohl überhaupt nicht hinaufgekommen, hätten uns nicht Elefanten und Nashörner vorgearbeitet. Diese Dickhäuter sind die gewandtesten Wegebauingenieure. In kunstvollen Schlangenlinien schmiegen sich ihre Wechsel auf das sorgfältigste den Bergformen an und wählen immer die bequemsten Übergänge über Schluchten, die einem erst unüberschreitbar erscheinen. Van Rooyen benutzte diese Wechsel mit der Sicherheit des erfahrenen Waldläufers. Unser

Pfad zwängte sich fußbreit durch Gestein und Buschwerk am Abhang empor. Oft mußte man tiefgebückt durch lange, grüne Tunnel kriechen. Jetzt bog eine frische Nashornfährte in unseren Wechsel ein. Eben erst mußte das Tier vor uns hergestiegen sein, man sah deutlich, wie es alle paar Schritte mit seinem schweren Gewicht auf dem schlüpfrigen Boden nach hinten abgerutscht war. „Jetzt Augen und Ohren auf!" flüsterte van Rooyen und schlich wie ein Leopard vor mir her. Kam uns hier so eine Bestie entgegen, so war das Spiel verloren, ein Ausweichen gab's nicht. Aber wir hatten Glück. Als wir eben auf eine etwas freiere Stelle heraustraten, klang dicht vor uns der unverkennbare Warnungspfiff des Madenhackers, eines kleinen Vogels, der unzertrennlich mit und auf dem Nashorn lebt. Einen Pulsschlag später sahen wir den Bullen seitwärts abtrotten und verschwinden.

Nach zwei Stunden waren wir tausend Meter gestiegen und hatten damit die Höhe erreicht. Der Rückblick war von eigenartiger Schönheit. Über dem duftigen Wolkenmeer zu unseren Füßen schwamm blauschwarz der verwegen geschwungene Gipfel des Longido, wie eine Brandungswoge, die in dem Augenblick erstarrt ist, wo sie sich überschlagen will.

Auf der Höhe wurden die Nashornfährten massenhaft. Überall lag die frische, dampfende Losung. Mit allen Sinnen sichernd, pirschten wir uns vorwärts. Ich hielt die Pistole schußbereit in der Hand. Nirgends habe ich so wie dort empfunden, was man ohne romantische Übertreibung den Schauer der Wildnis nennen kann, jenes Gefühl einer willkommenen Gefahr, die einen beständig unsichtbar umgibt. Dabei schwelgte das Auge in der herrlichen Szenerie dieser wahrhaft jungfräulichen Bergwelt. Strotzendes Grün ringsum. Uralte Bäume und dichtes Ge-

strüpp, alles mit Flechten behangen. Felsblöcke, weißlichgrau wie Elefanten, lugen hervor. Üppige Rasenplätze unterbrechen die Wirrnis — den Urwald mit seinem überwältigenden Reichtum in ein paar armselige Worte fassen zu wollen, ist dasselbe wie der Versuch, das Meer mit der Hand auszuschöpfen.

Hat man sich erst in dem Gewirr von Berg und Tal zurechtgefunden, so erkennt man, daß die Höhen sich zu einem riesenhaften, unregelmäßigen Krater zusammenschließen, dessen Grund mit dichtem Wald ausgefüllt ist. Hier ist das Dorado der großen Dickhäuter. Hier war van Rooyen in seinem Element.

Er glich einem alten Leitbock. Jeder Nerv fieberte an ihm. Mit einem geradezu fabelhaften Ortssinn führte er mich hangauf, hangab durch dick und dünn so sicher wie in seinem Garten. Nach kurzer Zeit standen wir an den ersten drei und wieder nach einigen Stunden an den weiteren fünf Kadavern. Sie waren ekelhaft anzusehen. Jeder Elefant ein Haufen halbverwesten Fleischschlammes, aus dem ein paar riesige, weiße Knochen zusammenhanglos herausstarrten. Es waren stattliche Burschen darunter, von hundert Jahren und mehr. Ringsum hatten sich die Hyänen breite Promenadenwege und wahre Tanzplätze getreten. Ein Götterfest für sie! — Van Rooyen erklärte ernst und sachlich, wie sie's angestellt hatten. Sie waren frischen Fährten tagelang nachgegangen, bis sie erst auf eine Herde von fünfzehn bis zwanzig, dann auf eine von etwa dreißig Stück gestoßen waren. Und jedesmal hatten sie mit ihren treffsicheren Büchsen so viele wie eben möglich zusammengeschossen.

Unsere Träger hatten wir längst zurückgelassen. Zwei Menschen, zwei begeisterte Freunde der Natur, saßen wir auf einem gestürzten Baumstamm bei dem letzten der stinkenden Kadaver und rauchten eine Zigarette. „Was nun?" fragte er. „Werde ich

bestraft?" Ich eröffnete ihm, daß das Verfahren gegen ihn eingestellt werde, da den deutschen Richter nichts anginge, was im Britischen geschehen sei; aber die Zähne seien der Regierung verfallen. Da gab er mir aufatmend die Hand. „Das Elfenbein will ich gern verschmerzen."

Der Tag war unendlich anstrengend gewesen. Jetzt führte mein Reisemarschall mich an einen lieblichen Platz, wo wir die Nacht zubringen wollten. In einem tiefen Talgrunde fließt ein stattlicher Bach, bald über Steine schäumend, bald ruhig über breite Felsplatten gleitend. Dichter Urwald umschirmt eine kleine Waldwiese. Zwei oder drei prachtvolle Palmen stehen am Wasser. Einen Busch, der eine natürliche Laube bildete, suchte er als unser Zelt aus. Wie ein alter Freund sorgte er für mich, machte mir ein weiches Graslager zurecht, kochte mir Tee und drehte mir Zigaretten. Und immer lebendiger sprach er von seinem krausen Krieger- und Jägerleben, vom Wesen und Treiben seiner Landsleute und von seiner Liebe zum wilden Afrika. Ich erzählte ihm von Deutschland, vom deutschen Winter und vom deutschen Heer. Er konnte vom deutschen Heer gar nicht genug hören. „Ich will noch viel in der Welt sehen und erleben", sagte er. „Aber mein höchster Wunsch wäre, einen europäischen Krieg wie den von 1870 mitzumachen."

So kam die Heilige Nacht. Unter unserem Busche wurde ein mächtiges Feuer angezündet. Sein flackernder Schein tanzte auf den überhängenden Zweigen. Das war unser Christbaum. Das Rauschen des Baches und die vielen Stimmen des nächtlichen Urwalds sangen uns die frohe Botschaft von freier, rüstiger Männlichkeit. Als Weihnachtsengel hockte uns einer unserer braven Schwarzen gegenüber, ein Kerl mit einem Gesicht, als könne er den Teufel aus der Hölle holen.

Schweigend saßen wir noch eine Weile am Feuer. Ein Träger warf ab und zu einen Ast hinein. Dann rollten wir uns in unsere Decken, legten die Pistole zwischen uns, um für den Besuch eines Leoparden oder Nashorns gewappnet zu sein, wünschten uns gute Nacht und schliefen Seite an Seite ein. Um Mitternacht erwachten wir gleichzeitig. Der Regen patschte uns auf die Nase. Wir zogen die Zeltbahn hervor, auf der wir lagen, breiteten sie über uns beide, steckten die Köpfe darunter und schliefen selig weiter — Richter und Wilderer unter einer Decke.

Prächtig ausgeruht traten wir am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages den Rückmarsch ins Lager an. Nebel hing in den triefenden Büschen. Man sah nicht weit. Der Schauer der Wildnis trat wieder in sein Recht. „Nashorn!" rief plötzlich van Rooyen und sprang mit drei Sätzen hinter den nächsten Baum. Die Träger machten kehrt, glitten aus und stürzten alle drei zu Boden. Keine fünfundzwanzig Schritt vor uns stand das Ungetüm im nebligen Busch und äugte uns mit seinen kleinen Augen dumm an. Spähend, lauschend schlichen wir im großen Bogen weiter. „Pfft!" hörten wir ein zweites dicht neben uns fauchen. Aber es ging alles gut, und nach steilem Abstieg kamen wir heil im Lager an, mit Jubel von meinem schwarzen Volke begrüßt.

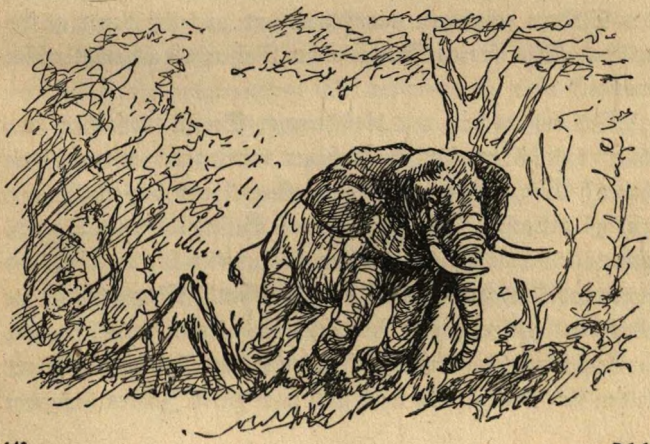
Nach dem Mittagessen trennten wir uns. Jeder schlug den kürzesten Weg nach Hause ein. „Wenn ich je etwas für Sie tun kann, Richter, so will ich es immer gern tun", waren van Rooyens treuherzige Abschiedsworte.

Er hat mehr tun können, als er damals ahnte. Nicht für mich, wohl aber für das Deutsche Reich, in dessen Namen ich ihm gegenübergestanden hatte. Als der Krieg ausbrach, trat er als Kriegsfreiwilliger in die deutsche Schutztruppe ein und hat tapfer für die deutsche Kolonie gekämpft — er, der Bur, obwohl seine

Volkskraftbücherei VIII

Landsleute aus Südafrika die Kerntruppe der feindlichen Heeresmacht stellten. Ich sehe ihn wieder mit seinem Jägerblick den Steppenrand absuchen und seine nie fehlende Büchse auf den verhaßten Engländer anschlagen.

Das Eiserne Kreuz schmückt jetzt die Brust Luis van Rooyens.



Wochenlang hat man in der einsamen Wildnis kein weißes Gesicht zu sehen, kein deutsches Wort zu hören bekommen. Aber um einen her schwatzt und plappert das schwarze Völkchen den ganzen Tag und die halbe Nacht. Auf den endlosen Märschen reißt der Faden ihres Gesprächs nicht ab, bis Sonnenglut und Erschöpfung die Geister in Halbschlaf versetzen. Im Lager leben sie geschwind wieder auf und ergießen sich aufs neue in endlos plätscherndem Geplauder, und berühren wir gar bewohntes Gebiet, so kommen die Häuptlinge und ihre Untertanen zu Besuch und entfesseln immer neue Hochfluten der Unterhaltung.

Da verschmäht es der einsame Weiße nicht, den Gesprächen der Mohren zuzuhören und sich ab und zu selbst daran zu beteiligen. Das ist eine Würze solcher Reisen, die ich nicht missen möchte.

Was mag es sein, was die schwarzen Seelen mit solcher Ausdauer und solchem innigen Behagen miteinander auszutauschen haben? Nun, zunächst wird, wie überall auf der Welt, ausgiebigst geklatscht. Alle gemeinsamen Bekannten werden durchgehechelt: der ist jetzt da und jener dort, diesen hat der Löwe und jenen das Krokodil geholt, Ali hat geheiratet, Mtoro sitzt an der Kette und so fort; auch Liebesgeschichten fehlen natürlich nicht.

Einen unerschöpflichen Gesprächsstoff der Askaris und Boys bilden ihre Reisen. Da wird noch nach vielen Jahren der ganze

Verlauf einer „Safari" mit unglaublicher Gedächtnistreue bis ins kleinste wiedergegeben und die Erzählung reichlich mit Jagderlebnissen, Löwenheldentaten und Schlangenabenteuern gewürzt. Man kann dabei die Beobachtung machen, daß das Jägerlatein durchaus kein europäisches Monopol ist. Gern erzählt jeder von der Eigenart und den Sitten seiner Heimat und der Länder, die er durchwandert hat; dann werden eifrig Vergleiche angestellt; Kleidung, Bewaffnung, Ackerbau, Häuserbau, Lebensweise, alles wird durchgesprochen. Wer's kann, prahlt mit seinen Sprachkenntnissen. Er muß Proben davon zum besten geben und wird von anderen stundenlang nach Wörtern abgefragt. Askaris, die sich in einem halben Dutzend Negersprachen auskennen, sind keine Seltenheit.

Sehr beliebt ist es, sich gegenseitig Rätsel oder Rechenexempel aufzugeben. „Hundert halbe Rupien geben wieviel Rupien?" — „Fünfzig." — „Gut. Zweihundert Sumni (Viertelrupie) geben wieviel Rupien?" — Schwierig! Die Köpfe erhitzen sich. Es bilden sich zwei Parteien. Der Fragesteller selbst wird irre. Schließlich wird meine Entscheidung angerufen. „Ebenfalls fünfzig Rupien." Großes Hallo bei der siegreichen Partei. Jetzt wird die Frage aufgeworfen: Wie verwende ich mein Einkommen am besten? Wieviel davon verbrauche ich zum Leben? Wie lege ich meine Ersparnisse am vorteilhaftesten an? Lasse ich sie mir von meinem Herrn gutschreiben? Trage ich sie zum Inder? Oder schicke ich sie auf die Bank nach Tanga?

Man sieht, das vielverachtete Negergewäsch ist mindestens recht vielseitig. Freilich stellen Askaris und Boys die Bildungsaristokratie der Schwarzen dar, durch die nahe Berührung mit Europäern, meist auch durch viele Reisen ist ihr Gesichtskreis erweitert.

Immer aufs neue erstaunt war ich über die Beobachtungsgabe der Neger. Es ist ein wahres Vergnügen, ein paar richtige Buschneger von den wilden Tieren erzählen zu hören. Diese Naturtreue, dieser Humor, und dabei diese sich überschlagende Lebendigkeit! Die Stimme, der Gang, das Mienenspiel jedes Tieres wird nachgeahmt, so daß man es leibhaftig vor sich sieht, das gähnende Flußpferd, die hinkende Hyäne, den glotzenden Büffel. Dabei wird nicht vergessen, die Gedanken und Unterhaltungen der Tiere in köstlichen Wechselreden auszuführen. „Glaubt ihr denn, daß die Tiere miteinander reden wie wir?" fragte ich einmal. „Aber natürlich!" war die einstimmige Antwort. „Siehst du nicht alle Tage, wie jede Mutter mit ihren Kindern spricht und sie erzieht? Wieviel verschiedene Worte hat allein der Löwe: Er redet anders, wenn er hungrig ist, wenn er satt ist, wenn er sich ärgert, wenn er seine Kameraden ruft. Und vollends das Perlhuhn!"

Recht kindliche Gedanken machen sie sich über allerhand Naturerscheinungen. Woher kommt zum Beispiel das Erdbeben? Sehr einfach, sagte ein Massai. Wenn du von hier nach Tanga gehst, so kommst du an ein großes Wasser. Gehst du nach Muansa (am Viktoriasee), so kommst du ebenfalls an ein großes Wasser. So ist's überall. Du mußt nur weit genug gehen, immer kommst du schließlich ans Wasser. Die ganze Welt ist unten Wasser. Die Erde schwimmt darauf wie ein Stück Holz. Wenn sich nun das große Wasser bewegt, so schaukelt auch das Land auf seinem Rücken.

Die Umgangsformen, namentlich unter den bessern Negern, sind von großer Artigkeit. Die Boys und Askaris reden sich gegenseitig mit „Herr" an, und oft hörte ich, wenn Meinungsverschiedenheiten entstanden, statt Auftrumpfen und Rechthabe-

rei: „Mein Bruder, gedulde dich, wir wollen den und den fragen.“ Geneckt und gehänselt wird mit Vorliebe. Einmal hatten ein paar Weiber, die dasselbe Reiseziel hatten wie ich, um die Erlaubnis gebeten, sich für einen Tag meiner Karawane anzuschließen. Da sie lustige Plaudertaschen waren, machten ihnen die Herren Askaris um die Wette den Hof. Ihr helles Lachen entzückte sie. „Lach noch einmal, Bibi! Immer noch einmal!“ bettelte ein Askari. „Im ganzen Leben hab' ich noch keinen solchen Meister im Lachen getroffen. Wenn du noch einmal lachst, kriegst du auch eine Rupie.“ Die Dämchen trugen sich in Frisur und Kleidung ganz nach Küstenmode, sprachen mit Begeisterung von Daressalam und bildeten sich nicht wenig darauf ein, echte Suaheli zu sein. Dabei stammten sie aus dem finstersten Innern. „Sag mal, Bibi“, hänselte Jussuffiri, „geht deine Mama noch nackt, oder trägt sie ein Fell, oder hat sie schon Kleider?“ Etwas kleinlaut gestand das Modeäffchen, Kleider seien in ihrer Heimat noch nicht Sitte.

Die vielen kleinen Ereignisse, die jeder Reisetag mit sich bringt, geben immer frischen Stoff zur Unterhaltung. Die ganze Karawane nimmt an den Freuden und Leiden ihres Herrn in ihrer Art den lebhaftesten Anteil. Überhaupt, die Weißen und alles, was mit ihnen zusammenhängt, das ist ein Hauptkapitel in ihren Gesprächen. Alle Europäer werden durchgenommen. Für viele haben sie Spitznamen, die manchmal äußerst treffend und witzig sind. Die Vorzüge und Fehler jedes einzelnen haben diese Naturkinder rasch mit tödlicher Sicherheit heraus. Die Zeiten sind vorüber, wo die Weißen noch für Wesen fabelhaften Ursprungs galten. Ein alter Mfukuma erzählte, in seiner Jugend hätten die Leute noch geglaubt, die Europäer stiegen fix und fertig als erwachsene Menschen aus dem Wasser. Darum sähe

ihr Körper so bleich aus, das Wasser habe alle Farbe ausgelaugt. Daher auch ihre Vorliebe für Weiß, ihre weißen Kleider, ihre weißen Häuser. Die mit den blanken Knöpfen — die Schutztruppe und die Beamten — seien offenbar die Männer, denn sie regierten das Land, führten Krieg, hielten Gericht, kurz sie täten alles, was Sache der Männer sei. Die anderen ohne blanke Knöpfe — die Privatleute — müßten wohl die Weiber sein, denn sie hätten mehr Weiberarbeit, wie Pflanzungen anlegen und Waren verkaufen.

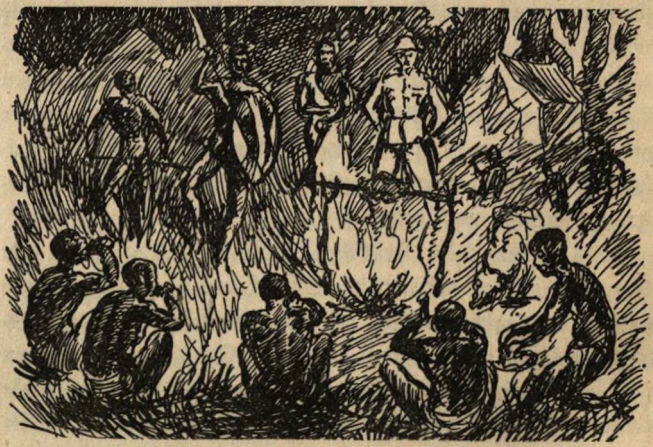
Unsere heutigen Neger sind auch im tiefsten Hinterlande sehr viel aufgeklärter. Selbst die Wunder der Technik, die sie täglich bei den Weißen sehen können, imponieren ihnen weniger, als man denken sollte. Sie haben sich damit abgefunden, daß die Europäer jeden Zauber verstehen; nun bringt sie nichts mehr aus der Fassung. Manchmal machen sie sich allerdings komische Vorstellungen von unseren technischen Kunststücken. Ein sehr geweckter Massai war zum ersten Male an die Küste gekommen und hatte dort einen Dampfer der deutschen Ostafrikalinie besichtigt. Die Größe des Schiffes hatte ihm einen mächtigen Eindruck gemacht. „Aber daß das Ding schwimmen kann", erklärte er, „das ist Schwindel. Ich habe es genau befühlt, es ist ganz von Eisen. Kann Eisen etwa schwimmen? Werfe ich Brennholz ins Wasser, das bleibt oben. Ein Weißer bleibt ebenfalls oben, da muß wohl auch etwas von Holz daran sein. Wir Massai aber sinken unter und unsere Eisenspeere erst recht. Ich habe mir nun überlegt, wie es gemacht wird. Das Ding hat unterm Wasser lange Beine, mit denen läuft es auf dem Grunde. Ich möchte nur wissen, was wird, wenn es an ein tiefes Loch im Grunde kommt, wo die Beine nicht mehr reichen. Dann wird die Sache wohl schlimm werden."

Das Erſcheinen des Halleyſchen Kometen war, um einer Beunruhigung der Bevölkerung vorzubeugen, von allen Verwaltungsſtellen im öffentlichen Schauri vorausgeſagt worden. Der Erfolg war verblüffend. Den „Stern der Regierung" nannten die Eingeborenen das prachtvolle Himmelslicht, das faſt vom Zenit bis auf den Horizont herabreichte, und wunderten ſich nicht weiter über dieſes neue Kunſtſtück, das die Weißen ihnen da zur Abwechſlung mal am Himmel vormachten. Mit all dem bekannten Zauber wie Eiſenbahnen, Uhren, Gewehren, Phonographen, wurde der Komet gleichmütig in die große Rubrik „Deutſches Erzeugnis" (kazi uleia) eingereiht.

Wie ſehr ſich das Leben geändert hatte, ſeit wir Deutſchen die Macht im Lande hatten, das empfanden ſie alle. In allen Landſchaften bekam ich von hoch und niedrig das gleiche Lied, das gleiche Lob der neuen Zeit zu hören. Nun muß man ſolche Reden freilich ſehr auf ihren Wert prüfen. Der Neger ſagt nur, was ihm nach ſeiner Meinung Vorteil bringt. Vollends einem Mächtigeren gegenüber wählt er ſeine Worte mit Berechnung ſo, wie er glaubt, daß der andere ſie hören will. In die innerſten Gedanken eines Negers wird daher ein Weißer überhaupt nur ſelten Einblick gewinnen. Mit dieſem Vorbehalt, den man immer machen muß, war es mir doch von Intereſſe, als mir zum Beiſpiel ein geweckter Häuptling in Iramba in einem langen Geſpräch folgendes ausführte:

„Als es noch keine Deutſchen im Lande gab, da waren wir keine Nacht ſicher, daß nicht die Maſſai kamen, uns töteten und unſer Vieh nahmen. Auch mit den benachbarten Stammesgenoſſen lagen wir immerzu in Fehde. Die Deutſchen führen zwar auch Krieg, aber ſie hören doch einmal auf und laſſen die Leute am Leben, weil ſie Steuern von ihnen haben wollen. Mußte

früher ein Mann über Land gehen, so nahm er Abschied für immer, denn er wußte nie, ob er wiederkommen würde. Er ging stets mit Waffen. Begegnete ihm jemand, so rief er ihm von weitem zu: Bleib stehen! Wer bist du? Von welchem Stamme? Wo willst du hin? Und zögerte der andere nur ein wenig, sofort war der Kampf da. Heute kann jedermann mit dem Stocke in der Hand reisen, soweit er will, bis zur Küste. Tötet ihn nicht der Löwe oder die Schlange, von Menschen hat er nichts zu befürchten. Wer nicht Ordnung hält, wird aufs Amt gebracht und an die Kette gelegt. — Herrschte früher in meinem Lande Hungersnot, so konnten wir nicht zwei Stunden weit gehen bis zu den Nachbarn, wo vielleicht Überfluß war, denn überall war Feindschaft. Wenn heute die Ernte mißrät, was tut's? Im ganzen Lande können wir Essen kaufen. Niemand wünscht sich die früheren Zeiten zurück. Ihr Deutschen habt uns Frieden und Wohlstand gebracht."



NEGERSITTEN

Am Fuße des waldbedeckten Ufiomebergs, bei einer Siedlung des noch recht wilden, ungeschliffenen Stammes der Wafiome, hatte ich mein Lager aufgeschlagen. Als ich gegen Abend von einem Besuch der musterhaften Missionsstation der Väter vom Heiligen Geist zurückkam, fand ich alles Volk in Aufregung. Der von der Regierung eingesetzte, stammfremde Ortsvorsteher hatte mir schon bei der Vorstellung im Vertrauen gesagt, seine hiesigen Untertanen seien nicht Menschen, sondern Viehzeug, und hatte wohl geglaubt, dadurch für seine Person gewaltig in meinen Augen zu steigen. Jetzt meldete er mir, eins dieser Tiere habe sich das Leben genommen. Grund? Akute Alkoholvergiftung. Es war ein armer Mann gewesen, der mit seiner Frau und aller Welt in Frieden und Freundschaft gelebt hatte. Der hatte sich gestern einen großen Topf Hirsebier gebraut, hatte die ganze Nacht hindurch bis tief in den Tag hinein gezecht, dann war er, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Strick auf einen hohen Baum geklettert und hatte sich erhängt.

Schwarze Selbstmörder! Ich war betroffen, hier unter den primitivsten Naturkindern einer Tat zu begegnen, die uns gemeinhin als Begleiterscheinung einer verfeinerten, wenn nicht gar schon in Zersetzung begriffenen Kultur erscheint. Das Rätselhafte dieser Handlung eines Wilden, für die seine Freunde und Bekannten irgendeine weitere Erklärung nicht geben konnten

und auch nicht für nötig hielten, beunruhigte mich, und ich suchte in Erfahrung zu bringen, was sonst noch darüber bekannt war, daß Neger – wie es auf Suaheli heißt – „ihr eigenes Herz töten". Da erfuhr ich denn, daß Selbstmorde unter den Schwarzen, wenn auch viel seltener als unter Kulturvölkern, doch durchaus nichts Außergewöhnliches seien. Mehrere Fälle wurden mir erzählt, wo der Mann sich das Leben genommen hatte, weil er sich mit seiner Frau nicht vertragen konnte. Dabei ist das Auffallende, daß die Ehen der Neger bekanntlich in der bequemsten Weise durch Verstoßung gelöst werden können, und daher ein für unsere Begriffe halbwegs vernünftiger Grund zur Flucht aus dem Leben, nur um einer Xantippe zu entrinnen, nicht gegeben ist. In Umbugwe hatte die Regierung eine kleine Versuchspflanzung von Kokospalmen angelegt und einem Ortsvorsteher eingeschärft, sich ordentlich um das Gedeihen der jungen Bäumchen zu kümmern. Darauf ging der Ortsvorsteher, den die Eingeborenen als einen verdrehten Sonderling schilderten, hin und erhängte sich; er fürchtete im voraus, die ihm übertragene Aufgabe könnte eine Quelle von Ärger und Scherereien mit dem Bezirksamt sein. Einleuchtender für unser Verständnis sind Fälle, die mir ein alter Kenner der Wadschagga erzählte. Unter den Wadschagga gilt der Grundsatz der Sippenhaftung. Stiehlt dort zum Beispiel ein Mann, so leistet dessen Familie dem Bestohlenen Ersatz. Stiehlt er aber wieder und immer wieder, so befreit sich seine Sippe von der lästigen Ersatzpflicht, indem sie den Dieb ausstößt. Damit wird dieser vogelfrei. Niemand beherbergt ihn, niemand gibt ihm zu essen und zu trinken. Es bleibt dem Verfemten tatsächlich kaum etwas anderes übrig, als sich aufzuhängen.

Wenn man von diesen Beispielen, vielleicht mit Ausnahme

des letzten Falls, verallgemeinern darf, so scheint für den Selbstmord bei Negern dieselbe Beobachtung zuzutreffen, die für ihr gesamtes Handeln gilt. Der Neger handelt im allgemeinen kindlich impulsiv. Verhältnismäßig geringfügige Beweggründe lösen den Entschluß aus, ohne daß eine höhere abwägende Intelligenz hemmend dazwischentritt.

Augenblickskinder sind sie, soweit ich sie kennengelernt habe, alle in hohem Maße. Daher auch wohl bei dem rohen Durchschnittsneger die geringe Ausprägung solcher Charakterzüge, die über das liebe Heute hinaus dem Gestern und dem Morgen kräftige Antriebe entnehmen: ich meine die Dankbarkeit, die Rachsucht und den Ehrgeiz.

Jener Mfiomemann hatte sich offenbar, einer plötzlichen Anwandlung im Alkoholrausche folgend, entleibt. Über den Alkoholgebrauch der Neger begegnet man manchmal recht irrigen Ansichten. In einem sehr gelehrten Buch las ich, der Alkoholismus sei eine traurige Errungenschaft höherer Kultur; die sogenannten Naturvölker verfielen ihm schon um deswillen nicht, weil der bedeutend härtere Daseinskampf sie gar nicht dazu kommen ließe. Ein Spaziergang durch Ostafrika würden von diesem schönen Glauben nicht viel übriglassen.

Ist der Daseinskampf für die Schwarzen wirklich härter als für die modernen Nordländer? Ganz gewiß nicht, wenn man nur nach dem Maße der Anstrengung fragt, das zur Deckung des Lebensbedarfs erforderlich ist. Die verschärfenden Gewalten, wie Naturereignisse, wilde Tiere, Seuchen und periodische Hungersnöte, kommen für einen eigentlichen Kampf wenig in Betracht; denn der Neger pflegt diese Dinge fatalistisch als „Gottes Willen" über sich ergehen zu lassen, ohne viel dagegen zu unternehmen. Wenn trotzdem aus diesem milderen Daseinskampfe die

Masse der Neger mit größerer Muskelkraft und Sinnenschärfe und teilweise besserer sanitärer Widerstandsfähigkeit hervorgeht, so erklärt sich dies daraus, daß in ihren primitiveren Lebensverhältnissen die natürliche Auslese ungehemmter wirkt, während sie durch unsere Kultureinrichtungen oft nahezu bis zur Umkehrung verfälscht ist.

Also trivial gesprochen: Zeit zum Trinken hat der Neger mehr als wir. Und er nützt sie gründlich aus. Zwar der Schnaps, mit dem ältere Kolonialvölker in anderen Teilen Afrikas fürchterliche Verheerungen angerichtet haben, spielte in unserem Schutzgebiet keine Rolle; das Verbot der deutschen Regierung, Schnaps an Eingeborene abzugeben, wurde streng durchgeführt. Aber eine autochthone Brauerei leichterer alkoholischer Getränke aus Honig, Eleusine oder Sorghum war in allen Stämmen heimisch. Dieses Negerbier, das säuerlich etwa wie Lichtenhainer schmeckt, wird in ganz erstaunlichen Mengen genossen. In dem Bauernland Usukuma wurde mir folgendes als der normale Durchschnitt bezeichnet: Wenn ein Bauer von dem dortigen Hauptvolksnahrungsmittel Sorghum drei Körbe voll erntet, so verbraucht er davon einen Korb für das tägliche Brot oder vielmehr den täglichen Brei für sich und seine Familie, einen Korb verkauft er, um Bargeld für Steuern und andere Zwecke in die Hand zu bekommen, und den dritten Korb verbraut er zu Bier. Sein Alkoholbedarf macht also einen recht beträchtlichen Teil seines Jahreshaushalts aus.

Was ein einzelner Mann auf einem Sitz vertilgen kann, würde einem Falstaff Ehre machen. Besonders trinkfesten Gesellen wurden dreißig Liter und mehr in einer Nacht nachgerühmt. Was der Neger im Alkoholgenuß sucht, ist dasselbe wie überall in der Welt, Steigerung der geselligen Freuden bei Fa-

milien- und Volksfesten, oder auch nur die Betäubung im „stillen Suff". Ein Askari machte mir einmal die Bemerkung: Wenn man in aller Stille trinkt, bleibt man lange bei Verstand; wird aber überm Trinken viel geredet und gestritten, so gibt es schnell allgemeine Betrunkenheit. Bombenräusche, zumal bei großen Tanzfesten, bekommt man häufig zu sehen.

Auch die schwarzen Durchschnittsjünger Mohammeds sehen in dem Enthaltsamkeitsgebot des Propheten kein Hindernis für ihre Zecherfreuden. Das Gewissen wird mit einem sophistischen Kniff beschwichtigt. Verschmäht es etwa der „Mwalim", der Koranlehrer, Brot und Kuchen zu essen? Nun vertritt aber die Stelle der Hefe im Brot- und Kuchenteig dortzulande allgemein ein Schuß Bier. Also genießt selbst der Meister der Gottgefälligkeit im Brot ein Tröpfchen des verbotenen Stoffs. Drückt aber Allah im Prinzip ein Auge zu, so kann es ihm auf ein etwas größeres Quantum wohl auch nicht so sehr ankommen. Und die Religion und die Moral ist gerettet.

Insoweit also tun es jene „Naturvölker" uns im Punkte Trinken gleich. In einer Hinsicht aber beschämen sie, wenigstens einige Stämme, uns gewaltig: der Jugend ist der Alkohol auf das strengste verboten. So halten es zum Beispiel die Massai, die Wasukuma und die Wanyamwesi, gerade die körperlich kräftigsten Völker, die ich kennengelernt habe. Bei den Massai dürfen, wie schon erwähnt wurde, noch die Krieger, also alle unverheirateten Männer bis etwa zum dreißigsten Lebensjahre, nichts trinken, es sei denn, daß ihnen ausnahmsweise die Väter im Krale der Alten ein Gelage geben; in den Kriegerkralen trinkt man Milch und berauscht sich an Liebe und Ochsenblut. Der Msukuma darf sich den ersten Rausch erst kaufen, wenn er verheiratet ist und zwei Kinder hat. Hier tritt der volkseugenische

Zweck, Rassenverschlechterung durch Alkohol zu verhüten, besonders deutlich hervor. Und diese weisen Wasukuma galten uns an der Küste gerade als der Inbegriff der rohen Buschneger.

Mit Geringschätzung wies der hünenhafte Msukuma-Askari, der mir dies beim Durchwandern seiner Heimatlandschaft erzählte, zum Vergleich auf die Wadschagga hin. Bei ihnen trinkt schon die Jugend mit, bereits den Säuglingen wird Bier eingefüllt. „So bringen sie sich um Verstand und Körperkraft", erklärte der Hüne. Tatsache ist, daß die Wadschagga Schwächlinge sind im Vergleich zu den vorhin genannten Steppenvölkern.

Die Hüter der Sitte sind bei allen mir bekannten schwarzen Völkern die Alten. Es ist bewundernswert, zu sehen, welche Autorität durchweg der Vater genießt. Er ist bis zu seinem Tode der Herr über seine Söhne wie der altrömische Pater Familias. Nur die Töchter scheiden mit der Verheiratung aus seiner Familiengewalt aus. Neger aller Stämme, die ich befragte, fanden es ganz selbstverständlich, daß der alte, gebrechliche Vater seinen kraftstrotzenden, längst verheirateten Sohn, wenn er ungehorsam ist, vor allem Volke verprügelt. Und als ich weiterforschte, was denn geschähe, wenn der Sohn einmal Miene mache, sich das nicht gefallen zu lassen, erhielt ich die einstimmige Antwort: „Dann fällt alles Volk mit Knüppeln über ihn her."

Mit der fortschreitenden kolonialen „Entwicklung" Afrikas, die die Stammesverbände lockert und auflöst, geraten diese guten, alten Sitten allmählich in Verfall. Es wäre aber überhaupt falsch und schönfärberisch, anzunehmen, daß jene „Naturvölker", etwa einem unfehlbaren Rasseninstinkt folgend, in jeder Hinsicht das Richtige täten, um die Gesundheit des Volkes und des Nachwuchses sicherzustellen. Auf schlimmen Irrwegen fand ich zum Beispiel die Waniramba. Dort herrschte allgemein der Unfug,

daß sich die Männer halbwüchsige Mädchen, oft noch ganz unentwickelte Kinderchen, zu Frauen nahmen. Ein älterer Muniramba glaubte, mein Befremden über diese Unsitte mit folgender Begründung zu entkräften: „Heirate ich ein ausgewachsenes Mädchen, was habe ich dann nach wenigen Monaten? Ein Kind und eine alte Frau. Ich möchte aber doch wenigstens ein paar Jahre lang eine hübsche, junge Frau haben. Was bleibt mir also übrig, als ein kleines Mädchen zu heiraten?"

Einer der größten Übelstände, und zwar überall, wo mir tiefere Einblicke vergönnt waren, war die erschreckend große Kindersterblichkeit unter den Negern. Eigentlich sollte man eine rasche Volksvermehrung erwarten. Es wird jung gefreit. Mädchen, die unverheiratet bleiben, sind Seltenheiten. Im allgemeinen haben die Neger auch Kinder gern; Kindersegen vermehrt das Vermögen, zumal wenn es Mädchen sind, denn die Braut wird gekauft. Dementsprechend sind die Geburten recht häufig. Und doch vermehrt sich das Volk nicht merklich. Die Neugeborenen sterben wie die Fliegen. Missionare, die in diesen Dingen gut Bescheid wußten, gaben fürchterliche Zahlen an: fünfzig bis achtzig vom Hundert. Die Gründe für dieses arge Kindersterben liegen zum Teil in den allgemeinen unhygienischen Lebensgewohnheiten der Neger; meist schläft die ganze Familie mit dem Vieh zusammen in einem winzigen, fensterlosen Raum, in dem es ein Europäer vor Schmutz, Qualm und Gestank keine fünf Minuten aushält. Zum Teil ist die grobe Unkenntnis der einfachsten Regeln einer vernünftigen Säuglingspflege schuld. Die Wadschaggafrauen zum Beispiel stopfen ihre Säuglinge schon wenige Tage nach der Geburt statt der Muttermilch mit Bananen und Mehlpaps; kein Wunder, daß so viele dann an Darmkrankheiten eingehen. Absichtliche Tötung von Kindern

ist wohl nicht zu häufig. In manchen Stämmen werden aus Aberglauben Zwillinge und, wie im alten Sparta, Mißgeburten umgebracht.

Wie ein alter Fluch liegt diese grauenvolle Kindersterblichkeit auf den schwarzen Völkern. Der Neger sieht ihr mit demselben Gleichmut wie allem übrigen als „Gottes Willen" zu. Aus eigener Kraft wird er sich nicht dazu erheben, diesem Rassenselbstmord aus Indolenz ein Ende zu machen.

Die deutsche Verwaltung hatte erkannt, daß hier der wichtigste Punkt war, wo sie durch Erziehung und Belehrung, durch Hebung des allgemeinen Lebenszuschnitts und des Wohlstandes der Eingeborenen segensreich einsetzen konnte und mußte. Die Mission unterstützte sie dabei kräftig und konnte schon hier und da aufmunternde Ergebnisse vorweisen. Eine große, schöne, des deutschen Namens würdige Kulturarbeit wurde durch den Verlust der Schutzgebiete in ihren Anfängen unterbrochen.

„Büffel zur Stelle!" meldete Geppa, der weit berühmte Geheimpolizist und Büffelkundige, als er eines Abends in meinem Lager eintraf. Auf meine Frage: „Wie weit?" deutete er mit ausgestrecktem Arm auf eine Stelle über dem östlichen Horizont. „Wenn die Sonne dort steht, haben wir sie erreicht. Es sind viele ... Wenn du diesmal keinen Büffel schießt, so sollst du mich an die Kette legen." Ihm war bekannt, daß mich seit langem auf der Büffeljagd ein ehernes Pech verfolgte, und daß ich darauf brannte, endlich auf dies gewaltige Großwild zu Schuß zu kommen. – „Nimm's nicht wörtlich", raunte mir mein weltgewandter Askari Jussuffiri zu, „wir Schwarzen haben es nun einmal an uns, daß wir gern große Worte machen."

In zuversichtlicher Stimmung brachen wir vor Tagesgrauen auf. Die Landschaft vereinigte alle Schönheiten der wildesten Natur. Schluchten und Urwaldstreifen wechselten mit sumpfigen Rohrdickungen und lieblichem Buschgelände. Mit der Ruhe und Umsicht des Meisters dirigierte Geppa seine mitgebrachten Fährtensucher, drahtige, speertragende Gesellen, durch Zeichen oder leise Laute, die das Schnaufen eines Büffels oder den Ruf eines Vogels nachahmten. Nach einigen Stunden fanden wir die gestrige Fährte einer Büffelherde mit mehreren kapitalen Bullen, und binnen einigen weiteren Stunden hatte mein Führer mit fabelhafter Sicherheit festgestellt, was unsere Herde bis

gestern abend unternommen hatte. So ein erfahrener Büffeljäger denkt sich völlig in den Büffel hinein, denkt selbst wie ein Büffel und errät so mit großer Bestimmtheit, was der Büffel tut. Mit wachsender Spannung gingen wir der Fährte nach. Sie führte auf eine waldumgebene Lichtung, auf der die Maispflanzung einer kleinen Negersiedlung lag. Herrgott, wie hatten die Büffel hier in der vergangenen Nacht gehaust! Der Mais stand dicht und fett, zwei Meter hoch und höher. Aber mitten durch das üppige Feld war ein Streifen von vierzig Schritt Breite und hundert Schritt Länge buchstäblich zur Tenne verwandelt. Die verschüchterten Besitzer erzählten, Nacht für Nacht hätten sie die schwarzen Unholde zu Gaste, aber aus Angst hätten sie nie den Versuch gewagt, sie zu verscheuchen.

Unser aller bemächtigte sich eine gewisse Erregung. Die Stelle, wo die Spuren von heute morgen in den Busch führten, war rasch gefunden, und wir verschwanden im weglosen Dickicht. Es ist erstaunlich, wie fast spurlos die kolossalen Tiere sich durch den dichtesten Urwald bewegen können, aber Geppa las die für mein nicht ungeübtes Auge kaum sichtbaren Zeichen mit bewundernswerter Schnelligkeit und Sicherheit ab. Von Zeit zu Zeit zeigte er stumm auf einen erkennbaren Hufabdruck oder ließ eine Prise Sand durch die Finger rinnen, um den Wind zu prüfen. Die Pflanzenwildnis wurde immer dichter, Gestrüpp und Schlinggewächse erschwerten das Vorwärtskommen aufs äußerste. Sieben Stunden lang folgten wir lautlos, Fuß vor Fuß schiebend, der Fährte. Das ist rasch gesagt. Aber wer macht sich einen Begriff davon, was es heißt, sieben Stunden lang in der erstickenden Glut des Urwalds mit Anspannung aller Nerven und Sehnen, am Ariadnefaden der Spur sich durch das grüne Labyrinth zu quälen, jede Sekunde gewärtig, plötzlich vor dem grimmen Mino-

taurus zu stehen! Das ist der ewig neue Reiz solcher Büffeljagd im Urwalde: man weiß, es kann auf Leben und Tod gehen, aber man weiß nie, ob einen noch Kilometer oder nur wenige Schritte von dem ersehnten Gegner trennen. So gilt es, bei jedem Schritt, unter den unmöglichsten Körperverrenkungen, den Fuß so vorsichtig niederzusetzen, daß auch das dürrste Ästchen Zeit hat, sich sacht unter der Sohle zusammenzudrücken. Stellenweise geht es nur noch auf allen vieren vorwärts. Die Hände werden von Dornen und Insekten zerstochen und von der weißen Gummimilch der Kautschuklianen verklebt. Infame Beißameisen finden ihren Weg zwischen Rock und Hemd zu allen Körperteilen. So turnt man, würgt und windet sich vorwärts und durchwühlt mit den Augen bei jedem Schritt aufs neue den tollen Pflanzenwust, ob man nicht irgendwo hinter den engen Maschen des grünen Netzes eine kleine dunkle Füllung entdeckt, die wie ein Stück Büffelfell aussieht. Der Schädel brummt, der Anzug klatscht von Schweiß, und schließlich kommt wohl einmal der Augenblick, wo auch dem Zähesten der Schneid ausgeht. Die Hochspannung der Nerven geht allmählich in stumpfe Wurstigkeit über. Man sehnt den Zusammenstoß mit dem Büffel herbei, nicht mehr so sehr um des Erfolges willen, sondern nur, damit die namenlose Schinderei ein anständiges Ende findet.

Da kniet Geppa an einem Batzen frischer Losung nieder, rührt mit dem Zeigefinger darin herum und flüstert: „Jetzt geh du voran! Wir sind ganz nahe!" Das Büffelfieber ist wieder da. Eine halbe Stunde weiter riecht es deutlich nach Rind. Nach einer weiteren halben Stunde lichtet sich das Dickicht und geht in Buschland mit Grasblößen über. Wir zermartern unsere Augen. Wenige Schritte vor uns hören wir's knacken und leise schnaufen. Der Wind ist gut. Zoll für Zoll schiebe ich mich auf

einen kleinen Erdhaufen hinauf, um etwas Überblick zu gewinnen. Geppa schürzt seinen Umhang hoch, damit er im entscheidenden Augenblick durch nichts behindert ist. Noch erblicken wir nichts. Aber nur noch Sekunden, dann m u ß der Schuß fallen. Da ertönt plötzlich Vogelgeschrei, ein zeterndes, angstvolles Alarmsignal, und vor uns, zu beiden Seiten, hinter uns erdröhnt donnerndes Gestampfe. Es klingt erst, als stürmten hundert Büffel konzentrisch auf uns los. Die Büchse fliegt an die Backe. Aber das Getöse entfernt sich rasch nach einer Richtung und verklingt. Ich sehe Geppa an, er mich, beide nicht sehr geistreich. Wir waren mitten in der Herde gewesen, und doch hatte in dem hohen Gras und Gebüsch keiner von uns auch nur eine Rückenlinie huschen sehen.

In solcher Weise trieben es die Büffel noch mehrere Tage mit mir. Wir scheuten keine Mühe und kamen täglich nahe an Büffel heran, aber jedesmal trat irgendein Zufall dazwischen, der im letzten Augenblick alles verdarb. Meist hatten die erfahrenen Tiere ihren Lagerplatz so gewählt, daß wir ihnen, auf ihrer Spur folgend, Wind geben mußten, und so konnten sie immer rechtzeitig das Feld räumen, manchmal lautlos, öfter mit Donnergepolter, und fast stets unsichtbar. Sahen wir doch einmal etwas von einem Büffel durch das Blättergewirr schimmern, so stellte es sich nach minutenlangem Studium sicher als ein Stückchen Hinterlauf oder die Schwanzwurzel heraus. Manchmal versagten auch die Nerven meiner kaltblütigen Schwarzen. Als eines Nachmittags nach zehnstündiger Pirsch Geppa, zwei Schritt vor mir her spürend, sich plötzlich auf wenige Schritte einem kapitalen Bullen gegenübersieht, übernimmt es selbst diesen erprobten Waldläufer. Er springt unbedacht zurück, und in derselben Sekunde geht eine ganze Herde wie das Donnerwetter ab. Auch die

ganz gemeine „Tücke des Objekts" konnte Triumphe feiern. Es war eines Tages noch ziemlich früh am Morgen. Wir glaubten uns noch weit von den Büffeln entfernt. Im Gestrüpp war mir ein Schnürsenkel aufgegangen. Während ich ihn zuband, ging der Askari Jussuffiri mit Geppa ohne sonderliche Achtsamkeit auf der Fährte weiter. Nach zwanzig Schritt standen sie vorm Büffel. Den Askari übermannte die Jagdleidenschaft, und aller strengen Befehle vergessend, funkte er mit dem Dienstgewehr hin. Am Anschuß fand sich ein Tröpfchen Lungenschweiß. Wir warteten eine Stunde, um das Tier krank werden zu lassen, und nahmen dann die Nachsuche auf.

Aus hundert Erzählungen weiß man, was die Verfolgung eines angeschossenen Büffels zu bedeuten hat. Wenn man nach dem Grade der Gefährlichkeit des afrikanischen Großwilds fragt, so werden wohl alle erfahrenen Jäger den kranken Büffel an erster Stelle nennen, noch vor dem kranken Löwen, Elefanten und Nashorn. Man hat häufig beim angeschossenen Büffel folgende Taktik beobachtet: Zunächst stürmt er geradezu gegen den Wind eine große Strecke davon, dann schlägt er einen Haken unterm Winde und stellt sich seitlich seines Wechsels gut gedeckt ein; er läßt den Jäger, der mit allen Sinnen nach vorn beobachtend auf der Schweißfährte folgt, ein Stück vorbei und nimmt ihn dann, unversehens hervorbrechend, vom Rücken her an. Es war mir noch in frischer Erinnerung, was mir ein vielgenannter deutscher Jäger erzählt hatte, der jahrelang in Ostafrika Wildnistiere gefilmt und für Hagenbeck gefangen hat. Er geht mit seinem liebsten Freund einem angeschossenen Büffel nach. Plötzlich kommt der Bulle von hinten her angerast, schleudert ihn seitwärts ins Gebüsch und stürzt sich auf den mit der einzigen Büchse vorausgehenden Freund. Mit den furchtbaren

Hörnern, die wie zwei schenkelstarke Wulsten von der Mitte des Scheitels ausgehen und prachtvoll geschwungen in scharfe Spitzen enden, bearbeitet er den am Boden Liegenden und stürmt dann über ihn hinweg. Mit letzter Kraft kriecht der Ärmste hinter ein dünnes Stämmchen, dasselbe, auf das der andere hinaufgeklettert ist, und bittet den Freund mit schwacher Stimme um Hilfe. Aber schon kommt der Büffel zurück, fegt um das Bäumchen herum und beginnt sein fürchterliches Spiel von neuem. Er schleudert den Unglücklichen hoch in die Luft, bis an die Füße des in der niedrigen Krone Hockenden, fängt ihn mit den Hörnern auf, daß das Rückgrat krachend zerbricht, und trampelt mit den Hufen auf ihm herum. Der andere, nur wenige Meter über dem Erdboden, biegt ein paar Zweige seines Bäumchens nach unten, um nicht gesehen zu werden. Noch ein paarmal entfernt sich der Büffel schwer schnaufend, kehrt aber immer sofort mit neu erwachter Wut zurück und rast sich an seinem längst entseelten Opfer aus, bis nur noch eine von allen Kleidern entblößte, blutige Fleischmasse übrig ist. Dann endlich trollt er brummend ab.

Mit großer Spannung nahmen wir also die Verfolgung auf. Unser Bulle führte uns durch dick und dünn, durch Schluchten, Schilf und Gestrüpp, Stunden und aber Stunden weit. Dreimal wurde er hoch, blieb aber unsichtbar. Endlich hatte er sich gesuhlt, der spärliche Schweiß hörte ganz auf, die Fährte mündete in ausgetretene Wechsel, vermischte sich mit anderen frischen Fährten und war nicht mehr zu halten. Mit hereinbrechender Dunkelheit gaben wir's auf, völlig ausgepumpt und bitter enttäuscht. Von dem wilden Jäger, der am hoffnungsfrohen Morgen auszog, war nichts mehr übrig als ein von Hunger und Durst, Hitze, Müdigkeit und dumpfer Verstimmung gequältes, armseliges Menschenkind.

Grübelnd sitzt man dann endlich im Lager. Die Stimmung meiner schwarzen Mannschaft ist auf Null gesunken. „Du hast diesmal kein Glück", sagten die Askaris. „Wenn wir Schwarzen solches Pech haben wie du, dann brechen wir die Reise ab und versuchen es ein andermal aufs neue. Wir würden daheim Opfer bringen, würden Asche aufs Gewehr streuen und zu unseren Ahnen um Versöhnung beten. Ihr Weißen habt solchen Glauben nicht, aber es ist doch etwas Wahres daran. Wir alle haben diese Nacht für dich gebetet, und es hat dir nichts geholfen. Solche Teufel von Büffeln haben wir noch nicht erlebt. Und einen Weißen, der sich umsonst so plagt, auch nicht."

Ich haderte ernstlich mit meiner launenhaften Freundin Diana. Während ihr freundliches Gestirn so gleichmütig auf mein Zelt herablächelte, lebten vergessene Erinnerungen auf. In dem heimatlichen Forste, wo dem Gymnasiasten der erste Rehbock — ein nie wiederholbares Glücksgefühl — beschert war, hatten die Ruinen eines vor Jahrhunderten zerstörten Schlosses gestanden, kaum erkennbare Reste von Höfen, Wällen und Burggräben, in einer romantischen Buchen- und Fichtenwildnis versteckt. Ein idealer Tummelplatz für die jugendliche Phantasie. Ein ritterlicher Jägersmann hat hier gelebt und geliebt und harrt unter den Trümmern, daß ihn ein Mitfühlender mit dem Zauberstab der Poesie zu neuem Leben erweckt. Welch verlockende Aufgabe, in Wesen und Taten des Helden die geheimnisvolle Verwandtschaft von Jagd und Liebe darzustellen, in lebensvollen Bildern zu zeigen, wie der Jäger und der Liebende sich der Natur näher fühlen als andere Menschen und mit feinerem Sinn ihre tiefsten Wahrheiten ablauschen, wie sie überhaupt mit kindlicheren Augen und dankbarerer Freude in diese bunte Wunderwelt hineinschauen; wie sie fernab vom Alltäglichen in Sonntags-

stimmungen schweben dürfen, die Einsamkeit suchen und sich da mit ihrem eigenen Herzen und mit Gott unterhalten; wie die Liebe und die Jagd allen Kulturflitter abstreift, den echten, nackten Menschen herausschält, sich an das Gesunde, Menschliche, Urmenschliche in uns wendet, männliche Eigenschaften an uns fordert und erzieht, die früher wohl einmal allein den Mann ausmachten, im modernen Leben aber sonst nicht mehr viel gelten; wie Jagd und Liebe die ursprünglichsten, tiernahen Leidenschaften in uns wecken, die Lust an Kampf und List, heißes Begehren nach Sieg und Besitz; und wie bei beiden, in der Jagd und in der Liebe, das endlich erreichte Ziel eine wehmütige Sehnsucht hinterläßt nach dem wechselvollen Streben und Ringen um das Ziel.

Jetzt in meinem Groll auf die mißgünstige Diana war ich versucht, eine weitere Parallele hinzuzufügen: Jagd und Liebe sind so recht die Domänen, wo der Zufall sein Narrenzepter schwingt, oder doch, wo das Walten des Zufalls, weil so starke Leidenschaften im Spiele sind, am bittersten empfunden wird. Das edelste Rasseweib wirft sich bisweilen einem schlappen Trottel an den Hals, und der erlesenste Büffelbulle bringt es fertig, die Kugel eines weidgerechten Jägers zu verschmähen und einem Schießer in die Büchse zu laufen. Zu erzwingen ist's nicht, ein wenig Glück muß dabei sein. Aber man muß dem Glück auch seine Chance geben und sich unverzagt seiner würdig zeigen.

Und darum morgen mit frischen Kräften noch einmal ans Werk. Es war der vorbestimmte letzte Tag im Büffellager. Schon nach einer Stunde sollte ich merken, daß Diana nach der gestrigen Standpauke ausgeschmollt hatte. Im lichten Buschwalde sehen wir zwei große schwarze Massen sich durch das hohe Gras schieben. „Schieß! Schieß!" flüstert Jussuffiri, der vor

freudiger Aufregung den Verstand verliert. Ich heiße ihn zurückbleiben und schleiche mit Geppa unterm Winde näher. Ein hoher Termitenhügel gewährt die letzte Deckung, und hinter ihm hervorlugend sehen wir dicht vor uns, auf keine fünfzig Schritt, das herrliche Bild: eine Herde von mehr als vierzig Büffeln, friedlich äsend auf engstem Raume. Ganz bedächtig und schwerfällig schieben sich die schwarzen Ungetüme mit den gewaltigen Hörnern durcheinander, wie die ungeheueren Märchenrinder aus dem Riesenlande. Immer neue kommen aus Waldkulissen hinzu. Gerade vor uns sammelt sich alles. Ein paar starke Kühe stehen mit erhobenem Wildfang, regungslos wie aus Erz gegossen, uns am nächsten und sichern mit blöden Augen in der Richtung auf uns zu. Ab und zu bahnt sich ein junger Bulle mit herrischen Hornstößen durch das Gedränge. Schon suchen einzelne Tiere einen schattigen Busch auf und tun sich nieder. Ein Bild paradiesischen Friedens. Wir waren gerade in dem Augenblick gekommen, wo die Herde von ihrem nächtlichen Weidegang zur Ruhe übergehen wollte.

Eine halbe Stunde lang konnte ich dieses einzige Bild genießen. Aber ein bitterer Tropfen Wermut durfte doch in dem Becher meines Entzückens nicht fehlen. Die Herde bestand aus lauter Kühen und jungen Bullen, kein einziger Kapitaler war darunter. Also verzichtete ich auf den Schuß, so sehr auch Geppa neben mir fieberte und drängte. Inzwischen hatte der stetige Morgenwind aufgehört, die Luft stand fast still und stieß sich zwischen den Baumgruppen. Plötzlich zuckte es wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Herde. Unsere Witterung mußte sie erreicht haben. Alles wirft auf, trampelt ein Stück von uns weg, ich schlage für alle Fälle an, und mit Rumpeln und Stampfen geht die Herde ab.

Stundenlang pirschten wir weiter, und befanden uns am Nachmittage in gedrückter Stimmung auf dem letzten Rückmarsch ins Lager. Zum so und so vielten Male kreuzten wir eine frische Fährte, ich ging ihr mit einer letzten schwachen Hoffnung nach, Geppa folgte gekränkt und gleichgültig mit den übrigen Leuten hundert Schritt hinter mir. Plötzlich höre ich seinen leisen Vogelpfiff. Ich wende mich um und sehe mein ganzes Gefolge auf einem Klumpen im Grase hocken und mit den Händen nach links deuten. Aber beim besten Willen kann ich von meinem Standpunkt aus dort links nichts entdecken. Ich sehe sie wieder fragend an und lese auf allen Lippen das Wort „Büffel". Ihre Gesichter verzerren sich vor Aufregung, alle Zeigefinger stechen nach einem unsichtbaren Punkte. Nun krieche ich ein Stück zurück.

Mein Gott! Dort, in einer kleinen Bodenfalte, keine zweihundert Schritt entfernt, steht er, ein Bulle, mein Bulle. Nur das gewaltige, tiefschwarze Haupt ragt aus dem Grase. Von der Stirn fließt in prachtvollem Schwung das Gehörn; die guten Kuhaugen sind sichernd auf mich gerichtet. In der nächsten Sekunde krachte mein Schuß. Der Büffel verschwand, wie vom Blitz erschlagen. Ich eilte hin, aber noch ehe ich zur Stelle war, verkündete ein starkes, dumpfes Aufbrüllen das Verenden des Gewaltigen. Das S-Geschoß hatte ihm den Halswirbel durchschlagen.

Nun lag der Preis unendlicher Mühen zu meinen Füßen. Und war schließlich doch das Geschenk eines glücklichen Zufalls. Der Jubel meiner Leute kannte keine Grenzen. Boten eilten ins nahe Lager voraus, meine vierzig Träger kamen mir wie das wilde Heer entgegengestürmt, umringten mich, schüttelten mir die Hände und fanden alle nur ein einziges Wort, ihrer Freude Luft zu machen: „Dank! Dank!"

Nun war auf der ganzen Reise von nichts anderem mehr die Rede als von dem Büffel. Es ist nicht zu glauben, mit welcher Beharrlichkeit die Neger ein und dasselbe Erlebnis immer und immer wieder mit derselben Umständlichkeit erzählen und von allen Seiten beleuchten können. Er war noch keine fünf Minuten tot, da war die Sagenbildung schon flott im Gange. Indem mir Jussuffiri den schweißgetränkten Bruch überreichte — das hatte er einem pommerschen Kürassier abgeguckt, mit dem ich bei seiner jungen Farm gejagt hatte —, zeigte er triumphierend auf eine beschädigte Stelle am linken Horn des Bullen: „Siehst du, Herr, das ist es, was dich gebannt hat. Wir haben gestern bis Mitternacht davon gesprochen, warum du wohl diesmal dauernd solches Pech hast, und haben uns die Antwort gegeben: durch irgendeinen Zauber ist unser Herr gebunden. Nun ist der Bann gebrochen, jetzt hat die Reise wieder Schwung."

Und Geppa, ausgesöhnt in dem wiedergewonnenen Gefühl seiner Meisterschaft, fügte hinzu: „Gott sagte im rechten Augenblick zu einem Dorn: Stich Geppa! Da stach mich der Dorn in den Fuß. Ich blieb stehen, um ihn herauszuziehen. Und da sah ich, wie sich der Büffel aus dem Grase erhob. Wäre ich weitergegangen, so hätte ich ihn nicht sehen können und du hättest ihn nicht erlegt."

Ich bin überzeugt, in dieser Form lebt die einfache Geschichte vom Büffel des Bwana Hakimu noch heute fort.

Westwärts ging diesmal die Reise, nach dem ostafrikanischen Graben, in das merkwürdige Land der Natronseen und der Riesenkrater. Eine wasserarme Steppenwüste von vier bis fünf Marschtagen Breite dehnt sich zwischen Aruscha und dem Grabenrande.

Es war am dritten Tag. Die Karawane war früh im Sternenlicht aufgebrochen, ich war mit einigen Askaris ein Stück vorausgegangen und erreichte nach einem sehr anstrengenden Marsch in der vollen Mittagshitze die „Ungeheuerschlucht", den für die Nacht bestimmten Lagerplatz. Es war kein sagenhaftes Ungetüm, das dieser afrikanischen „Drachenschlucht" den Namen gegeben hatte, sondern eine historische Persönlichkeit, die sich wegen ihrer gefürchteten Strenge bei den Eingeborenen des Spitznamens „Herr Ungeheuer" erfreute. Anheimelnd sieht es dort nicht gerade aus. Dünnes Dorngestrüpp klettert an den rissigen Wänden die Schlucht hinauf. Geröll von pechschwarzen Steinen liegt herum. Aber in einer Felsenpfanne findet sich etwas Köstliches – eine Pfütze von Lehmwasser. Diese gelbe Pfütze, die einzige in weiter Runde, hat seit Menschengedenken das wüste Loch zum gastlichen Asyl für alle Durchreisenden gemacht.

In einer halben Stunde, rechnete ich, mußte die Karawane nachkommen. Wir warteten. Aber Stunde auf Stunde verging.

Erschöpft schlief ich ein Weilchen in einem schmalen Schatten. Die brennende Sonne und der Hunger weckten mich bald. Wo blieben sie nur? Zwei Askaris machten sich auf und gingen zurück, der Karawane entgegen. Wir übrigen warteten. Und wieder verging Stunde auf Stunde. Diesen Nachmittag werde ich nicht vergessen. Ich hatte mich auf einen Felsblock am oberen Rande meiner Drachenschlucht gesetzt und starrte in die Steppe hinaus. Hundertmal durchbohrte ich mit dem Fernglas jeden Dornstrauch, zerpflückte jeden Grasbüschel – nichts, nichts.

Endlich kommt ein Askari zurück. Was wird er für Nachricht bringen? Wo sind die übrigen? Verirrt? Verschmachtet? Von Löwen angefallen? Zwei Träger folgen ihm, ohne Lasten, mit leeren Wassergefäßen. Die anderen lägen noch weit, weit draußen und könnten nicht mehr. Die drei trinken, rasten schweigend, nehmen die gefüllten Gefäße seufzend auf und gehen wieder hinaus in die Steppe.

Wir warten weiter, endlose Stunden. Der Hunger wird zum bohrenden Schmerz in den Eingeweiden. Der Kopf wird wüst und schwer. Der vertrocknete Gaumen kann nicht mehr schlucken. Die Ohren sind wie verstopft. Will man reden, so kommt eine fremde, heisere Stimme aus dem Rachen. Ein elender Zustand. Die Sonne geht unter. Die Zebras fangen ringsum an zu bellen. Wir starren und horchen in die Dämmerung hinaus. Klang das nicht in der Ferne wie ein menschlicher Schrei? Ich feuere zwei Schüsse ab. Die Ebene verschluckt den Knall. Die Minuten schleichen. Da wieder, jetzt ganz deutlich, Schreien und Rufen. Allmählich hört man sie reden. Ganz langsam nähern sich die Stimmen. Das war Salims kräftiger Baß! Jetzt schnauzt Salee einen Träger an. Und endlich kommen sie, gekrochen, wie Schatten in der Dunkelheit. Einer nach dem ande-

ren wirft stumm und stöhnend seine Last ab und sinkt zu Boden. Den Beschluß bilden die Askaris, stramm mit angezogenem Gewehr. Der Gefreite kommandiert schallend: „Abteilung — halt! Gewehr — ab! Links — um! Augen — rechts!" und meldet: „Zur Stelle." Mit einem Gefühl der Erleichterung drücke ich die braven, schwarzen Fäuste.

Sechzehn Stunden nach dem Frühstück bekam ich mein Abendbrot, und dann war Totenstille im Lager.

Aber noch lag ein böses Stück vor uns. Abermals mußte in der Nacht aufgebrochen werden. Mit Laternen geisterte meine Karawane, eng aufgeschlossen aus Furcht, verlorenzugehen, den düsteren Hang aus der Ungeheuerschlucht herauf in die freie Steppe. Langgeflügelte Nachtvögel huschten über unseren Köpfen. Und dann ging's endlose, endlose Stunden im langsamen Karawanenschritt nach Westen. Wolken bedeckten den Himmel und hingen schwer um die Berggipfel, die den Horizont umsäumten. Im Zucken eines Wetterleuchtens stand ungewiß die dunkle Gebirgsmauer des Grabenrandes vor uns, noch an die vierzig Kilometer entfernt. Und hinter uns knurrte und grollte ein Gewitter am Meru. Von Zeit zu Zeit brach der Mond durch die Wolken und ließ die stumpfe Steppe silbern aufleuchten.

Trübe kam der Morgen und nach und nach die glühende Hitze. Und Stunde für Stunde ging's weiter, der Gebirgshang vor uns wollte und wollte nicht näher rücken. Ich war wie zerschlagen, streifte aber doch kilometerweit vom Wege ab, um Wild für mein Trägervolk zu bekommen. Umsonst. Die offene Steppe ging in niederträchtiges, unübersichtliches Buschgelände über. Jede neue Biegung des Pfades zeigte nur, daß es ins unbegrenzte so weiter ging. Es war uns allen schauderhaft zumute. Aber vor uns, in einer Einbuchtung der Gebirgswand, winkten,

auf Augenblicke sichtbar, seit Stunden ein paar frischgrüne Braumkronen: Dort sollte das Lager sein. Ein kleiner Stamm schwarzer Bauern war dort an einem Bergwasser am Grabenrande vor Jahren von der Regierung als Etappenstation für durchreisende Karawanen angesiedelt worden.

Die Sonne näherte sich schon der Mittagshöhe, da taten sich endlich recht und links des Weges grüne Felder auf, auf denen alles wuchs, wonach ein Negergaumen steht. Engaruka war erreicht. Meinen Leuten war, als kämen sie in Mohammeds siebenten Himmel. Karunde fing an zu phantasieren: „Haia! Schafft Mehl herbei! — Steht schon da! — Und Mais! — Fix und fertig! — Wie ist's mit den Süßkartoffeln? — Soviel du haben willst! — Und Zuckerrohr? — Soll gleich geschnitten werden! — Vergeßt den Muhogo nicht! — Du sollst zufrieden sein! — Sind auch Bananen da? — In Hülle und Fülle!" Bis ihn einer unterbrach: „Hör auf!" Ihm lief das Wasser im Munde zusammen. Und ein Dritter warf dazwischen: „Wir werden mit bösen Schulden hier abrücken."

Wie weggeblasen war die Ermattung der Träger. Nur einer konnte wirklich nicht mehr, ein klapperdürrer alter Kerl. Er wäre mir am Wege liegen geblieben; so hatte ich ihn auf mein Reittier gehoben und ging selbst mit der Gerte hinterher. Mein ganzes Völkchen amüsierte sich über das schaukelnde Gerippe, das sich krampfhaft am Sattelknopf festhielt und ratlos umhersah, wenn der eigensinnige Schimmel mit ihm vom Wege ab nach einem besonders verlockenden Büschel zottelte und gemütlich grasend stehenblieb.

In diesem grotesken Aufzug rückten wir in Engaruka ein. Die Antilopenhörner tuteten hoch und tief. Die Stöcke schlugen taktmäßig an die Lasten. Mit Jubelschreien und Singen zog

die Karawane durch das Dörfchen. An den Flaggenmasten vor den Vorsteherhäusern gingen schwarzweißrote Fahnen zu meiner Begrüßung hoch. Die beiden Ortsschulzen meldeten sich mit ihren Ministern und gaben mir das Geleit zum Lagerplatz, der hinterm Dorfe in der Bergnische am rauschenden Bache liegt. Ein Dutzend Einheimische waren vorausgerannt und fegten den Platz fein säuberlich. Und kaum stand das Zelt, da kamen schon in langem Zuge die Herrlichkeiten, von denen Karunde geschwärmt hatte.

Einen Rasttag in diesem paradiesischen Lager füllten meine Leute buchstäblich vom Morgen bis zum Abend mit Essen aus. Essen können die Kerle, da steht einem der Verstand still. Von zwei Gnubullen, die ich am Morgen schoß, war am Abend so gut wie nichts mehr übrig. Man denke, zwei Tiere stärker als Hirsche, auf noch nicht vierzig Mann. Sie schlangen, bis ihnen die Bäuche als pralle Halbkugeln aus ihren hageren Körpern heraustraten. Mit frischen Kräften erstiegen wir dann die hohe, steile Bruchstufe des Grabens, die Natronseen an ihrem Fuße seitlich liegenlassend, und traten in das Land der Riesenkrater ein.

Auf der Karte sieht dieses Gebiet wie eine Mondlandschaft aus. Es ist ein ganzes Nest erloschener Vulkane mit ganz ungeheueren Kratern. Ein wenig abseits meines Weges lag der Elanairobi. Läge er irgendwo in Europa, er wäre als dreigestirnte Sehenswürdigkeit täglich von Vergnügungsreisenden aller Völker umlagert. So hat ihn nur ein kleines Häuflein Menschen gesehen. Durch Kraut und Moor steige ich, Büffelfährten folgend, sanft aufwärts. Plötzlich öffnet sich tief zu meinen Füßen der riesige Kraterkessel. Die steilen Hänge des geschlossenen Amphitheaters sind mit strotzendem Waldgrün ver-

brämt. Seine Sohle ist ganz von einem See ausgefüllt. Ein schwarzgrüner, urwaldumgebener Mummelsee in Ostafrika. Unzählige Tausende von hellen Pünktchen heben sich auf der dunkeln Wasserfläche da unten in der schattigen Tiefe ab, wie Schaumbläschen im Gewitterregen. Aber hellrosa. Ich feuere einen Schuß ab. Donnernd rollt der Knall an den Kraterwänden entlang. Und jetzt erheben sich die rosa Pünktchen, ordnen sich zu Schlangenlinien und schweben, phantastische Ornamente bildend, über dem schwärzlichen Grunde hin und her: es sind alles Flamingos, Tausende und aber Tausende von rosaroten Flamingos.

Aber der Elanairobi ist noch ein Zwerg im Vergleich zum Ngorongoro, dem Oberhaupt dieser Kraterfamilie. Er bietet, von der Zinne seiner Umwallung aus gesehen, ein völlig anderes Bild. Seine waldige Ringmauer umschließt eine kreisrunde, fast ebene Grassteppe von achtzehn Kilometer Durchmesser. Ein See unterbricht auf der einen Seite die gleichmäßige, hellgrüne Fläche. In der Ferne grüßt eine Gruppe langgestreckter Gebäude, das Gehöft eines deutschen Farmers. Aber was ist nun das wieder? Der ganze weite Boden des Kessels ist mit schwarzen Punkten getupft wie daheim im Frühjahr manchmal ein Saatfeld mit Staren. Die Punkte bewegen sich, das kribbelt und wibbelt wie Ameisen. Glas heraus! Ich traue meinen Augen kaum: Gnus sind es, Tausende, Zehntausende von Gnus.

Die Karawane wand sich den Abhang hinunter und zog durch den Kessel auf die Farm zu. Es war wie ein phantastischer Spuk. Gnus umgaben uns auf dem ganzen Wege. Gnus in Rudeln, Gnus in Herden glotzten uns von jeder Bodenwelle an. Gnus zogen uns nach. Gnus stoben seitwärts davon. Gnus in langen Reihen galoppierten wie Büffel vor uns her. Dazwischen wimmelten Zebras und Gazellen. Schakale schnürten durchs Gras.

Aus dem Sumpfschilf brüllten uns Flußpferde an. Und die Zahl der Vögel, Aasgeier, Flamingos, Kronenkraniche, Enten, Gänse, Möwen war Legion.

Ein blonder Hüne mit blitzenden Blauaugen begrüßte mich vor dem Herrenhause mit den gekreuzten Pferdeköpfen am Giebel. Ein streitbarer Mann aus dem Holze, von dem die ersten Wellenbrecher der Kultur geschnitzt sein müssen. Seiner Gastfreundschaft verdanke ich ein jagdliches Schauspiel, das in solcher Großartigkeit wohl niemand außer ihm zu bieten hat. Ein Gnutreiben.

Von einem Hügel in der Nähe seines Gehöftes sperrten wir die Strecke bis zum Kraterwall ab, die ersten zwei Kilometer durch Lappen, über den Rest, ebenfalls zwei Kilometer, verteilten sich die vier Schützen, mein Gastfreund, seine Gattin, einer seiner Angestellten und ich. Der vor uns liegende Raum, etwa der sechste Teil des ganzen gewaltigen Kessels, wurde links durch die Kraterwand, rechts durch eine im Winkel dazu verlaufende Bodenwelle begrenzt. Jeder Schütze legte sich auf seinem „Stande" auf den Boden und machte sich schußbereit. Ein Grasbüschel und ein gebleichter Gnuschädel bildeten meine ganze Deckung.

Vor mir dehnte sich die Grasfläche sechs, acht Kilometer weit, am Ende sanft nach dem Kraterrande zu ansteigend. Der ganze grüne Plan wimmelte von Gnus wie die Wand einer Massaihütte von Fliegen. Mehrere große Herden, jede von vielen Hunderten, standen zusammen, und in den Zwischenräumen glitten einzelne schwarze Punkte umher. Deutlich hörte man das vielstimmige Blöken und Brüllen. Allmählich kam in die entfernten Herden — über eine Stunde weit von uns — Bewegung: Die Treiberkette rückte vor. Eine Herde nach der anderen schob sich

in der Richtung auf uns zu. Wie Schwadronen und Regimenter kamen sie von der Höhe herunter. Einen Trupp von mehreren Hunderten sah man im Galopp zur Seite über die Bodenwelle ausbrechen. Aber die Hauptmasse ließ sich gehorsam auf uns zu drängen und füllte nach und nach die wimmelnde Herde auf, die auf zwei Kilometer Entfernung in drei bis vier Kilometer breiter Front uns am nächsten stand. Schließlich waren nach übereinstimmender Schätzung sechs- bis achttausend Gnus vor uns versammelt.

Noch war die vorderste Linie ruhig. Die meisten äsen oder lagen widerkäuend im Grase. Die Bullen trieben die Kühe und rannten gegeneinander an. Die Kälber sprangen spielend um die Mütter herum. Jetzt werden sie unruhig und werfen auf. Ein starker Trupp von Bullen löst sich aus der Masse los und trabt gegen die Lappen vor, stutzt, wendet und galoppiert auf den ersten Schützen zu. „Tack!" sagt dessen Gewehr, und sie jagen an ihm vorbei. Nun kommt die ganze Masse in Fluß. Wie eine Armee von Kavallerie braust sie in mehreren Treffen auf uns los. Die Leitbullen wie Offiziere voraus. Die mächtigen Hörner sind gesenkt, die Schweife peitschen die Luft. Stöhnend und grunzend stürmen sie heran. Der Boden dröhnt von dreißigtausend trampelnden Hufen. Dort, wo der schwarze Haufen am dichtesten ist, schwebt eine weiße Fahne darüber — ein Möwenschwarm, der, im Fluge eng zusammenhaltend, wie ein flatterndes Standartentuch aussieht.

Der Flügel rast auf die Lappen los. Hundert Meter davor prallen die Vordersten zurück. Das Ganze staut sich, schwenkt im Galopp ein, fegt an den Schützen entlang. Ein Trupp nach dem anderen stürmt in toller Fahrt durch unsere Linie. Nur wenige Schüsse fallen. Die stärksten Bullen werden aufs Korn genom-

men. Sie überschlagen sich im Sturz oder rasen wie Kreisel umher, ehe sie zusammenbrechen. Immer neue Regimenter und Brigaden rücken von hinten auf. Zebras, Gazellen, Hyänen, Schakale, selbst Vögel aller Art, werden mit fortgerissen von der schnaubenden, stampfenden schwarzen Flut der Gnus, als wälzte der Steppenbrand sich hinter ihnen her. Und schließlich bricht die ganze polternde Masse in wahnwitziger Flucht zwischen den Schützen durch.

In unserem Rücken aber beruhigten sich die Tausende merkwürdig schnell und begannen wieder zu äsen, zu kämpfen und zu spielen, als ob nichts geschehen sei.

Als wir durch die blökenden Gnumengen zum gastlichen Hofe zurückritten, dachte ich an das Wort jenes Farmers am Meru, er habe das Seitenstück zu den Bisons Buffalo Bills in den Steppen Ostafrikas gefunden.

Mit Weidmannsheil und Weidmannsdank schied ich von dem Beherrscher dieses Wildparadieses und wanderte weiter, neuen Erlebnissen und Wunderdingen entgegen.

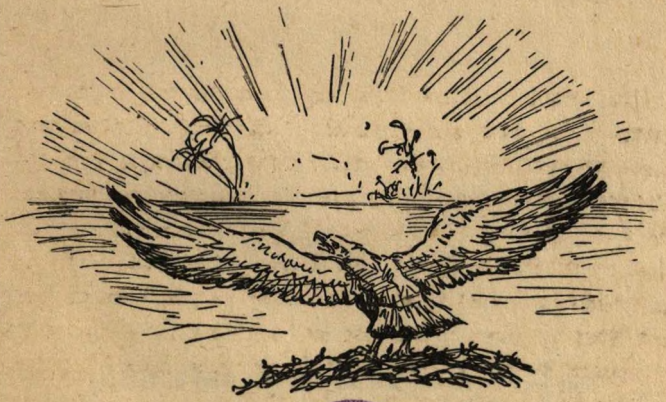
* * *

Ihr deutschen Jungen, wie gönnte ich doch recht vielen von euch, einmal diesen Zauber, dieses Hochgefühl des Schweifens durch die Wildnis zu kosten. Nicht als müßige Gäste, nicht als Aberteurer ohne höheres Ziel oder als Mietlinge im fremden Sold, sondern als Mitarbeiter, als Mitverantwortliche an der hohen Menschheitsaufgabe, diese wilden, zukunftreichen Länder zu erschließen, zu befrieden, zu entwickeln — als Deutsche, die der Welt zu zeigen haben, wie wir diese gemeinsamen großen Probleme der Kolonisation anfassen, um deren Lösung fast alle weißen Völker, jedes auf seine Art, sich bemühen.

Seit Jahrhunderten ist das ungezählten Tausenden von tatenfrohen jungen Männern der anderen europäischen Kulturnationen beschieden gewesen, und die deutschen Jungens haben sich an einem Aufsud ihrer Schilderungen berauschen dürfen. Ein kurzes Menschenalter lang war es besser geworden. Ein kurzes Menschenalter lang haben viele Hunderte von Zeltwimpeln in den deutschen Farben unter den Akazien deutschafrikanischer Steppen geflattert, und Hunderttausende von Schwarzen haben es nicht anders gewußt, als daß die blauäugigen Herren mit ihrer unbegreiflichen Fülle an Macht und Wissen sich „Wadeutschi" nannten.

Wehte nicht schon ein frischer Hauch jener inneren Freiheit und Vorurteilslosigkeit, jener Weite des Blicks und großen Auffassung aller Dinge, wie sie die tätige Berührung mit der weiten Welt mit sich bringt, von Überseedeutschland nach der Heimat herüber?

Aber das alles war nur ein Anfang — es war erst eine Aussaat — eine Hoffnung — — —



Pol. Tow. Geograficzne w Warszawie
Biblioteka Centralna

Satz und Druck der Dr. Karl Meyer GmbH. Leipzig

10373